Zweites Buch.

XV.

Ausfahrt.

Hella erwachte mit dem Wohlbehagen, das ein fester Nachtschlaf zurückläßt.

Nur erst allmählich konnte sie ihre Gedanken sammeln. Wo war sie denn eigentlich? Richtig in Berlin bei Cousine Lizzy.

Da, auf dem Fauteuil lag das grüne Ballkleid, dort das Bouquet, das Fritz Vollborn ihr mitgebracht hatte. Das rief ihr den gestrigen Abend zurück, die kleinen und großen Erlebnisse zogen in den Stimmungsbildern, die sie in der Seele gelassen, vor ihr vorüber.

Aus dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge hätte man es herauslesen können, was sie gerade beschäftigte. Die rührende Güte und Treue Fritz Vollborns, seine Verstöße gegen die feinste Sitte, ihre Triumphe, das Compliment, das ihr Frau Joseph Lobenstein über ihre Toilette gemacht hatte, Corinna Rodstock, der Toast des

Spiritisten, das beängstigende Andrängen von Reßmann, Curt, wie er ihr ihre letzten Mittel entriß und mit der Schauspielerin abzog. Lizzys cynischer Egoismus und ihre Brillanten. Sie sah Lizzy in der lächerlichen Pose vor sich, in der die Hand in der Tasche nach ihren Ohrgehängen darin suchte.

Da erst tauchte das Bild auf, mit dem ihre Nacht geschlossen hatte.

Sie auf dem Wege nach dem Cabinet, mit dem Etui sich in ihr Zimmer schleichend. Und darin der Perlenschmuck.

Ist es mehr als ein Traum?

Sie griff unter das Kopfkissen, da fühlte sie das Etui.

Hastig zog sie es hervor. Sie öffnete es. Da lagen die großen Perlen mit der Leichenfarbe, die ihnen der graue Morgenschein gab. Ja, sie hat es gethan. Und da sind sie!

Es duldete Hella nicht länger im Bett.

Rasch warf sie ihr Morgengewand über.

Wie kam ich nur dazu? sagte sie sich. Wenn ich jetzt zurückdenke, sehe ich wie im Nebel. So muß das Nachtwandeln sein.

Was jetzt beginnen?

Wenn sie Lizzy die Perlen wiederbrächte! Das kann sie ja.

Ein Scherz, den sie gemacht — zwar ein gewagter Scherz, aber er wäre gut dazu, Lizzy zu zeigen, wie wenig sie selbst mit ihrem Geheimschrank ihren Schmuck zu verwahren vermag.

So kann sie das auslegen.

Aber Lizzy wird sie durchschauen. Sie wird zu Allem lachen, was sie auch vorbringen wird. Innerlich aber wird sie sich sagen: Sie hat die Perlen doch genommen, um sie zu behalten, aber der Muth ist ihr ausgegangen, und nun bringt sie sie zurück.

Ein neuer Triumph für Lizzy und eine Geschichte, die sie ganz in die Hand Lizzys giebt. Sie wird dieselbe verschweigen bis zur kleinsten Reibung, dann wird sie Fräulein Ludmilla erzählt und tritt ihre Wanderung durch Berlin an. Durch alle Salons und Foyers. Welche Färbung wird man ihr geben, und welche Commentare werden sich daran knüpfen!

Nein, das geht nicht, da ist es schon besser, das Etui in den Canal zu werfen. Oder es zu behalten. Warum nicht? Das war ja, was sie wollte, nach dem sie rang. Die rettende Planke, die sie in den sicheren Hafen tragen konnte. Und sie von sich werfen, jetzt, nachdem sie sie gefaßt hatte, sich noch weiter hinaus in die stürmende See treiben lassen?

Welche Thorheit!

Ist sie denn feige? Sie, eine Olzen — nein, das ist sie nicht. Es kommt Alles darauf an, die Entdeckung zu vermeiden. Die Wintersaison ist ja doch zu Ende. Bis Lizzy den Verlust bemerken wird, ist schon längst Gras über die Sache gewachsen. Sie ist weg, in Coblenz verheirathet, unter Fritz Vollborns Schutz, der schon für sie sorgen wird.

Sie hat schon genug Gerichtsfälle in den Zeitungen gelesen, und sie hat sich gemerkt, wie es beim Verkaufen von Juwelen zugeht, an wen man sich zu wenden hat, wie leicht sich das vollzieht, wie begierig Juweliere auf solche Geschäfte sind. Mit Vorliebe hat sie gerade seit einiger Zeit die Criminalberichte studirt; in ihren schlimmsten Verlegenheiten hatte sie sich oft unwillkürlich gefragt, wessen sie fähig sein würde, wenn sie zum Aeußersten gebracht wäre, wenn sie die Gelegenheit fände, sich mit einem Schlage aus der Klemme zu ziehen.

Sie hat sich dann besonnen, wo die Leute nur den Muth herbekommen, so etwas zu thun.

Nun hatte sie ihn selbst gefunden.

Wie leicht war es doch gewesen, sie hatte es sich nicht so vorgestellt. Jetzt noch die richtige Vorsicht in der Auswahl des Juweliers, wo sie die Perlen los wird und Alles ist geordnet. Verkaufen oder versetzen.

Wenn das Letzte geht, ist es vielleicht das Beste. Man kann das Perlengehänge gelegentlich wieder auslösen, dann ist ja auch für das Schlimmste gesorgt.

Bei welchem Juwelier? Sicher nicht bei dem Hofjuwelier, der sie kennt. Ueberhaupt nicht unter den Linden. Aber zwischen Börse und Alexanderplatz erinnert sie sich eines Juwelierladens. An- und Verkauf von Juwelen hat sie mit großer Schrift darauf gelesen. In jener Gegend kennt man sie nicht. Da wird es gehen. Und sicher wird es ihr an Haltung nicht gegen solche Leute fehlen; sie, sie kennt den Verkehr mit ihnen, wie sie behandelt werden müssen. Recht scharf und doch freundlich, recht freundlich. Das imponirt immer.

Sie empfindet selbst eine Art von Neugier darauf, wie sie sich aus der Sache ziehen wird. Der Fall beginnt sie ordentlich zu interessiren.

Sie trat ans Fenster. Alles feucht und grau. Schneeflocken flogen an die Scheiben und glitten dann als Wassertropfen daran herunter. Der Wind kam gerade auf ihr Fenster angesaust. Die Bäume des Parkes beugten und neigten sich nach ihr zu. Die schwanken Aeste wiesen mit Fingern auf sie hin. Wenn der Wind einen rechten Ansatz machte, hörte man zugleich das Knarren der großen alten Pappel, die noch

von uralter Zeit her auf dem Grundstück stand, und das Röcheln des Windes im Kamin.

Der Portier ging, um das Thor zu öffnen. Ein Wagen fuhr an und hielt am Hause. Offenbar ein Doctorwagen. Was war denn los?"

Doctor Röstel, der Hausarzt und Rahel stiegen aus und verschwanden rasch im Haus. Sie zog sich eilig an; sie mußte wissen, um was es sich handelte. „Es wird doch nicht Reßmann sein?" Das durchzuckte sie. „Oder Lizzy!" Der Gedanke, daß Lizzy in einer Gefahr schweben könnte, hatte etwas Beruhigendes, Aufmunterndes für sie. Sie gab sich keine Rechenschaft davon, aber sie fühlte instinctiv, daß eine Erkrankung Lizzys ihr Unternehmen erleichtern würde. Und wenn gar das Aergste sein würde ... sie dachte den Gedanken nicht aus. Sie wies ihn rasch ab.

Aber sie staunte, wie er sich überhaupt hatte melden können.

Lizzy war in der That erkrankt. Rahel kam auf Hellas Zimmer, um das zu melden. Eine Indigestion, die sich noch in der Nacht, bald nachdem Lizzy zu Bett gegangen, unter heftigen Krampferscheinungen gemeldet hatte. Es war dies bei Lizzys felsenfester Gesundheit und ihrem guten Magen sehr auffallend. Der Doctor schrieb es dem übermäßigen Tanzen zu und der zu sehr

getrüffelten Pastete. An Gründen, aus denen sich die Erkrankung erklären ließ, fehlte es dem Doctor nicht. Als er fortging, hatte er eine Menge von Dingen angeordnet und verschrieben. Auch eine Krankenwärterin hatte Röstel herbeischaffen wollen. Das aber verbat sich Frau Lizzy ernstlich, das wolle sie Kranken von Profession überlassen. Rahel solle die Pflege übernehmen. Sie lachte über die Amtsmiene, die Doctor Röstel auf einmal angenommen habe, dann stöhnte und wimmerte sie wieder. Zum Doctor, der sie trösten wollte, hatte sie gesagt: „Das verstehen Sie nicht, mir thun die Schmerzen weher als anderen Leuten.“

Rahel erzählte weiter, Reßmann sei in der Morgenfrühe nach der Bahn gefahren, er habe nur mündlich dem Diener mitgetheilt, er werde in einigen Tagen zurückkommen. Dann fragte sie, wo Hella frühstücken wolle, unten im Speisezimmer oder auf ihrem Zimmer?

Hella entschied sich für das Letztere. Als Rahel einen Gruß von Lizzy und ihr Bedauern ausrichtete, daß sie für ihren Besuch gar nichts thun, ja ihn nicht einmal empfangen könne, erklärte Hella, sie habe etwas Kopfweh, wolle den Tag ruhig auf ihrem Zimmer bleiben und am späten Nachmittag nach Wannsee zurückfahren. Rahel war noch in Hut und Mantel, wie sie zum Arzt geeilt war. Während Rahel mit Hella sprach,

betrachtete diese die Kleidungsstücke sehr sorgfältig. Rahel trug einen Rembrandthut mit großer, weit vorstehender Krempe, der in das Gesicht schattete. Eigenthümlich war ihr Mantel, der Bräutigam Rahels, ein entfernter Vetter, hatte ihn verfertigt, der in einem Confectionsgeschäft schneiderte, das für das Ausland arbeitet.

Der Vetter sammelte sich unter der Hand eine Kundschaft, auf die er seiner Zeit ein selbstständiges Geschäft begründen kann.

Der Mantelstoff war ziemlich geringwerthig, aber der Schnitt in hohem Grade extravagant. Wenigstens für Berlin, wo alle Moden herabgestimmt und in das Gleichgiltige verzogen werden müssen, damit sie gerade so nichtssagend bleiben, wie ihre Vorgängerinnen.

Im Auslande, in Valparaiso, in Warschau und Moskau folgt man aber gerade dem entgegengesetzten Princip, und so zeichnete sich Rahels Mantel durch allerhand aus, was der Berliner „Mätzchen" nennt, namentlich durch ein halbes Dutzend Kragen, die sich übereinander aufbauten und durch eine Fülle von Taschen, die mit großen Knöpfen sich auf allen Seiten signalisiren.

Just die Ausstattung, die für Hellas Ausgang passen würde; sie selbst war ja nur mit einer Nachttoilette nach Berlin gekommen. Sie hatte sich gemerkt,

daß Rahel Hut und Mantel an das Kleiderbrett des kleinen Corridors vor ihrer Thür im Erdgeschoß des Pavillons aufzuhängen pflegte.

Hella frühstückte flüchtig.

Dann verschloß sie ihr Zimmer und schlüpfte die Treppe hinunter.

Da hing auch in der That Rahels Hut und Mantel. Sie legte Beides an und ging mit eiligen Schritten an der Portierloge vorbei, der Gartenthür zu.

„Wohin schon wieder, Fräulein Rahel? Geht's der gnädigen Frau schon wieder schlechter?" rief ihr der Portier nach.

Hella kehrte sich nicht um, sie passirte das geöffnete Thor. Dann war sie auf der Straße und verschwand in der Richtung nach dem Stadtbahnhof. Das Medaillon für die Photographie Fritz Vollborns fiel ihr ein. So etwas soll sie ja kaufen. Mit der Verhandlung über ein Medaillon will sie ihr Geschäft mit dem Juwelier beginnen.

Sie löste sich ein Billet für die dritte Klasse. Dort wird sie sicher Niemand kennen. Während der Fahrt öffnete sie vorsichtig das Etui. Mit goldener Schrift stand darin gedruckt: Maurice Friedensreich, Varsovie. Das war offenbar die Firma des Gold-

schmieds, bei dem die vorige Besitzerin des Schmuckes denselben hat einfassen lassen.

Warschau! Das ist gut, von dort konnte sie ja kommen.

Sie sann einen Augenblick nach.

Dann war ihr Plan fertig.

Ehe sie in das Coupé stieg, kaufte sie sich eine Zeitung, und im Coupé studirte sie eifrig die Liste der in den Gasthöfen eingekehrten Fremden.

XVI.

Der Stromer.

Das trübe, feuchte Wetter hielt den ganzen Tag an.

Etwa zwei Stunden, nachdem Hella in Rahels Mantel und Hut die Villa Lobenstein verlassen hatte, traf sie wieder an dem Thor der Villa ein.

Der Portier wunderte sich, als er den Zug zur Oeffnung der Straßenthür in Bewegung setzte, daß Rahel jetzt von draußen komme, er hatte sie eben doch noch im Hause gehört. Einen Augenblick besann er sich, ob denn das stimmen könne, dann aber erschien ihm der Fall zu unwichtig, um die Lectüre des „Kleinen Blattes“ zu unterbrechen, in das er sich vertieft hatte. Der große Mord, der pünktlich für jede Montagsnummer eintrifft, fehlte auch diesmal nicht. Er war besonders greuelvoll, und das Blut spritzte darin nach allen Richtungen.

Ohne Jemand zu begegnen, schlüpfte Hella in den Pavillon, hing Mantel und Hut wieder dahin, wo sie

dieselben genommen hatte, und eilte auf ihr Zimmer, in dem sie sich wieder einriegelte. Es war jetzt zwölf Uhr.

Wiederum erschien Rahel und frug Hella über ihre weiteren Tagesdispositionen. Mit dem Vieruhrzug wolle sie nach Wannsee zurück. Hella frug nach dem Befinden von Lizzy; dieselbe sei besser, aber in Folge der angewandten narkotischen Mittel etwas betäubt. Das zweite Frühstück sei unten im Speisesaal servirt, fuhr Rahel fort, wo auch ihr Bruder Curt auf sie warte.

Hella hätte auf Beides verzichtet, auf ein Frühstück und die Unterredung mit ihrem Bruder Curt. Sie sah aber, daß sie sich fügen mußte, und begab sich in das Speisezimmer.

Es waren zwei Couverts gelegt. Curt hatte es sich schon bequem gemacht und erwartete mit Ungeduld den Beginn des Frühstücks, in das er sich alsbald gründlich vertiefte. Hella stocherte nur auf ihrem Teller herum.

„Famoser Abend gestern," sagte Curt, als der Diener sich entfernt hatte. „A propos, was hat Lizzy gesagt? Will sie Geld geben?"

„Sie hat es gar nicht bis zu einer Frage von mir kommen lassen. Sie machte es mir schon vorher klar, daß sie für Geldgeben überhaupt nicht zu sprechen sei. Ich habe indessen Aussicht, etwas von anderer Seite zu bekommen."

„Nun siehst Du, Hella,“ rief Curt triumphirend, „daß ich Recht habe. Warum gleich verzweifeln, ich habe Dir gleich gesagt, daß sich immer noch etwas gefunden hat. Uebrigens bist Du eine großartige Person! Wie Du das wieder machst, Du hast ordentlich etwas in Deinem Blick, daß Dir Niemand zu nahe kommen möge.

So anders kommst Du mir vor,“ sagte er, sie forschend ansehend. „Reßmann ist plötzlich abgereist,“ fuhr er fort, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Was hat er denn?“ frug Hella.

„Vermuthlich eine Liebesangelegenheit,“ erklärte Curt. „Darauf kommt es bei ihm doch regelmäßig hinaus. Und bekommen wir das Geld baar?“

„Ich hoffe es,“ sagte Hella.

„Das ist absolut nöthig. Nur bringe es rasch zur Stelle, denn ich kann auch für meine Privatangelegenheiten nicht länger mehr darauf warten. Mit dem englischen Vetter Lobenstein habe ich mich gestern Abend sehr gut gestellt; er wußte die Ehre meiner Bekanntschaft zu schätzen. Ich werde bei Joseph Lobenstein einen Besuch machen.“

„Eine feine Dame,“ sagte Hella.

„Ich weiß nur nicht,“ fuhr Curt fort, „was ich jetzt lernen soll, zu Ehren der Frau Lobenstein fran=

zösisch oder zu Ehren der Nichte englisch. Wenn die Eine griechisch, die Andere lateinisch spräche, hätte ich mehr Aussichten, mich ihnen verständlich zu machen."

„Und was willst Du zu Ehren von Corinna Rodstock lernen?" sagte Hella, ihren Bruder scharf fixirend.

Dieser erröthete ein wenig.

„Eine flüchtige Bekanntschaft. Wann gehst Du nach Wannsee zurück?"

„Gegen Abend," sagt Hella. „Wirst Du mich begleiten?"

„Grüße Mama und Wanda. Morgen komme ich zurück. Bis dahin ist ja wohl auch das Geld da. Lizzy hat sich kolossal den Magen verdorben. Ich gönne es ihr von Herzen. Und nun Adieu."

Er nahm kurzen Abschied von Hella und ging.

Hella sah ihm mit einem düsteren Blick nach. Etwas Feindseliges gegen ihn hatte sich in ihrer Brust zu regen begonnen. Schon gestern Abend hatte es eingesetzt, als Curt ihren Geldbeutel plünderte, um die Schauspielerin heimzuführen. Und jetzt hatte sie Curt behandelt, als wäre sie nur dazu da, ihm Geld zu verschaffen. Noch nicht einmal einen aufrichtigen Dank. Hatte sie es dazu gethan? Nein! Curt wird jede Anstrengung machen, ihr das Geld raschestens zu entreißen. Aber sie versprach sich, es diesmal zu vertheidigen. Seit

der That dieser Nacht steht sie der Welt anders gegenüber. Auch die Kette ist zerrissen, die sie an Curt band. Für sich hat sie jetzt zu sorgen, für sich zuerst. Sie wird die Gläubiger beschwichtigen, die Hochzeit anständig vorbereiten. Erst wenn diese vorbei ist — wird sie sich ganz sicher fühlen.

Wie falsch dieser Reßmann ist — erst diese Scene auf dem Ball und Morgens verschwunden, auf neuen Liebespfaden, wie Curt ihr verrathen hat. Gut, daß sie nichts, gar nichts mit ihm zu thun hat . . . Am Ende gar diese schreckliche Corinna Rodstock?

Doch ist es mehr als ein Gerede von Curt? Wenn es am Ende die Eifersucht gewesen wäre, die aus ihm spricht. Eine Stimme in Hellas Innerem übernimmt die Vertheidigung Reßmanns — sie hört noch einmal die vibrirenden Worte, die er zu ihr sprach. Nein, so etwas kann man nicht erheucheln!

Um vier Uhr meldete Franz, der Diener, der Wagen halte unten, um das gnädige Fräulein an die Bahn zu bringen.

Es war Frau Reßmanns eigener Wagen, sie hatte das selbst noch angeordnet.

Das Trinkgeld, das Hella der Dienerschaft hinterließ, war weit über deren Erwartung, ganz auffallend hoch ausgefallen. Dementsprechend war auch die Ver-

beugung des Portiers entsprechend tief, fast die äußerste Curve, die er noch herausbringen konnte.

Im Coupé der Bahn nach Wannsee suchte sie die äußerste Ecke. Eine kleine Ledertasche hatte sie übergehängt, die früher nicht an ihr zu bemerken war. Sie drückte die Feder der Tasche, daß diese sich öffnete. Hella griff mit der Hand hinein; der Mitreisenden wegen wagte sie nicht, den Inhalt herauszziehen. Aber sie fühlte den weichen klebrigen Eindruck von Banknoten, und ein befriedigender Zug ging über ihr Gesicht, als sie ihre Hand wieder herauszog.

Ja! Sie hatte Geld, und wie sie dahinfuhr zwischen den Kieferwaldungen sann sie dem Problem nach, wie sie das Geld erklären, wie sie es zugleich gebrauchen und verbergen konnte . . .

Sie hatte sich in Wannsee die Aufwartefrau und den Omnibus an die Bahn bestellt, aber sie sah von Beiden nichts als sie angelangt war. Wiederum forschte sie in der Vorhalle und den Wartesälen.

Es war kaum mehr als vierundzwanzig Stunden, daß sie hier mit Lackmeyer zusammen war, ihm flehend und verzweifelnd nacheilte. Was hatte sich seitdem nicht Alles verändert! Glücklicherweise war sie jetzt mit Lackmeyer fertig; die Insolenzen dieses Menschen brauchte sie sich nicht mehr gefallen zu lassen.

Hella trat in den Wartesaal dritter Klasse und befrug sich bei dem Mädchen, das dem Büffet vorstand, nach der Aufwartefrau. Das Büffetmädchen wußte davon nichts; aber in einer Viertelstunde werde der Omnibus da sein. Das Mädchen verehrte Hella; die zahllosen Romane, die es in den Abständen zwischen den Zügen las, in denen das Geschäft ganz ruhte, hatten ihre romantischen Gefühle entwickelt. Hella erschien ihr als die Heldin der interessanten Abenteuer aller Art, durch die sie sich durchlas; auch Curt hatte ihr Interesse erregt, obgleich er sie wahrscheinlich nicht einmal bemerkt hatte. Das Geschwisterpaar war ihr hochbedeutsam, es spielte, ohne daß diese es ahnten, eine große Rolle in dem Leben des Büffetmädchens. Sie verfolgte dessen Gehen und Kommen mit unablässiger Sorgfalt.

Jetzt winkte das Büffetmädchen Hella etwas näher.

Sie zeigte auf einen Menschen, der in der Ecke des Saales auf einem Stuhle saß. Es war der Stromer, der auch gestern dagesessen hatte.

Der bis oben zugeknöpfte Tuchrock, die rothe Nase das schmutzig rothe Halstuch, Alles stimmte.

Nur das behagliche Lächeln und der pfiffig schmunzelnde Zug waren von dem Gesicht des Menschen verschwunden. Ein Mann in der Uniform der Amtsdiener

hielt sich neben ihm, und die Hände des Mannes waren auf den Rücken gebunden.

Gestern am hellen Mittag, sagte das Büffetmädchen zu Hella, sei in der Villa Kroneck eingebrochen worden. Es müßten Zwei gewesen sein. Die Jalousie sei hochgehoben worden. Dann haben sie das Fenster mit einem Pechpflaster eingedrückt. Es ist Einer eingestiegen und hat das Spind erbrochen; es sei etwas Geld darin gewesen und eine Anzahl silberne Löffel, die vom Sommer her drin geblieben; denn die Villa sei jetzt unbewohnt. Der Mensch in der Ecke soll nach Berlin in's Gefängniß. Die silbernen Löffel sind noch bei ihm gefunden worden.

„Ganz recht," sagte der Stromer, der noch einige Worte der Unterhaltung aufgefaßt hatte. „Gefunden habe ich die Löffel. Auf der Straße lagen sie. Warum sollte ich die edle Gabe umkommen lassen? Silberne Löffel sind ohnedies so selten, mehrstens ist es Alfenid. Eine Gemeinheit ist es."

Er warf einen Blick auf Hella und nickte ihr vertraulich zu.

„Das Fräuleinken dort," fuhr er fort, „muß mich kennen, von gestern her, wo ich ihr den Herrn nachwies, den Jäger. Das kann für mich wichtig werden, wenn ich mein Alubi nachweisen will."

„Sie würden am besten thun, wenn Sie gleich ein Geständniß ablegen würden," sagte der Amtsdiener, „es kommt doch immer Alles heraus. Sie kommen schnell durch die Untersuchung, und in der Strafe ist es milder."

„Da müssen Sie sich doch einen Dümmern suchen, Herr Polizeicommissär," sagte der Stromer. „Kenne det. Darauf falle ich nicht mehr hinein. Wenn sie sich nicht mehr zu helfen und zu rathen wissen, ob man es gewesen ist oder nicht, so fangen sie an, auf Geständniß zu drücken, sonst brauchen Sie das nicht . . . Und daß die Strafe geringer wäre, wenn Einer gesteht, das ist auch so ein Reinfall. Hat man ihnen den Willen gethan, so lachen sie Einen hinterher aus — hätte er das Maul gehalten, der dumme Kerl, so hätten wir nichts machen können. Nun soll er aber diesmal dran, und für das vorige Mal, wo er sich durchgelogen hat. Ich kenne ganz genau meine Artikel," fuhr er fort. „Die halte ich auch, über die geh' ich nicht hinaus, niemals nicht — das kann mir jedes Gericht bezeugen. Diebstahl ist, wer eine fremde bewegliche Sache in der Absicht nimmt, sie rechtswidrig zu gewinnen. Die Löffel sind fremd und beweglich, das gebe ich zu — ich bin Keiner, der Alles leugnet. Aber rechtswidrig ist det nich, ick habe die Löffel gefunden. Was ist da

rechtswidrig? Darauf bleib' ich. Und dann hab' ich auch mein Alubi durch das schöne Fräulein. Ihnen zu Liebe, Herr Commissär, wo Sie ein so braver Mann sind, der es gut meint, möcht' ich ja gern Alles gestehen, aber es ist gegen mein Gewissen. Et geht nich."

„Sie sollten sich was schämen," sagte das Buffetmädchen, „ein so kräftiger Mann wie Sie könnte doch arbeiten; betteln, wenn man's nicht nöthig hat, ist auch gestohlen."

„Ich bin nicht, was Sie meinen, verehrte Cognacfee, jede Arbeit paßt mir nich," sagte der Stromer, „ich könnte jetzt eine schöne Bauernstelle haben — aber die bösen Zeiten! Und der ewige Durst! Det reißt am Menschen. Wenn mir Jemand so eine Anstellung geben wollte wie Ihnen, Jüngferchen, den ganzen Tag im Warmen zu sitzen, neben all den schönen Pullen" — er warf einen begehrlichen Blick nach dem Glasschrank mit den schönetikettirten Flaschen — „det wollt' ich schon machen. Aber beim Bücken bekomme ich Kreuzschmerzen. Det hab' ich schonst von Kindesbeinen an und ist die letzte Ursache von meinem Ruin. Jetzt zuckt's mir schon wieder dahinter — Brr — wenn der Herr Commissär mir die eine Hand doch ein bischen lockerer binden wollte, daß ich doch einmal darauf jucken könnte... So, und Gott vergelt's Ihnen," sagte er, als der Polizist

den Riemen etwas leichter zog. Er trat näher an das Büffet heran und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fenster nach dem Bahnsteig zu.

„Und was die Arbeit sonst anbelangt,“ redete der Stromer, der einmal im Fluß schien, weiter, „so gehen Sie doch nur einmal unter den Linden, und sehen sich die Menschen dort an. Lauter Arbeitslose in Pelzröcken und Lackstiefeln. Gegen solche Arbeitslose sagt Niemand nichts. Warum? Sie haben sich das Geld schon anderswo zusammengestohlen, mit dem sie so dicke thun. Denn woher sollten sie das Geld haben als von den armen Leuten, die sich abschinden müssen, damit die sich unter den Linden so schön zieren können. Da werde ich mich doch von denen nicht zum Besten halten lassen mit Arbeit, wo ich selbst früher Haus und Hof gehabt habe.“

„Das Stehlen aber ist doch verboten,“ sagte das Büffetmädchen.

„Die Gesetze sind alle gegen die armen Leute gemacht und für die reichen und die Gerichte auch. Wenn alle die eingesperrt werden sollten, die stehlen — so große Gefängnisse giebt es gar nicht. Mir hat man auch so ein Kerl meinen Hof gestohlen und macht sich noch dicke damit. Manche gehen herum, von denen man es gar nicht glauben sollte, und haben doch gestohlen.“

Der Mensch sah sich triumphirend und fragend im Kreise um, ob Jemand gegen seine Darlegung etwas einzuwenden haben werde. Er beachtete Hella dabei nicht mehr als die Anderen; aber diese meinte in seinen Blicken einen besonderen Nachdruck auf sich ruhen zu fühlen. Die That dieser Nacht war ihr vor die Seele getreten. Und sie erröthete unter dem Blick.

Diese Bewegung entging dem forschenden, lauernden Auge des Stromers nicht.

„Dat schöne Fräulein dort," sagte er, „weiß davon auch so viel wie andere Leute. Es kommt Alles darauf an, wie man's treibt. Si facesti nego, sagt mein Rechtsvertheidiger."

„Ist es die Möglichkeit," rief er mit einem Male, nach der Vorhalle zeigend, zu welcher sich die Thüre eben öffnete. „Mein College Fritze, selbiger, welcher —"

Der Amtsdiener sprang auf, als er dieses Wort hörte. Fritze sollte es gewesen sein, der mit dem Stromer den Diebstahl vollführt hatte, er hatte Auftrag, ihn zu arretiren. So rannte er nach dem Vorsaal zu und gerade auf den Portier, der herankam, um das Herannahen des Zuges anzukündigen.

Ehe sich die Beiden noch auseinandergewirrt hatten, war der Stromer zum Fenster gesprungen, mit einem Riß hatte er die rechte Hand frei, dann das Fenster

geöffnet. Ein Sprung — er war auf dem Bahnsteig, mit einigen Sätzen flog er über die Barrière, über die Schienenreihen und war im Wald und Abenddüster verschwunden.

Der Amtsdiener und der Portier kehrten von ihrer kurzen Verfolgung zurück.

„Die Canaille," sagte der Amtsdiener erbost; „wie er gesprungen ist. Aber dem Galgen entläuft er doch nicht. Dem entläuft kein Dieb und ist noch keiner entlaufen."

Mit dem Omnibus kam jetzt die Aufwartefrau.

Hella fuhr nach Hause zurück.

Der Stromer zog sich nach einem ihm bekannten Waldversteck.

Hella und der Stromer! Wie viel Berührungspunkte hatten plötzlich die Gedanken dieser Beiden gewonnen, die noch vor wenigen Stunden durch Welten von einander getrennt waren.

Eine Ahnung dämmerte in ihr auf von dem ungeheuren Fall, den sie gethan hatte. Aber sie schüttelte den Gedanken rasch von sich ab.

Als sie in der Villa Constanza angelangt war, trat ihr Wanda ernsthaft wie immer mit zwei Meldungen entgegen.

Mama habe eine sehr böse Nacht gehabt und sei sehr unruhig und erregt. Ueber Mamas Zustand müsse sie noch einmal eingehender sprechen mit Hella.

Dann sei der Briefbote mit einem Geldbrief an Hella dagewesen, habe den Brief wieder mitgenommen und werde morgen wiederkommen.

Es sei ein großer Betrag, aus dem Auslande komme er.

„Wahrscheinlich eine Sendung vom Onkel,“ sagte Wanda.

XVII.

Drei Briefe.

Früh am anderen Morgen meldete sich der Briefbote mit dem Geldbrief.

Der kam aus Kairo. Wirklich hatte ihn der Onkel geschickt.

Es hieß darin, Fritz Vollborn habe die Bedingungen zurückgewiesen, unter welchen er die Caution habe stellen können und wollen. Ihr Bräutigam sei wohl sehr feinfühlig, wozu er ihr nur gratuliren könne. Er aber nehme solche Sachen geschäftlich; — mehr als ein Scheingeschäft habe er mit der Cautionsbestellung nicht machen wollen, da das Vollborn nicht passe, so müsse man es eben lassen. Als Hochzeitsgeschenk und als Zeichen seines Interesses, das er für Hella hege, übersende er eine Anweisung auf seinen Berliner Bankier über zweitausend Mark. Mit einem Dankesbrief brauche sich Hella nicht zu bemühen. Vor zwei bis drei Monaten würden ihn überhaupt keine Briefe erreichen.

Seine Adresse wußte nur sein Berliner Bankier, der die Weisung hatte, nur in den äußersten Nothfällen davon Gebrauch zu machen.

Zweitausend Mark! Wenn die Sendung einen Tag früher eingetroffen wäre, wer weiß, ob sie es gethan hätte.

Und doch, was konnten zweitausend Mark nützen. Zu viel und zu wenig.

Wie sie aber jetzt gekommen sind, bedeuten sie doch einen Glücksfall. Sie geben die Wand ab, hinter der sie die Summe verbergen kann, die sie für die entwendeten Perlen erhalten, — fünftausend Mark. Dazu die Summe, die der Onkel sandte. Unter gewöhnlichen Umständen für sie ein riesiger Betrag.

Aber jetzt doch immer nur noch ein Nothbehelf.

Wie kann sie damit den Anforderungen genugthun, die von allen Seiten an sie herandrängen werden, dem Drängen der Gläubiger, den Kosten der Ausstattung, ihrer Toiletten, der Hochzeit selber? Wie wird sich Curt darauf stürzen, und was wird die Mutter Alles wollen? Es schwindelt Hella. Sie rechnet und rechnet. Sie hat ja in den letzten Wochen weiter nichts gethan als gerechnet; aber es will doch nach keiner Richtung genügen. Vielleicht für die Bezahlung der dringendsten

Gläubiger und ein ganz kleines Ameublement. Doch wozu das Letztere. Mit dem kann man warten.

So kam sie endlich zum Entschluß, wenigstens zu einem vorläufigen.

Einen Theil ihres Schatzes will sie der Familie opfern, einen Theil an Lackmeyer. Den Rest bestimmt sie zu ihrer persönlichen Ausstattung. Es giebt in Coblenz so vortreffliche Gasthöfe, dorthin kann man einstweilen ziehen. In Coblenz kann man weiter sorgen.

Wie aber diesen Plan durchsetzen? Auch das wird gehen. Schon beginnt ihr Geist an Erfindungen zu arbeiten, die ihren Plan nach allen Seiten sichern müssen. Sie staunt selbst darüber, wie leicht sie ihr zuströmen. Sie war nie in Versuchung gewesen, zu lügen — vielleicht ein paar Nothlügen ausgenommen, mit denen geängstete Kinder sich gegen die drohende Strafe vertheidigen. Sie hatte sich stets instinctiv an die Wahrheit gehalten.

Jetzt kam ihr das Wort in den Sinn, das Curt gebraucht hatte: das Recht auf die Lüge.

Es ist auch ihr Recht.

Sie wird es gebrauchen, sie fühlt sich im Kampf mit ihrer Umgebung. Ohne daß sie es weiß, ist sie auch eine Rebellin geworden.

Noch einige andere Briefe hat ihr die Post gebracht.

Da ist einer mit dem Postzeichen Coblenz. Fritz Vollborn hat ihn alsbald nach seiner Ankunft geschrieben, der Nachtzug hat ihn mitgebracht. Von Anfang bis zu Ende voll überfließender Glückseligkeit, quellendem Entzücken, die ganze Welt in rosigem Glanz! Und in ihrem Mittelpunkt als herrlich geschmücktes Heiligenbild: sie, Hella.

Treue, gute Seele, so tönte es aus Hella. Ja, das ist Einer, der mich wirklich liebt. Und doch geht ihr ein höhnisches Lächeln über die Lippen, im Spott über Fritz Vollborn und über sich. . .

Es war ihr unmöglich, in ihrer Stimmung den Brief durchzulesen, sie steckt ihn in den Busen, um ihn zu gelegener Zeit durchzustudiren.

Sie suchte in der Tasche nach dem Medaillon, das sie gestern gekauft hat, als sie die Perlen verhandelte. Die kleine Photographie hat sie alsbald darin befestigt. Sie wollte auf Fritz Vollborn einen Blick werfen, ob er sich nicht auch verändert hat seit jener Nacht. So eine Idee! aber sie findet das Medaillon nicht. Es muß in irgend einer anderen Tasche stecken, oder hat sie es vielleicht in dem Zimmer der Villa Lobenstein gelassen? Das wäre allerdings fatal!

Ein kleines Briefchen liegt da noch auf dem Tisch. Das Couvert eine Nouveauté, ein Dreieck mit abge-

stuften Kanten. Ein paar Zeilen von Comtesse Clara Zardefeldt. Hella, die sich so selten mache, möge sie doch einmal besuchen, sie brenne vor Begierde, wieder einmal mit ihr zu plaudern, sie habe ihr eine ungeheuer interessante Mittheilung zu machen. Eine ihrer aristokratischsten und exclusivsten Freundinnen; gewiß wird sie zu ihr gehen, und bald. Dann schrieb die Comtesse von ihrem neuen Bild, das Hella sehen muß. Zwar jetzt reizt sie weder das Geplauder, noch das Bild — sie kennt das Genre — noch selbst die ungeheuer interessante Mittheilung — aber sie fühlt das Bedürfniß, ihre aristokratischen Beziehungen stärker zu betonen. Ihr nächster Besuch in Berlin soll Clara Zardefeldt gelten.

Noch ein Brief. Das Couvert von starkem, gelb geripptem Papier, mit dem Poststempel Berlin. Die Handschrift ist ihr nicht unbekannt, aber sie weiß sie nicht gleich zu bestimmen. Sie öffnete. Große, runde, flüchtig gezogene Buchstaben traten ihr entgegen, nur ein paar Zeilen. Sie sah nach der Unterschrift E. R., jetzt erkannte sie die Schrift, die von Edwin Reßmann. Immer wieder er! Was kann er von ihr wollen. Soll sie den Brief nicht ungelesen vernichten? Nein, lesen will sie ihn, schon um den gefährlichen Mann besser zu durchschauen. Sie las.

„Hella von Olzen möge verzeihen, daß ich ohne

Abschiedsgruß das Haus verließ. Aber nicht ohne tiefes Gedenken. Glück und Schmerz sind Geschwister, sie halten sich Hand an Hand. Da ich das Glück entbehre, so bleibt mir als Trost der Schmerz. E. R."

Hella zuckte die Achseln.

Welche Redensarten. Gewiß aus einem Sentenzenbuch abgeschrieben. Wie wagt er mir nur zu schreiben. Und gar solche Dinge, während er auf Liebesabenteuer auszieht. Er, ein verheiratheter Mann an mich, eine verlobte Braut! Eine Unwürdigkeit! Soll sie den Brief nicht am Besten Lizzy übergeben? Während sie den Brief zusammenfaltete und in ihre Briefmappe schob, wiederholte sie unwillkürlich für sich:

„Da ich das Glück entbehre, bleibt mir als Trost der Schmerz." Empfand er so wirklich?! . . ."

Es war noch zu früh, um ihre Mutter zu sprechen, die sich erst gegen Mittag zeigte. Sie fühlte auch wenig Neigung, das Gespräch wieder aufzunehmen, das sie am gestrigen Abend mit ihr geführt hatte.

Zuerst waren die üblichen Klagen und Wünsche gekommen. Dann hatte Frau von Olzen mit ungewöhnlichem Interesse nach den Diamanten gefragt, ob Lizzy den Schmuck getragen, wie er ihr gestanden, ob sie auch die Perlen getragen hätte. Welche Stirn von der Frau, gleich damit vor Hellas Augen zu prunken.

Ob sie nicht darüber zornig geworden. Eine Unwürdigkeit, Hella hätte ihr besser gefolgt und wäre nicht dahin gegangen.

Hella bat, sie für den Abend entschuldigen zu wollen, sie sei übermüdet von dem Fest, fühle Bedürfniß nach Ruhe.

Frau von Olzen hatte Hella nur ungern entlassen. Am Abend wachten ihre Lebensgeister auf, sie hatte noch so Vieles zu fragen, was mit dem Gelde des Briefes geschehen solle, über das Fest, über Fritz Vollborn, über Edwin Reßmann, der doch ein eigenthümlicher Mensch sein müsse. Sie könne sich gar nicht denken, wie der zu Lizzy passe. Die Sache müsse doch einmal auseinandergehen. Dabei bleibe sie.

Hier hatte sich Hella erhoben, ihrer Mutter die Hand geküßt und sich entfernt.

Das war gestern Abend. Sie verschob die Weiterführung dieses Gesprächs gern so weit wie möglich, sie nahm Mantel und Hut und trat zu einem Spaziergang vor die Thür. Wanda gesellte sich zu ihr, schon zum Ausgang angezogen, als hätte sie gewartet und frug, ob sie die Schwester begleiten dürfe. Hella willigte gern ein. Nach der langen Einsamkeit der halbdurchwachten Nacht war ihr jede Gesellschaft erwünscht, wenn ihr auch die gleichgiltigste die liebste gewesen wäre.

„Ich habe mir gestern Manches überlegt und bin zu einem Entschlusse gekommen,“ sagte Wanda zu Hella.

„Das ist ja interessant, was hast Du beschlossen?“ erwiederte Hella zerstreut.

„Ich bin mit mir einig geworden. Mit Deiner Verheirathung lösen wir unsern Hausstand auf, Mama zieht mit Dir nach Coblenz und ich —“

„Und Du?“

„Ich folge meinem Berufe.“

„Du hast einen Beruf?“

„Gewiß. Ich sagte Dir ja schon vorgestern davon. Ich werde Journalist. Ich habe zwar keine Abneigung gegen körperliche Arbeit. Bei der Neuordnung der Gesellschaft werden körperliche Arbeit und geistige Arbeit beide Hand in Hand gehen. Das wird beiden zu Statten kommen. Aber solange wir noch in den alten Formen leben, sehe ich ein, muß man sich für das Eine oder Andere entscheiden. Ich habe mich entschieden.“

„Ich soll das doch nicht als Ernst nehmen?“ fragte Hella.

„Darüber werden wir später weiter reden.

„Zunächst höre mich zu Ende. Ich habe gestern unserer Aufwartefrau geholfen, die Wohnung zu scheuern.“

„Du, Wanda, hast die Wohnung gescheuert?“

„Gewiß habe ich das gethan. Ich habe bemerkt,

daß mir noch einige Handgriffe und auch die Ausdauer fehlen, aber ich glaube, daß ich mir das aneignen könnte."

„Das wäre ja ein herrliches Resultat Deiner Ausbildung im Odilienstift."

„Bis Maschinenkraft die Aufgabe des Scheuerns übernimmt, müssen es Menschenhände thun," sagte Wanda mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit. „Ich habe dabei Gelegenheit genommen, mich über den Geistes- und Bildungszustand der Aufwartefrau näher zu unterrichten und habe dabei eine sehr trübe Erfahrung gemacht."

„Der Bildungszustand der Aufwartefrau," sagte Hella spöttisch, „das ist eine sehr bedeutsame Frage."

„Allerdings sehr bedeutsam. Ich war erschrocken über die Unklarheit und das Zerfahrene aller ihrer Begriffe. Ich sah, hier muß zuerst die helfende Hand angelegt werden. Diese Aufwartefrau ist sicher nicht schlechter und nicht besser als Tausende ihresgleichen. Sie verschwindet mir als Individuum, ich sehe nur den Typus an ihr. Mich erfaßte ein tiefes Mitleid, und mein Entschluß steht fest: ich werde mich der Aufklärung und Höherleitung der dienenden Klasse widmen. Noch etwas hat mich darin bestärkt. Ich habe mich aus der Mittheilung der Aufwartefrau auf's Neue überzeugt,

daß die heutige Gesellschaft unfähig ist, das Verbrechen als solches aufzuheben."

„Das ist ja ein sehr ausgiebiges Studium, das unserer Aufwartefrau," sagte Hella.

„Gewiß, das ist es. Sie hat mir von ihrem Sohn erzählt, sechzehn Jahr und schon ein Gewohnheitsdieb! Er ist in einer Besserungsanstalt. Aber ich fürchte, die Sache mit ihm ist aussichtslos. Sein Vater ist im Zuchthaus gestorben, das hat mir die Frau anvertraut. Sie sagt, das sei ihr schwerster Kummer, die Schande drücke auf sie — aber zu verbergen sei das doch nicht. Von daher müsse es auch ihrem Sohn gekommen sein."

„Was schließest Du daraus?" sagte Hella, plötzlich aufmerksam geworden.

„Der Diebstahl ist eine sehr niedrige Handlung. Ich würde dem Raub den Vorzug geben. Aber er wird unausrottbar bleiben, so lange nicht die Quellen verstopft sind, aus denen er fließt. Das ist die heutige Gesellschaftsordnung. Alles Andere heißt nur, auf die Symptome curiren. Ich habe an die Redaction des leitenden Arbeiterblattes geschrieben und ihr meine Dienste in jeder Weise zur Disposition gestellt."

„Einen so unerhörten Schritt hast Du gethan! Du, ein siebzehnjähriges Kind, eine Olzen!" rief Hella erschreckt.

„Ich gebe zu, daß ich zunächst ein gewisses Mißtrauen erwecken werde, ich mache mir keine Illusionen, mit dem Unbedeutendsten werde ich anfangen müssen. Vielleicht werde ich mit dem Scheuern der Fußböden in der Redaction beginnen müssen, das ist ein Durchgangspunkt, gegen den ich principiell keine Einwendung zu erheben habe.“

„Und Du hast wirklich einen solchen Brief geschrieben? Das ist geradezu heillos. Weißt Du, daß Du Deine ganze Familie damit bloßstellst? Wenn diese Menschen Deinen Brief in ihrem Blatt veröffentlichen als einen neuen Beweis für das Fortschreiten ihrer heillosen Ideen, so bist Du nicht blos, wir Alle sind gesellschaftlich unmöglich.“

„Bitte, erkläre mir, was das heißt,“ frug Wanda.

„Das heißt, daß Du das Gebäude, das Deine Vorfahren durch Jahrhunderte mühsam errichteten, mit einem Schlage zu Boden wirfst, daß unser Ansehen aufhört, daß die Verbindungen sich lösen, auf denen unser Fortkommen in der Welt beruht, daß sich uns die besten Häuser schließen, und wir wie Ausgestoßene unseren Standesgenossen gegenüberstehen.“

„Das Alles soll der Brief eines siebzehnjährigen Kindes bewirken, wie Du vorhin sagtest? Dann können doch diese Stellung und diese Verbindungen nicht sehr stark sein.“

„Du sprichst wahrer, als Du vielleicht selbst ahnst. Gegen unser Haus hat sich alles Unglück verschworen; wenn man glaubt, daß irgendwie eine neue Stütze gefunden sei, so bricht der Ruin an einer anderen Stelle herein. Hat man Dir denn gar keine Grundsätze, keine Principien, keine Religion beigebracht? Du bist zu alt und zu klug, als daß man Dir das Alles als einem Kinde zu gut rechnen könnte. Bedenke, daß Du eine Olzen bist. Welche stolzen Erinnerungen sich an die Geschichte unseres Hauses knüpfen, daß sie immer die festesten Stützen der Ordnung und der Obrigkeit waren."

„Rechnest Du auch Curt zu diesen Stützen?" sagte Wanda. Warum predigst Du ihm nicht. Und mit der Religion kommen sie immer, wenn sie nichts Anderes zu sagen wissen. Was Du aber über die Ordnung und die Obrigkeit sagtest —"

Hier unterbrach sie sich.

„Sieh einmal diesen Menschen," rief sie.

Die beiden Mädchen waren von der großen Straße etwas abgebogen und in die Waldung getreten, die sich ihr zur Seite hinzieht.

Hinter einer starken Kiefer, welche die Grenze einer Schonung anzeigte, war ein Mann hervorgetreten. Immer noch im schwarzen Tuchrock und der rothen Halsbinde und dem noch rötheren Gesicht. Nur die Kopf-

bedeckung war bei dem Stromer verändert. Statt des klebrigen Hutes, den er beim Entspringen aus dem Bahnhofe zurückgelassen hatte, trug er jetzt eine Ballonmütze, die er irgendwo aufgelesen, oder mit der ihm ein College ausgeholfen hatte. Der Stromer zog die Mütze, schwenkte sie über dem Kopf, dann machte er mit groteskem Anstand einen tiefen Diener.

„Schönsten Willkommen im Grünen," sagte der Stromer. „Die Fräuleinkens sind Naturfreunde, wie ich sehe. Auch meine Schwärmerei! In das Freie liegt doch ein eigener Reiz. Dies Wiedersehen in verstärkter Auflage ist sehr glückverheißend vor mir," fügte er galant hinzu.

„Laß uns rasch umkehren," rief Hella ängstlich an der Schwester ziehend.

Diese indeß blieb ruhig im Wege stehen.

„Es paßt sich nicht, unbekannte Frauen in dieser Weise anzusprechen," sagte sie verweisend.

„Det kleene Fräuleinken ist vors Passende. Det bin ich auch. Aber gerade deshalb. Unbekannt aber is nich! Wiederholt die Ehre gehabt auf der Bahnstation. Wollte nur mir die Adresse erbitten für Beweis von mein Alübü. Ist mir sehr wichtig."

„Du kennst den Menschen?" fragte Wanda zu Hella gewendet.

„Er hat sich mir schon auf der Station aufgedrängt. Komm' schnell hinweg," rief sie, „er ist ein entsprungener Verbrecher."

Jetzt betrachtete Wanda den Mann erst recht mit besonderer Aufmerksamkeit.

„Also wieder ein Opfer der Gesellschaft," sagte sie.

„Gefalle Ihnen wohl, kleines Fräuleinken," sagte der Stromer, geschmeichelt durch die Beachtung, die er fand. „Aber die Andere da braucht sich nicht zu fürchten. Ich kenne meine Artikel und geh' nie darüber hinaus. Diebstahl ist, wer eine fremde, bewegliche Sache . . ."

Hella machte Bewegungen steigender Ungeduld. Wanda dagegen sagte, den Stromer fest fixirend:

„Nein, Sie gefallen mir ganz und gar nicht. Sie sehen gemein und menschenunwürdig aus. Aber ich beklage Sie und Ihr Loos. Und ich überlege, wie ich es verbessern könnte."

„Det sollte Ihnen nicht schwer werden, Fräuleinken. Ich sehe, Sie haben die guten Gesinnungen alles vor das Volk. Det rührt mir immer. Wenn Sie mir mit einer kleinen Spende zum Ankauf nothwendiger Nahrungsmittel unter die Arme greifen könnten. . ."

Hella griff in die Tasche und suchte darin nach kleiner Münze. Sie konnte aber nichts greifen als ein

Thalerstück. Sie warf dasselbe in die schmierige Mütze des Stromers, die er immer noch in der Hand hielt.

„Det is nobel," sagte der Stromer, den Thaler in der Hand wiegend. „Und wenn Sie einmal etwas nöthig haben, dürfen Sie nur nach Christian Strümel fragen — Schulzenchristian von meine Herkunft — er ist niemals nirgendwo sehr weit. Und wegen des Alübü da rechne ich auf Ihnen. Rechtswidrig, det merken Sie sich, det is der Punkt und si facesti nego, wie mein Rechtsvertheidiger sagt. Det hilft durch des Schlimmste."

In einiger Entfernung sah man einen Gensdarm, ruhig seine Patrouille auf der Chaussee reitend, herankommen.

„Eine unangenehme Störung," sagte der Stromer. „Det diese Menschen sich doch immer rinmengeln müssen, wenn einmal eine jebildete Unterhaltung mit's schöne Geschlecht im Zug ist. Vergessen Sie det Alübü nicht," rief er, in die Schonung verschwindend.

Erleichtert athmete Hella auf.

„Ich begreife nicht, wie Du Dich bei dem Menschen aufhalten mochtest," sagte sie. „Wie er nach Schnaps stank. Es war zum Uebelwerden."

„Ich sann nach," sagte Wanda, „wie der Mensch so tief sinken konnte. Wer weiß, wenn wir in seiner

Lage gewesen wären, was aus uns geworden wäre. Warum war der Mann der Aufwärterin dem Zuchthaus verfallen — warum verfällt ihm ihr Sohn und wir nicht? Sind wir denn von anderem Stoff?"

„Das überlasse den Staatsweisen."

„Wir Bevorzugte, denen niemals eine solche Versuchung genaht, Leute, so wie Du und ich, wir sollten die Ersten sein, die helfende Hand zu reichen," sagte Wanda. „Aber von Grund aus. Ich hätte dem Menschen den Thaler nicht gegeben," fuhr sie fort, „damit kauft man sich von der Verantwortung nicht los für all das Unglück, das man geschehen läßt. Ich werde einen Artikel schreiben über den Verbrecher, das Almosen und die Gesellschaft. Oder hältst Du es für Recht, daß, wer ein Verbrechen begeht, ein Ausgestoßener ist und höchstens noch Almosen erhält an Geld und an Achtung? Ein solch stolzes, schönes Geschöpf wie Du freilich findet das ganz natürlich. Du siehst ja ganz bleich aus, Schwester," fuhr sie fort. „Laß uns nach Hause gehen. Du hast gewiß noch nicht gefrühstückt, und ich spüre einen grimmigen Hunger."

XVIII.

Bei Lackmayer.

Curt kam selbstverständlich herbeigeeilt, um seinen Antheil an der Beute zu nehmen. Er begnügte sich widerwillig genug mit ein paar hundert Mark. Dann überließ er es Hella, wie sie sich mit Lackmayer und den Bedürfnissen des Haushaltes auseinandersetzen möge. Für die Mutter stellte sie eine Badereise in Aussicht. Jetzt fortzugehen, wo die Hochzeit schon im nächsten Monat stattfinden solle, sei ja doch unmöglich und würde zu Gerede Anlaß geben.

Klagend und seufzend fügte sich Frau von Olzen. Sie werde sich wohl in die Kirche tragen lassen müssen. Aber da es so sein solle, so müsse sie auch dieses Opfer bringen.

Ein Morgenzug brachte Hella nach Berlin. Sie fuhr alsbald in die Potsdamerstraße vor den Laden der Firma Lackmayer und Reesen.

Große Spiegelscheiben trugen diesen Namen in Golddruck. Die Auslage dahinter war ein sorgfältig arrangirtes Kunstwerk. Es war dabei mehr auf den Eindruck des Massenhaften, als auf feine Details gearbeitet.

Körbe, gehäuft mit Ananas, Weintrauben, Aepfeln, anzuschauen wie geschminkte Wachsfiguren, Haufen von Kopfsalat, an dem noch die italienische Gartenerde hing, wuchsen in die Höhe. Ein Mosaik von aufgedeckten Schachteln mit dunkelrothen Erdbeeren bildete den Untergrund. Guirlanden von französischem Geflügel zogen sich über den oberen Rand. Im Hintergrund erhoben sich Pyramiden aus den braunen Terrinen und Fayencebüchsen, Originalpasteten und Conserven der französischen und englischen Fabriken. Dicke Bündel von goldbeklebten Flaschenköpfen ragten hie und da hervor und brachten einen Zug metallischer Pracht in dies Luxusbild.

Wenig Menschen gingen an dieser Ausstellung vorbei, ohne einen Blick darauf zu werfen. Wohlgestellte Leute überlegten, ob sie von den Neuheiten etwas nach Hause bestellen oder gar mitnehmen könnten. Andere erinnerten sich mit Vergnügen, daß sie schon einmal etwas dergleichen gegessen hätten, bei einer Hochzeit oder sonstiger großer Gelegenheit. Der kleine Mann, der die Straße passirte, und der sich einen Augenblick

vor den Laden hinstellte, überlegte sich, wie theuer das Alles sein möchte und wer es verzehre. Diese Ueberlegung führte manchmal weit; dann war das Resultat gewöhnlich das, daß der socialdemokratische Stimmzettel der richtige sei.

Hella trat in den Laden.

Ein salonartiger großer hoher Raum mit einem Etablissement zum bequemen Niederlassen. Das Geschäftsmäßige gemildert durch Pflanzengruppen, die hie und da vertheilt waren. Wohl temperirt und gut gelüftet. Ein Platz, in dem man gern verweilt angesichts der glänzenden Schränke voll von Dingen, die die Phantasie des Magens angenehm erregen. Auch Frau Lizzy Reßmann pflegte hier manchmal vorzusprechen und sich von dem Zustand des Geschäfts zu überzeugen. Es wäre für dieses eine große Genugthuung gewesen, Frau Lizzy als ständige Kundin zu gewinnen, diese hielt sich indessen noch zur Zeit an das leitende Geschäft der Branche.

Rechts vom Ladeneingang ist die Probirstube, die auch einen eigenen Eingang auf die Straße hat. Links befindet sich das kleine Comptoir, in welchem Herr Reesen thront und die Operationen des Ladenpersonals überwacht.

Hella frug nach Herrn Lackmayer persönlich. Er wurde alsbald aus der Probirstube herbeigerufen; wie

die Thür sich öffnete, sah man, daß der große Tisch am Fenster schon vollständig besetzt war.

Auf Lackmayers Gesicht lag noch der Widerschein des Witzes, den er eben drinnen seinen Gästen zum Besten gegeben hatte, Stammgäste, mit denen man, ohne seiner Würde zu vergeben, eine Unterhaltung pflegen durfte. Bei Hellas Anblick fuhr er mit der Hand über das Gesicht, als müsse er das allzu Wohlwollende, was noch darin liegen konnte, wegwischen. Und wirklich kam, als die breite, fleischige Hand verschwunden war, der gewollte Ausdruck geschäftsmäßiger Unnahbarkeit in den zusammengepreßten Augen und Lippen und in dem Zwinkern der Nase zum Vorschein.

Hella hatte Platz genommen und fixirte ruhig Lackmayer.

In dieser Haltung der Dame erkannte Lackmayers Spürsinn alsbald etwas von einer veränderten Situation. Das Nächste, was er that, war, daß er die Beine zu militärischem Schluß zusammenzog und eine Verbeugung mittlerer Güte auf diese Beine setzte. Er wollte eben zu einer Frage ansetzen, was das gnädige Fräulein herführe, als Hella ihm zuvorkam:

„Sie werden begreifen, Lackmayer,“ sagte sie kurz, „daß ich nach der Scene im Bahnhof in Wannsee so rasch wie möglich mit Ihnen zu Ende kommen will.“

Sie wußte nicht, wo sie diesen Ton her hatte. Aber er kam ihr gerade so geläufig, als wenn sie mit Lackmayer immer in dieser Art gesprochen hätte. Selbst die Unterdrückung des Herr vor dem Namen Lackmayers kam wie selbstverständlich heraus.

Damit war Lackmayer auf den Platz zurückgewiesen, auf den er Fräulein von Olzen gegenüber gehörte.

Er verstand dies augenblicklich.

„Vielleicht belieben das gnädige Fräulein, sich in das Comptoir zu bemühen," sagte er mit einer neuen Verbeugung. „Wenn Sie gestatten, gehe ich voran."

Im Comptoir verscheuchte ein Wort Lackmayers Reesen von seinem Sitze, er verschwand nach dem Laden zu.

Hella blieb trotz dem Ersuchen Lackmayers, Platz zu nehmen, im Comptoir stehen. Sie zog eine Brieftasche aus ihrem Kleid und begann dieselbe zu öffnen.

Sie hat also Geld, zuckte es in Lackmayer auf! Also hat er eine große Dummheit gemacht, als er sie jüngst im Bahnhof brüskirte. Nicht sie allein wird ihm jetzt entschlüpfen, auch Frau Reßmann, auf die er schon so sicher rechnete, deren Urtheil er respectirt und fürchtet. Er weiß, wenn Lizzys scharfe Zunge über ihn kommt, wird er entschieden den Kürzeren ziehen. Lackmayer und Reesen, hatte sie von ihm schon einmal gesagt, ganz gut —

acht Tage nach Borchardt. Das hatte sich weiter gesprochen. Was hatte es ihn für Auslagen an Inseraten gekostet, diesen in der Gemeinde der Gutschmecker rasch verbreiteten Ausspruch wieder zu verwischen.

Die Dummheit, die er im Bahnhof gemacht hat, kommt Lackmayer immer größer vor. Und je mehr er sein Angesicht in's Freundliche glättete, um so mehr setzte Hella in ihrem Innern die Summe herab, die sie für Lackmayer als Abschlagszahlung leisten wollte.

„Ein Mißverständniß neulich," sagte Lackmayer begütigend.

„Ein Mißverständniß nennen Sie das? Ich nenne es Grobheit."

„Auch das, wenn Sie wollen," stimmte Lackmayer ein, während Hella mit der Brieftasche wie ungeduldig auf die Pultborte klopfte.

„Sie wissen ja, was das ist, Eisenbahnfieber. Man sollte Geschäfte nie auf solche Augenblicke setzen. Aber es ist einmal geschehen. Ich bediene Ihre Familie schon lange Jahre. Sie werden mir Ihre Kundschaft nicht entziehen wollen."

Hella meinte, sie wisse nicht, warum sie es nicht thun solle, welchen Vortheil sie sich von weiteren Beziehungen versprechen könne, abgesehen von Lackmayers Brüskerien.

Sie habe nicht den Wunsch, das zum zweiten Male zu erleben.

Wollte sie ihm wirklich entschlüpfen? Es mußte etwas probirt werden, um den Faden in der Hand zu behalten, an dem er sie ziehen kann. Es kam Lackmayer eine Idee.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, gnädiges Fräulein. Sie stehen vor Ihrer Hochzeit, da häufen sich die Ausgaben, das weiß ich. Machen Sie mir eine Abschlagszahlung und vertagen wir den Rest, meinetwegen auf den Sommer. Sie übertragen mir die Ausrichtung der Hochzeit und wir scheiden als Freunde.“

In diesem Augenblick war die Summe, die Hella an Lackmayer wenden wollte, von ursprünglich zweitausend Mark auf zwölfhundert herabgesunken.

„Wenn Sie durchaus wollen,“ sagte Hella gleichgiltig, „meinetwegen. Ich mache Ihnen eine Abschlagszahlung von zwölfhundert Mark. Den Rest vertagen wir bis drei Monate nach der Hochzeit.“

„Sagen wir sechs Wochen,“ säuselte Lackmayer. „Wenn es Sie nicht genirt, wenn es Sie durchaus nicht genirt.“

„Gut,“ sagte Hella, „auch das. Und über die Ausrichtung der Hochzeit sprechen wir weiter.“

„Ich rechne fest darauf," sagte Lackmayer, „wie auf Ihre Recommandation an die ganze hohe Familie, namentlich auch Frau Lizzy Reßmann."

Lackmayer nahm die Feder, um Quittung und Fristschein zu schreiben.

Hella zog aus der Tasche einen Schein zu tausend Mark und ein mit Kreuzband zugeklebtes Bündel Banknoten.

Sie löste die Bänder, die dabei auf die Erde fielen, nahm aus dem Pack vier Scheine zu fünfzig Mark heraus, legte diese zu dem Tausendmarkschein und schob den Rest des Banknotenpacketes in ihre Brieftasche.

Sie wollte sich eben bücken, die auf die Erde gefallenen Kreuzbänder aufzuheben, als das Aufschlagen eines Lachens, das sie kannte, vom Laden her ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie sah durch die Glasscheibe. Es war Curt, zusammen mit dem Londoner Lobenstein und einem dritten jungen Herrn, einem Offizier in Civil.

„Nun aber frühstücken," hörte sie Curt rufen, „und fein. Was für einen Sect empfehlen Sie, Reesen?"

Hella biß die Lippen zusammen. Sie nahm die Quittung und den Fristschein aus den Händen von Lackmayer und warf einen prüfenden Blick hinein, ob Alles stimme. Dann schob sie die Papiere in die Tasche. Während sie sich zum Abgehen wendete, sagte sie scharf:

„Ich wünsche nicht, daß mein Bruder Curt von unserem Abkommen etwas hört. Wenn Sie ihm weiteren Credit geben, so thun Sie es auf Ihre Gefahr. Sie verstehen mich doch."

„Ganz genau," erwiederte Lackmayer, höchlich erstaunt über die ungewohnte Bestimmtheit in Hellas Auftreten.

Als diese das Comptoir verlassen hatte, bückte sich Lackmayer neugierig nach den Kreuzbändern des Banknotenpacketes, die auf dem Boden liegen geblieben waren.

Er las darauf in Buchstaben geschrieben: Eintausend Mark, darunter die Unterschrift: Roß & Laub, Gold- und Juweliergeschäft, Spandauerstraße.

„Machen die jetzt auch Geldgeschäfte — Roß & Laub?" sagte er sich. „Wie kommen denn die Olzen an diese? Der Sache muß ich gelegentlich nachgehen."

Er schob das Papier in eine Schublade des Pultes . . .

XIX.

Bei der Comtesse.

Hella war unermüdlich.

Nur vorwärts wollte sie sehen, nicht rückwärts. Dort hinten lag ein dunkler, dunkler Fleck, um den ihre Gedanken scheu herumgingen.

Noch fühlte sie weder Reue, noch Gewissensbisse, noch nicht einmal Furcht vor Entdeckung.

Nur das Gefühl einer ungeheuren Veränderung ihres ganzen Seins hatte sie. Sie scheute die Vergleichung mit dem, was sie früher war. Wie harmlos hatte sie früher der Welt gegenüber gestanden.

Jetzt berechnete sie jeden Schritt, „behandelte“ sie alle Menschen.

Ein nervöses Unbehagen nistete sich bei ihr ein. Sie wurde desselben am ersten Meisterin, wenn sie sich körperlich und geistig übermüdete.

Die Leidenschaft für Toiletten, die sie eine Zeit lang bemeistert hatte, brach jetzt mit ganzer Gewalt über sie herein.

Sie that ihr keinen Zwang mehr an. Sie ruhte darauf aus; es war die beste Ableitung der Gedanken, die sie belästigen wollten. Das Toilettenprogramm, das ihr der Brief Vollborns vorgezeichnet hatte, nahm sie in seinem vollen Umfang auf. Es paßte zu dem Plan, den sie sich für den Eintritt in diese neuen Kreise vorgezeichnet hatte. Sie fühlte, daß sie dort eines großen Erfolges bedarf. Aber jetzt, wo sie in der Toilettenfrage freie Hand hat, ist sie desselben sicher. So eilte sie von Lackmayer und Reesen nach den Ateliers ihrer Schneiderin Friederike Reiffenstahl in einem der neuen Geschäftspaläste der Friedrichstraße.

Sie verschmähte die Droschke, sie fühlte sich wohl in der Bewegung, in dem Hasten und Stürmen der Menschen, die sich auf den Trottoirs drängten. In der allgemeinen Unruhe dieses wimmelnden Haufens fühlte sie ihre eigene untergetaucht und aufgelöst. Hella hatte das Genie der Reiffenstahl entdeckt, als sie noch Riekchen genannt wurde und als Flickmamsell in die Häuser kam. Sie war ihre erste Kundschaft, als die Schneiderin ein Geschäft im vierten Stock einer Seitenstraße der Friedrichstraße eröffnete. Hella hatte sie rasch in die Mode gebracht. Die Olzen läßt bei ihr arbeiten! das war eine durchschlagende Empfehlung. Von Stockwerk zu Stockwerk herabgestiegen, hatte sie nach wenig Jahren

im ersten Stock und in der ersten Stelle sich festgesetzt. Der Hof und die Thiergartenstraße stritten sich um ihre Kundschaft. Sie bewahrte für Hella eine lebhafte Dankbarkeit. In ihr erkannte sie die congeniale Natur, für Niemand arbeitete sie mit mehr Lust und Entrain als für Hella. Die beste Modellgestalt, die ihr jemals vorgekommen, und die Einzige ihrer Kundschaft, welche ihre Leistungen zu beurtheilen verstand! Mit Rechnungen war sie Hella nie beschwerlich gefallen, sie hätte sich, wenn es nöthig gewesen wäre, mit der Ehre begnügt, für sie zu arbeiten. In der That war sie dennoch die Einzige, welche Hella so regelmäßig bezahlte, als es die Unordnung ihrer Geldverhältnisse irgend gestattete.

Als Hella die Prachttreppe hinaufstieg, gab ihr der Portier einen respectvollen Gruß. Der Diener im Corridor beeilte sich, ihr den Wartesalon zu öffnen, in dem schon einige Damen saßen, die auf ihre Reihe warteten. Hella wurde alsbald angemeldet. Die Reiffenstahl kam selbst heraus und nahm sie mit in ihr Arbeitscabinet, wo eine Dame sich eben zum Fortgehen ankleidete.

Die im Wartezimmer sitzenden Damen warfen sich über diese schreiende Bevorzugung Hellas Blicke zu, in denen sich lebhafte Mißbilligung aussprach. Weiter aber als bis zu diesem stummen Widerspruch erlaubten sie sich nicht zu gehen. Es war sehr leicht, zu einem Bruch

mit der Reiffenstahl zu gelangen, aber sehr schwer, wieder anzukommen.

Sie habe schon die ganze Zeit über auf Hella gewartet, sagte die Reiffenstahl. Man müsse doch auch ernstlich an das Hochzeitskleid und die Toiletten für die junge Frau denken.

„Comtesse Zardefeldt war gestern da," so fuhr sie fort. „Auch sie sprach von Ihnen. Sie hat eine Ueberraschung für Sie vor; ich darf nichts verrathen. Aber Sie werden entzückt sein. Plaudern wir einmal gemüthlich über Alles. Die Damen draußen können noch etwas warten. Sie haben gewiß schon Ihre Ideen; ich habe die meinen. Da können wir die Auswahl treffen."

Die beiden Frauen begannen ihre Ideen auszutauschen. An der Hand des Briefes von Fritz Vollborn trug Hella das vor, was sie am Rhein an Roben brauche.

Hellas Bräutigam, sagte die Reiffenstahl, habe ganz ungewöhnliches Verständniß. Sie freue sich, daß Hella in eine so intelligente Familie komme.

Es wurde Alles ausführlich besprochen, Hochzeitskleid, Ballrobe, Sportanzug, Reitkleid — „dazu bedürfen Sie keines Herrenschneiders," sagte sie, „das mache ich Ihnen auch und besser." Auch der Ruderanzug als Nixe vom Wannsee kam zur Verhandlung

Der Stil der Reiffenstahl war allerdings ein strengerer, aber es gefiel ihr, auch sich einmal an etwas Phantastischem, Extravagantem zu zeigen.

Es dauerte lange, sehr lange, bis die Conferenz zu Ende war. Die Gesichter der Damen im Wartesalon wurden immer verdrießlicher. Einige sprachen davon, fortzugehen, aber keine rührte sich vom Platze. Es waren sogar noch neue dazugekommen, als sich endlich, endlich die Thür öffnete und die Reiffenstahl erschien, welche Hella bis an die Ausgangsthür begleitete.

Eine seltene Ehre.

Mit prüfenden Blicken ließen die Damen Hella an sich vorüberpassiren. „Es ist die Olzen," sagten sie. Und widerwillig bewunderten sie die feine Sicherheit, mit welcher Hella diese Musterung als ein halbes Compliment an sich herantreten ließ.

„Wir werden schon Ehre einlegen," versicherte die Reiffenstahl, als die Beiden sich trennten. „Am Rhein werden sie sehen, daß wir in Berlin Paris nicht brauchen."

Es war die angenehmste Stunde gewesen, die Hella seit langer Zeit verbracht hatte, eine Temperatur, in der ihr wohl wurde. Nun war sie in der Stimmung, um den Besuch bei Comtesse Zardeveldt zu machen. Und sie ließ sich nach der Alsenstraße fahren.

Graf Zardeveldt lebte im Sommer in der Grafschaft Mark auf einem Gute, den Winter brachte er seit einer Reihe von Jahren mit seiner Familie in Berlin zu. Er war bei Hofe angesehen und beliebt und repräsentirte mit Anstand im Reichstag und Herrenhaus.

Ein eigenes Haus besaß er in Berlin nicht. Miethweise bewohnte er drei Stockwerke eines weitläufigen Hauses mit öden Treppen, langen, dunklen Corridoren und palastgroßen Zimmern. Alles war ungemein weit auseinandergezogen; man konnte sich kaum erreichen und saß doch wieder für das Nothwendigste dicht auf einander. Ein zahlreiches Dienerpersonal wurde gehalten, war aber der ungünstigen Disposition der Wohnung halber nie zur Stelle, wenn man es brauchte.

Etwas ganz ausgesucht Unpraktisches, Unbequemes, Unwohnliches, in welchem es ein Mann der bürgerlichen Welt nicht acht Tage ausgehalten haben würde.

Die hohe Aristokratie dagegen hat das Geheimniß, überhaupt nicht zu bemerken, welch ein bedeutender Apparat aufgestellt ist, ihr überall das Leben zu verqueren und zu verschränken. Sie hat das nie anders gewußt, und so nahm es denn auch die Familie Zardeveldt als selbstverständlich hin.

Die Comtesse Clara war mit ihren Schwestern in dem zweiten Stockwerk untergebracht. Das Erkerzimmer

diente ihr als Atelier, denn Zeichnen, Malen, Bilder kaufen war der Hauptsport der Familie. Die jüngeren Mädchen nahmen Zeichen- und Malstunden bei einem berühmten Maler, der zweimal die Woche kam, mit der hübschen Gouvernante plauderte, die Fortschritte der Comtessen bewunderte, mit einigen Strichen und Farbenklexen aus den Versuchen der Mädchen etwas Bildmäßiges machte, gelegentlich noch einen Blick in das Atelier der Comtesse Clara warf und wieder verschwand. Die Bilder, die sie malte, rückte er, wie er sich ausdrückte, in die Reihe.

Die Comtesse Clara war gleichalterig mit Hella, mit ihr gleichzeitig in die Berliner Gesellschaft eingetreten und bei Hofe vorgestellt worden. Sie fühlte so viel Freundschaft für sie, als sie bei ihrem zahlreichen Bekanntenkreise und zerstreuten Leben zusammenbringen konnte, hatte immer treu zu Hella gehalten und medisirte nicht, weder über Hella noch über Andere. Sie war groß, etwas stark für ihr Alter, das Haar blond, als glitzerte geschmolzenes Gold in ihm, der Teint bleich und etwas todt, die Augen hellblau groß und aufgeregt.

Durch eine Reihe von Zimmern, in deren jedem man irgend Jemand aufscheuchte, der irgend etwas darin zu thun hatte, wurde Hella in das Erkerzimmer geleitet

Die Comtesse empfing Hella mit einem freudig gerufenen Ah! eilte ihr entgegen und küßte sie.

„Das ist brav," sagte sie, „daß Du endlich einmal kommst. Nun sollst Du gleich mein Bild sehen, daß Du damit fertig bist, dann plaudern wir. Ich habe Dir so viel zu sagen."

Sie führte Hella vor die Staffelei, die im Erker aufgestellt war. Es war ein nackter betender Engel, der auf einem Kissen kniete und dessen Augenaufschlag vorschriftsmäßig bis zur äußersten Möglichkeit nach oben ging.

Hella bewunderte die Kunst der Freundin aufrichtig; sie selbst war nicht malerisch begabt, und es blieb ihr immer erstaunlich, wie man so etwas machen könne. Sie hielt sich am liebsten bei Bildern an dem Ausdruck, und den an dem Bilde vor ihr bezeichnete sie als rührend.

„Er sollte eher titanenhaft trotzig sein," sagte die Comtesse. „Aber es ist einerlei, wenn es Dir nur gefällt. Denke Dir, der Adjutant hat mir gesagt, der Kaiser werde mein Bild kaufen, wenn ich es auf die Ausstellung bringe. Das macht sich gut in der Zeitung und ist eine Ehre für unseren Club."

Hella fragte, was das für ein Club sei.

„Der Club der Farbenfreudigen," sagte die Comtesse. „Deine Frage zeigt, wie sehr Du mich vernachlässigt hast, daß Du das nicht weißt. Wir sind ungefähr fünfzehn, keine von der Profession, das ist ausdrücklich aus-

geschlossen. Der einzige Platz, wo ich mich amüsire! Ganz demokratisch, gar nichts Exclusives, mich wundert nur, wie Papa es gelitten hatte; aber er hat schon ein Tendre für Alles, was nur Farbenklexe an den Händen hat. Die kleine Crayon ist auch bei und die Tochter des neuen Botschafters, ein paar Künstlerinnen vom Theater — Corinna Rodstock und last not least ein paar dunkle Schönheiten aus der hohen Finanz. Wir malen zusammen nach lebenden Modellen. Du machst Dir keinen Begriff, welchen Unsinn wir angeben. Als wären wir Alle wieder in der Pension."

„Corinna Rodstock," sagte Hella, „die Heroin vom Stadttheater?"

„Dieselbe. Möglich sogar, daß Du sie heute hier siehst. Denn der Club weiß, daß mein Bild fertig ist."

„Eigentlich," fuhr sie fort, „bin ich doch nicht recht zufrieden mit meiner Malerei. Ich möchte immer etwas Anderes machen, als hernach herauskommt."

„Da liegt nun der weite Platz," rief sie, indem sie Hella bei der Hand nahm und in den Erker führte. „Da unten die Quais und die Brücken und die Spree, die Bahnhöfe und das Alles, das ist groß, weit, monumental. Man sucht das gar nicht in Berlin; am ehesten in Petersburg. Da bekomme ich einen Eindruck, als müsse ich etwas Weites machen mit großer Per=

spective, etwas groß Herausgreifendes und doch Festes. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst. Dann setze ich mich hin und male, und es wird ein betender Engel daraus. Und Du nennst ihn rührend. Ich hätte etwas Gewaltiges malen mögen."

„Wenn Du es fühlst," sagte Hella, „wirst Du es ja auch herausbringen."

„Nein, nein," sagte die Comtesse, das Gespräch abschneidend. „Manchmal möchte ich den ganzen Kram wegschieben. Aber ich spreche nur von mir. Weißt Du," fuhr sie fort, Hella scharf betrachtend, „ich finde Dich doch sehr verändert, zu Deinem Vortheil verändert natürlich."

„Wie meinst Du das," frug Hella.

„Es kommt die Zeit, wo wir alte Mädchen unser Gesicht wechseln müssen, wollen wir uns nicht lächerlich machen. Ein zwanzigjähriges Mädchen, ja, das darf noch aussehen wie ein Album, worauf gedruckt steht Poesie — das heißt Alles und gar nichts. In unserem Alter muß das Gesicht einen bestimmten Inhalt zeigen, und Du siehst aus wie das Titelblatt einer Sensationsnovelle. Wie beneide ich Dich darum — ich sehe nur älter aus und weiter gar nichts. Wer jetzt um meine Hand anhält, der ist wirklich in Gefahr, sie zu erhalten."

„Du hast genug unglücklich gemacht. Jetzt ist es bald Zeit, daß Du auch einen glücklich machst.“

„Unsinn,“ rief die Comtesse lachend. „Doch denke Dir, und das ist gerade, weshalb ich Dir schrieb, neulich war im engsten Cirkel von Dir die Rede. Was Dir denn sei, man sehe Dich gar nicht mehr. Sie widmet sich ganz der Pflege ihrer kranken Mutter, sagte die fromme Krüderer gerührt. Sie heirathet einen bürgerlichen Offizier, gab die Blitzow hinein. Das schadet durchaus nichts, meinte die alte Durchlaucht, — sie ist ja ein wenig mit Euch verwandt — die Olzens, meinte sie, sind vornehm genug für zwei. Im Gegentheil, erklärte die Prinzessin, das ist sehr gut, die neuen Elemente in der Armee müssen fest an den alten Stamm herangezogen werden. Das wurde sehr beachtet und nun kommt unser Geheimniß. Wir Mädchen aus der Gesellschaft haben beschlossen — auf meinen Vorschlag — wir wollen uns Dir sammt und sonders als Brautjungfern antragen.“

„Das ist ja entzückend von Euch,“ sagte Hella.

„Natürlich, vorausgesetzt, daß Du uns willst. Ist es denn wahr, daß Dein Bräutigam katholisch ist?“

„Ja, und wir werden in der katholischen Kirche getraut.“

„Desto besser. Das ist heute sehr chic. Einigkeit ist jetzt Parole, man weiß jetzt besser, wer lacht, wenn wir uns unter einander zanken.

Der Armeebischof wird Euch doch trauen?"

„Ich denke ja," sagte Hella.

„Das wird reizend. Ich habe schon mit der Reiffenstahl vorläufig über den Anzug der Brautjungfern gesprochen. Natürlich Alle ganz gleich. Seegrün, weil Du jetzt in Wannsee wohnst. Wenn Du mir folgst, so miethet Ihr zur Hochzeit ein Dampfboot. Darauf bringen wir Euch Alle zusammen nach Wannsee. Marine, lachte sie, ist heute das Feinste . . ."

Fräulein Corinna Rodstock wurde jetzt gemeldet. Sie kam mit ihrem Löwenschritt herein, einen schwanken kleinen Hut beinahe im Nacken, und in einem festgeknöpften Paletot, der ihre Schultern wie die eines Preisringers scharf abzeichnete.

Die Meldung Curts, daß Reßmann mit Corinna eine abenteuerliche Reise angetreten, war also doch falsch. Corinna mißfiel Hella bei Tageslicht noch mehr, als dies auf dem Ballfest der Fall gewesen. War ihr dort die Schauspielerin schon vorgestellt worden? Jedenfalls ließ sie es geschehen, als die Comtesse noch einmal förmlich introducirte:

„Fräulein Corinna Rodstock — Fräulein von Olzen."

Die Schauspielerin streifte Hella mit einem kurzen Blick, aus dem wenig Wohlwollen sprach. Dann wandte sie sich alsbald dem Bilde der Comtesse zu und begann es mit allen Zeichen technischen Verständnisses zu untersuchen. Die Art, wie es gemalt war, interessirte sie ausschließlich, sie hatte ein scharfes Auge dafür, wo die Löwenpfote des berühmten Künstlers geruht hatte und zeigte das in ihren Fragen in einer die Comtesse beinahe beängstigenden Sicherheit.

Dann begann sie im breitesten sächsischen Dialekt, indem sie sich auf einem der vor das Bild gerückten Fauteuils niederließ.

„Da sitzt er nun, der kleine Worm da auf dem Bilde vergnügt und schön, und es kann Niemand nich ihm ansehen, ob er ein Junge ist oder ein Mädchen. Wenn er sich aber als Junge ausweist, trauen Sie ihm nicht, gnädigste Comtesse. Die Männer sind Verräther, alle sind sie Verräther.“

Ihr Gesichtsausdruck gab zu erkennen, daß im Augenblick keiner aus dem verrätherischen Geschlecht gut thun würde, in ihre Nähe zu kommen.

„Darf ich fragen, gnädiges Fräulein,“ wandte sie sich an Hella, „ob Sie vielleicht eine Verwandte von Frau Reßmann sind; sie ist, wie ich höre, auch eine geborene von Olzen.“

Hella bejahte die Frage.

„Dann habe ich ja wohl auch die Ehre gehabt, Sie bei Reßmanns zu sehen," fuhr sie fort. „Man hat sich nicht die Mühe genommen, uns einander vorzustellen. Reßmann war ja ganz verdreht, und Frau Lizzy denkt nur an sich. Er hilft mir, meine Bilder unter die Leute zu bringen, sonst müßte ich immer in meiner eigenen Leinwand ersticken."

Seit ein paar Tagen habe sie nichts mehr von ihm gesehen und gehört; ob Hella nichts von ihm wisse.

Ihre Beziehungen, antwortete Hella, seien nur zu Frau Reßmann. Was ihn betreffe, so höre man, daß er verreist sei.

Diese Antwort war wohl etwas zu vorsichtig. Corinna warf Hella wiederum einen fragenden mißtrauischen Blick zu.

Dann lenkte sie ab.

„Die Malerkunst," sagte sie, „ist doch noch das Einzige, was mir bleibt, wo ich einen Trost finde. Die Welt ist wirklich noch schlechter, als man sagt. Das Malen bringt doch auf andere Gedanken."

„Sie haben doch die theatralische Kunst," warf die Comtesse ein, „sie soll ja die aufregendste aller Künste sein."

„Zum Einschlafen ist sie, gnädige Comtesse. Heute Abend hundertzweite Vorstellung der eifersüchtigen Frauen.

Ich spiele darin genau berechnet zum neunzigsten Mal. Das ist jetzt schon gerade bei mir, als wenn Sie ein Uhrwerk aufziehen. Zum Schluß habe ich den Brief in der Hand, nach dem die eifersüchtige Frau im ganzen Stück gesucht hat. Sie ist nämlich meine Nebenbuhlerin. Ich werfe den Brief in's Feuer und sage: Hier, gnädige Frau, ist der Brief. Während dem tritt er in das Zimmer, und ich fahre fort: und hier, gnädige Frau, ist Ihr Mann, der zu Ihnen zurückkehrt. Die Claque fängt an zu arbeiten, das Publicum schreit. Dann wird das Uhrwerk auf vierundzwanzig Stunden gestellt, bis es auf's Neue abschnurrt. Könnte ich doch den Mann zu dem Brief in's Kaminfeuer werfen, damit die Sache ein Ende hätte . . ."

Welchen Mann sie meinte, ließ sie im Dunkeln. Hella hatte eine Ahnung, daß die freundliche Absicht, den Mann in's Feuer zu werfen, auf Neßmann gemünzt sei.

In diesem Augenblick drang Fräulein Ludmilla fast gleichzeitig mit dem sie meldenden Diener in das Zimmer.

Sie brach in einen Beifallssturm über das ausgestellte Bild aus.

„Sublim, großartig, ein Schritt weiter in der Kunst"; ob das Bild nicht zum Besten ihres Hauses für abgängige Schauspielerinnen ausgestellt werden könnte.

Mit überfließender Herzlichkeit begrüßte sie Corinna.

Dann zog sie Hella in eine Ecke und sagte so laut, daß es gerade die Schauspielerin noch hören konnte:

„Ich komme eben von Frau Lizzy Reßmann. Wissen Sie nicht, was dort vorgeht? Das ganze Haus steht auf dem Kopf; Frau Lizzy darf man nicht zu nahe kommen, so gereizt ist sie. Reßmann ist seit ihrem Fest verschwunden. Und noch etwas Anderes ist verschwunden, etwas, was ich nicht herausbekommen konnte. Es muß aber noch etwas Besonderes sein, denn Frau Lizzy und ihre Dienerschaft machten Gesichter, als wäre etwas sehr Unangenehmes passirt, was man gerne noch verschweigen möchte . . ."

Die Ludmilla hätte sagen können Gesichter wie Hella von Olzen und Corinna Rodstock, denn Beide fuhren etwas zusammen, und Hella verfärbte sich.

Nur Comtesse Clara merkte nichts, sie war vor ihr Bild getreten und tupfte mit dem Pinsel an dem Augenaufschlag des betenden Engels herum.

Hella faßte sich aber noch schneller als Corinna Rodstock; sie dankte Comtesse Clara nochmals für die in Aussicht gestellte Brautführerschaft, nahm überfließenden Abschied von ihr, kurzen von den beiden anderen Damen und eilte von dannen.

Es war heraus, daß die Perlen entkommen sind,

darüber fühlte Hella keinen Zweifel. Das ist unbequem. Aber ihre Maßregeln sind gut genommen. Es ist ganz unmöglich, daß ein Verdacht auf sie fällt. . . .

Als Ludmilla ging, heftete sich die Schauspielerin an sie, sie lud sie dringend ein, sie zu begleiten. Das lehnte Ludmilla ab, sie habe noch andere Gänge; aber sie werde sie nächstens zu Hause oder im Foyer aufsuchen.

„Bleiben Sie nur nicht aus," rief Corinna dringend, „ich habe so Vieles mit Ihnen zu sprechen. Und was Sie da erzählen von Frau Lizzy und ihrem Haus und von Reßmanns Verschwinden — ich sage Ihnen, zwischen dieser Hella von Olzen und Reßmann steckt die Sache. Davon bringt mich Niemand ab. Mit ihr hat er getanzt und mit keiner Anderen. Und dann die Blicke, mit denen er sie verfolgte."

Ludmilla horchte.

Das war eine Spur, die sich ihr aufthat.

Wie war ihr das nur entgangen.

Und sie versprach sich, die Spur zu verfolgen.

XX.

Die Entdeckung.

Es war genau, wie Fräulein Ludmilla es bei der Comtesse erzählt hatte.

Die Villa Lobenstein stand an diesem Vormittag Kopf. Jedenfalls war sie in größter Erregung.

Mit unfehlbarer Sicherheit hatte das Fräulein den Augenblick getroffen, wo ihre Gegenwart am wenigsten gewünscht war.

Beim Eintreten in die Villa war sie schon auf Frau Lizzy gestoßen, so daß diese sich nicht einmal verleugnen lassen konnte. Sie hatte den Besuch angefaucht, daß jeder Andere auf schleunigsten Rückzug bedacht gewesen wäre; für Ludmilla indessen war das nur ein Grund mehr, ihre Stellung so lange wie möglich zu behaupten. Unermüdlich erkundigte sie sich nach dem Befinden Lizzys, von deren Unwohlsein sie mit Erschrecken gehört habe — nach einem so wundervollen Ball — und nach Reßmann. Die ungeduldigen unklaren Ant-

worten, die sie erhielt, machten ihren Verdacht zur Gewißheit, daß hier etwas Ungewöhnliches, Unangenehmes, aber natürlich doch Interessantes vorgegangen war.

Daß Reßmann verreist sei, hatte ihr schon der Portier gesagt. Sollte das der Grund der Erregung von Frau Lizzy sein? Am Ende durchgegangen?

Das Dienstpersonal gab nur finstere Blicke; der Versuch, den sie bei Franz, dem Diener, machte, der ihr die Thür öffnete, etwas zu erfahren, schlug gänzlich fehl.

Ohne sie eines erklärenden Wortes zu würdigen, hatte er die Thür hinter ihr geschlossen.

Fräulein Ludmilla war indessen nichts weniger als empfindlich, sie hatte die Objectivität des Reporters, dem Alles, was ihm widerfährt, nur Stoff ist — ob er hinausgeworfen wird oder den Ehrenplatz erhält. Sie schloß aus der Haltung von Franz, daß es sich nicht blos um Reßmanns Verschwinden handle, daß auch das Dienstpersonal im Spiele sei. Aber der Zusammenhang fehlte ihr noch! Der Zusammenhang.

Nur langsam und zögernd verließ sie die Villa, und als sie auf der Straße stand, warf sie noch einen langen Blick auf die Fensterfront, ob diese vielleicht das Geheimniß ausplaudern werde, das man ihr drinnen so hartnäckig verborgen hatte, und das sie deshalb noch um so mehr intriguirte.

Als Ludmilla draußen war, sagte Frau Lizzy zu Rahel:

„Das Leichenhuhn, das mußte natürlich zur Stelle sein, wo was Fatales passirt. Nun wird der Klatsch losgehen. Glücklicherweise weiß sie nichts.“

Ludmilla aber verfolgte ihre Spur.

Reßmann durchgegangen? Mit wem? Natürlich mit Corinna Rodstock. Sie eilte zu der nächsten Litfaßsäule und las die Theateranzeigen des Stadttheaters. Da stand groß gedruckt: Eleonore, eine junge Wittwe — Corinna Rodstock.

Jetzt war sie mit ihrem Witz zu Ende. Sie behielt die Nase indessen im Wind, machte ihre übliche Tour durch Salons und Foyers. Bei der Comtesse Clara Zardefeldt war sie auf Corinna und Hella von Olzen gestoßen. Der Eindruck, den sie auf beide Frauen mit ihren Erzählungen vom Zustand in der Villa Lobenstein hervorgebracht hatte, berührte sie ungemein wohlthuend — bei Beiden hatte es eingeschlagen, höchst unangenehm eingeschlagen, sie hatten Beide gezuckt. Von Corinna war es selbstverständlich, bei ihren bekannten Beziehungen zu Reßmann. Aber Hella — sollte auch sie? . . . Sie ist zwar verlobt, aber . . . keine Combination war Fräulein Ludmilla zu extravagant, um sie nicht als möglich vorauszusetzen. Das war mit das

Geheimniß ihrer Erfolge im Aufspüren von Neuigkeiten, denn die Wirklichkeit übertrifft an Unwahrscheinlichkeiten regelmäßig die gewagtesten Combinationen.

Hellas Ahnung war nicht fehlgegangen.

Der Perlendiebstahl war entdeckt.

Frau Lizzy war an diesem Morgen zum ersten Mal aufgestanden, der Doctor wollte sie noch etwas im Bett halten. Für seinen Ruhm als Lebensretter, entgegnete sie, habe sie nun genug gethan, sie begehre nun wieder nach ihrer Bequemlichkeit zu leben. Die Entfernung von Reßmann ohne jede Erklärung ärgerte sie, eine Auflehnung gegen ihre Herrschaft sah sie darin; sie combinirte alsbald, daß der Aerger über die Verweigerung des Schmuckes den Anlaß dazu gegeben. Sie fühlte sich indessen sicher, daß er wiederkehren würde. Und sie sann schon nach Mitteln, um ihn für diesen Ausbruch zu strafen.

Wenn er ganz fortbliebe? so dachte sie weiter — das wäre am Ende das Beste für mich und für ihn. Wenn er ohne jedes Aufsehen verschwinden wollte — eine größere Reise, würde man sagen, die er macht — bis er in Berlin vergessen ist — zwei bis drei Jahre — und dann eine Scheidung, von der Niemand etwas gewahr wird — von der man erst ganz hinterher etwas erfährt — das wäre wohl auch eine Lösung . . .

Den Schlüssel zu dem Cabinet, in welchem das Silberspind und der Geheimschrank steht, hatte Rahel in der Nacht nach dem Ball noch Frau Reßmann an das Bett gebracht. Sie hatte ihn in den Schlüsselkorb gelegt, der auf dem Nachttisch seinen Stand hat.

Ihr erster Gang nach dem Aufstehen war in den ersten Stock nach dem Cabinet, dort lagen noch von ihrer letzten Toilette her verschiedene, kleine Dinge, an deren Gebrauch sie gewöhnt war, ihre Lorgnette, ein kleines, goldenes Taschenmesser.

Es war kalt und dunkel in dem Cabinet, dessen Vorhänge geschlossen waren. Auch die Herrichtung hatte einige Tage geruht.

Dazu die herumgestreuten Kleidungsstücke, und ein Geruch, als wäre der Gashahn nicht vollständig zugedreht worden.

Das Cabinet kam Lizzy unheimlich vor, so etwas wie von einem Sterbezimmer. Sie hieß Rahel die Fenster öffnen, nahm ihre Sachen an sich und wollte sich eben entfernen.

Da bemerkte sie, daß der Geheimschrank mit der Oeffnung nicht so völlig nach der Wand gedreht war, wie sie es zu thun pflegte. Man konnte den Schlüssel in dem Schlüsselloch stecken sehen. Sie wollte den Schlüssel abziehen.

Aber wie sonderbar: das Thürchen des Schrankes war nur geklässt. Sie hatte doch den Schsüssel umgedreht gehabt.

Sie drehte den Schrank nach vorn, öffnete das Thürchen vollständig. Etwas an der Art, wie die das Geheimfach deckende Schublade eingefügt war, wies darauf hin, daß hier eine fremde Hand thätig gewesen sein mußte.

Sie zog die Schublade heraus.

Ein scharfer Sonnenstrahl fiel gerade vom Fenster aus auf die Oeffnung des Geheimschrankes. In dieser Beleuchtung sah Lizzy deutlich auf der glatten Wand, nächst der geheimen Feder, einen langen scharfen Kratzer. Der war früher nicht da! Nun wurde es ihr klar, daß Jemand an dem Schrank gewesen war.

Die große Nadel, mit der sie das Geheimfach zu öffnen pflegte und die sie auf dem Toilettentisch zurückgelassen hatte, war verschwunden.

Sie hieß Rahel eine andere Nadel holen.

Ein fataler Gedanke bemächtigte sich ihrer, während sie ungeduldig das Cabinet hin und her maß.

Wenn sie bestohlen worden wäre? Es würde zu unangenehm sein — geradezu eine Katastrophe in ihrem Dasein würde es bedeuten, denn in den Geheimschrank

dringen konnte doch nur Jemand, der mit dem Geheimniß Bescheid weiß. Nur Einer von Drei!

Und alsbald stand ihr ein ganz bestimmtes Bild des Thäters vor Augen.

Wer könnte es anders gewesen sein, als der jetzt verschwundene Reßmann, der erst den Schmuck mit Bitten erhalten und dann mit Drohungen ertrotzen wollte. Doch nein, das ist ja ganz unmöglich. Thorheit, darüber sich aufregen. Man muß doch erst sehen, vielleicht ist das Ganze eine Täuschung — höchstens ein mißglückter Versuch — der Ritz auf der Holzwand zeigte doch, daß die Nadel daneben gestoßen hatte.

Rahel brachte die Nadel.

Frau Lizzy riß sie ihr aufgeregt aus der Hand. Jetzt stieß sie auch neben die Feder, und die Nadel fuhr mit einem höhnischen Kratzen über die Holzwand — wie noch jüngst!

„Oeffne Du," sagte Frau Lizzy zu Rahel. „Meine Hand zittert, es ist wohl noch von der Krankheit her."

Mit leichter Sicherheit öffnete sich unter Rahels Stoß die geheime Thür, wie sie ja überhaupt Alles ruhig und ganz anstrengungslos vollführte.

„Du hast ja das riesig im Griff," sagte Frau Lizzy erstaunt . . . Auf den ersten Blick erkannte sie, daß in der Reihe der Etuis gleich vorn in der Mitte eine Lücke

war. Hier fehlte ein Etui, kein Zweifel mehr. Sie war bestohlen.

Hastig räumte sie sämmtliche Etuis heraus, Rahel stellte sie auf den Tisch und öffnete jedes. Da war die Halskette, die Broche, der Stern, die Armbänder, verschiedene Ringe. Aber wo blieben die Perlen?

Die Perlen fehlten.

Das schönste Stück der ganzen Sammlung.

Mit einem Aufschrei warf sich Frau Lizzy in den Sessel. . .

Aber es muß zu Frau Lizzys Ehre gesagt werden, daß es nicht der Verlust war, der sie so erschütterte. Wenigstens das nicht in erster Reihe. In ihrem durch das Weltleben verhärteten Gemüth waren doch noch einige weiche Punkte geblieben, die reagirten, wenn sie heftig berührt wurden.

Sie war in allen Geldsachen von gewissenhaftester Pünktlichkeit und Reinlichkeit: diesen Charakterzug hatte durch die Macht des Gegensatzes ihr zuerst die leichtsinnige Lebensführung ihres Vaters beigebracht.

Ihre Ehe mit Lobenstein hatte durch Beispiel und Lehre diesen Zug noch weiter entwickelt.

Seit sie allein einem großen Hauswesen bevorstand, war ihr die Durchsichtigkeit aller ihrer Geldverhältnisse zum Bedürfniß geworden. Der Geiz und Egoismus,

mit dem sie ihr Geld vertheidigte, entsprang zu einem guten Theil aus diesem Motiv.

Gegen die Idee eines Diebstahls empörte sich ihr Inneres.

Und gar von jemand ihr Nahestehendem bestohlen.

Das Eine ist ihr alsbald klar: sie muß wissen, wer es war — und wer es auch war, mit ihm hat sie abgeschlossen für immer.

Lizzy hielt auf Familienehre. Sie war mit diesem Begriff gleichsam durchwachsen. Die Olzen kamen ihr als eine eigentlich für sich bestehende Art vor, die überhaupt aus der Vergleichung mit der übrigen Menschheit ausgeschieden, gleichsam hors de concours dasteht. Als eine Olzen fühlte sie sich trotz ihrer beiden Ehen. Die Namen Lobenstein und Reßmann waren ihr nur angeheftet. Eine Olzen war und blieb sie.

Dann wußte sie auch, daß sie die Ehre des Namens Lobenstein zu vertheidigen habe. Sie kannte eigentlich nur Olzen und Lobenstein; zwei alte Racen, sagte sie, wenn auch die älteste davon das Unglück gehabt hat, der Komik zu verfallen. Keine Leute, die wie die Kropftauben von Darwin gezüchtet sind, daß man gar nicht mehr weiß, wo sie herkommen und wo sie hingehören. Damit meinte sie das im Dunkel gebliebene Geschlecht der Reßmann.

Sie übertrieb sich die Reinlichkeit und das Unzweifelhafte aller dieser Verhältnisse; aber sie war entschlossen, auf die Seite, die sie vor Allem hochhielt, die Sauberkeit der Geldbeziehungen keinen Flecken fallen zu lassen, jeden Skandal, der sich in dieser Beziehung ankündigte, zu exstirpiren.

Und wenn Reßmann die That begangen hätte, Reßmann, ihr angetrauter Gatte!

Der ihre erste und einzige Liebe gewesen war!

So weit gesunken! Sie hätte keine Frau sein müssen, um das kaltblütig zu ertragen. Auch nach Allem, was zwischen ihnen schon begegnet war.

Sie war noch geschwächt und welk von ihrer Krankheit her.

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing bitterlich an zu schluchzen.

Bewegt stand Rahel daneben.

Sie hatte Frau Reßmann noch nie in einem solchen Zustande gesehen. Selbst den Tod von Simon Lobenstein hatte sie mit merkwürdiger Fassung ertragen.

Reßmann ein Dieb! . . .

Jetzt erst erschien Lizzy ihre Liebe todt und begraben. Und dieser Tod rührte sie doch noch anders, als das Absterben von Simon Lobenstein.

„Wer kann es gewesen sein?“ wandte sie sich endlich an Rahel. „Wenn er es war?“

Sie brauchte den Namen nicht zu nennen. Rahel verstand sie. Es fiel dieser jetzt ein, wie sie in der Nacht nach dem Balle Reßmann oben auf dem Corridor gesehen; wie er bei ihrem Herannahen sich hinter dem Pfosten versteckt hatte. Schon damals war ihr dies sonderbar verdächtig vorgekommen. Sie hatte das über der plötzlichen Erkrankung von Frau Lizzy fast vergessen.

Nun trat es hervor und setzte sich unwillkürlich in Verbindung mit dem Verschwinden des Schmuckes.

Sie sagte nichts von dieser Begegnung. Reßmann hatte sie immer mit gesuchter Geringschätzung behandelt, sie war ihm widerwärtig und verhaßt, das wußte sie. Um so weniger wollte sie den Anschein auf sich nehmen, als begehre sie sich nun zu rächen, deshalb schwieg sie. Aber zu widersprechen wagte sie nicht.

Lizzy erwartete eine Aeußerung Rahels.

„Du sagst nicht nein,“ rief sie schneidend, „also auch Du glaubst es!“

Und sie begann von Neuem zu weinen.

Rahel erklärte, man dürfe nicht vorschnell Verdacht werfen, der vielleicht ganz ungerecht wäre. Alles könnte sich am Ende noch aufklären. Man möge einmal das

ganze Haus durchsuchen, ob die Perlen nicht vielleicht verloren gegangen wären, irgendwo steckten.

„Nein, verloren sind sie nicht gegangen, das weiß ich positiv. Ich hatte sie beim Tanzen in die Tasche gesteckt und zog sie beim Auskleiden heraus. Ich sehe noch, wie ich sie in das Etui legte und es in den Schrank schob. Hier ist kein Irrthum möglich; aber es soll Alles geschehen, ich werde selbst Alles durchsuchen. Sage den Leuten, ich will sie unten in der Halle sprechen."

„Sie wollen die Sachen der Leute durchsuchen?" forschte Rahel. „Auf welchen Verdacht hin?"

„Sie sind in einem Hause, wo gestohlen worden ist!" rief Lizzy. „Da ist Alles verdächtig, selbst Du und ich. Ich mache Dich dafür verantwortlich, daß Niemand erfährt, was mir gestohlen worden ist. Ich werde den Leuten im Allgemeinen sagen, daß ich etwas vermisse, was mir werthvoll ist, und daß ich schon in ihrem Interesse eine genaue Durchsuchung vornehmen müsse. Sie bleiben in der Halle. Jeder Einzelne geht mit mir und schließt mir sein Spind auf."

„Wollen Sie nicht vielleicht die Polizei —" sagte Rahel.

Aber sie konnte nicht vollenden.

„Sprich mir das Wort nicht zum zweiten Mal aus," rief sie erregt. „Soll ich selbst das Thor auf-

machen, daß der Scandal ja recht breit hereinzieht. Um keinen Preis der Welt die Polizei. Ich weiß zu wenig — oder vielleicht zu viel, was sie finden würde . . .“

Rahel bestellte die Leute zusammen.

Sie kamen Alle; Frau Stutz, die Meisterköchin, und die Küchenmagd; Albert, der Kutscher; Franz, der Diener; Hecht, der Gärtner; das erste Hausmädchen und das zweite Hausmädchen. Nur der Portier blieb in seiner Loge mit dem strengen Auftrag, Niemand, wer es auch sei, in das Haus zu lassen.

XXI.

Beim Portier.

Frau Lizzy durchsuchte selbst, unter Zuziehung von Rahel, die Stuben, die das Dienstpersonal einnahm. In dem Souterrain die der Küchenmagd und der zwei Hausmädchen, Frau Stutz, die Meisterköchin, schlief außerhalb des Hauses. In der Mansarde die Kammer von Franz. Dann das Portierzimmer. Im Seitenbau die Kammer des Kutschers und des Gärtners. Ueberall ließ sie sich die Spinde und Kisten öffnen und von dem Besitzer den Inhalt auseinanderbreiten.

Sie fand Manches, auf das sie nicht vorbereitet war; bei Franz ein socialdemokratisches Blatt und eine ganze socialistische Schriftensammlung, bei dem Küchenmädchen einen Privatvorrath von Kaffee, bei dem Hausmädchen langvermißte Bücher aus ihrer Privatbibliothek, die Seiten mit fettigen Fingern aufgeschlagen, der Kutscher hatte noch ein besonderes Abrechnungsbuch mit den Lieferanten, das ihr sehr merkwürdig vorkam.

Aber von dem Etui und den Perlen keine Spur.

Auch in das Zimmer von Rahel im Pavillon begab sich Frau Lizzy.

Die anderen Dienstboten lachten höhnisch hinter ihr her; sie wußten, daß diese Untersuchung nur der Form wegen erfolgte.

Rahel hat selbst darauf gedrängt. Was Frau Lizzy in Rahels Zimmer auffiel, das waren französische Lehrbücher und Aufsatzhefte, die zeigten, daß Rahel schon weit in dieser Sprache gediehen war.

„Du lernst französisch," sagte Frau Lizzy verwundert. „Das wußte ich gar nicht."

„Abends in meinen Freistunden," sagte Rahel. „Man kann nicht wissen, wie man es braucht."

Diese Untersuchung ihrer Sachen, ohne Angabe eines bestimmten Grundes, hatte den Unwillen der Dienerschaft in hohem Grade erregt. Der Groll wendete sich indessen noch mehr als gegen Frau Lizzy selbst gegen Rahel, die man als die Anstifterin des Attentats gegen die Ehre der Dienerschaft und ihre kleinen Geschäftsgeheimnisse betrachtete.

Franz, der Diener, schlug eine Versammlung vor zur Berathung gemeinsamer Schritte. Man kam überein, bei dem Portier nach dem zweiten Frühstück zu=

sammenzukommen. Dann schlief Lizzy und man konnte sich ungestört besprechen.

Frau Stutz, die Köchin, lehnte ab. Sie habe keine Zeit für solche Sachen. Aber sie versprach, die Küchenmagd zu schicken; sie wollte jedenfalls wissen, was vorging. Daß Rahel nicht zur Zusammenkunft geladen wurde, war selbstverständlich, sie die Spionin, die jedenfalls den ganzen Unfug mit der Durchsuchung angestellt hatte.

Das Verhältniß von Rahel zu dem übrigen Dienstpersonal war kühl und gespannt, so viel Mühe sie sich auch gab, ihm zu Gefallen zu leben. Vielleicht gerade deshalb. Das brachte ihr nur den Ehrennamen einer schmeichlerischen Katze, einer Schlange ein. Alles, was unangenehm von der Herrschaft kam, wurde immer zuerst Rahel auf das Kerbholz geschrieben. Das Schickselchen, nannten sie Rahel unter sich. Von Antisemitismus wußten sie allerdings nichts! sie hatten immer nur mit reichen Juden zu thun gehabt, und diese erschienen ihnen unter dem Gesichtspunkt bester Kunden für die Dienerschaft, fast einer selbstverständlichen Aristokratie. Aber es amüsirte, die komische Seite des Judenthums Rahel gegenüber zu betonen, sie rächten sich damit für den Vorzug, den Rahel bei Frau Lizzy genoß, für die ausnahmsweise Stellung, die sie im Hause einnahm, und

für ihre Ablehnung jeder Gemeinsamkeit mit dem übrigen Personal.

Rahel pflegte sich ihr Essen auf ihr Zimmer abzuholen, um es dort zu verzehren. Sie fühlte das Bedürfniß, manchmal allein zu sein, sich selbst anzugehören, nachdem sie stundenlang nur nach den Winken und Wünschen Lizzys gelebt hatte. Das wurde ihr als einfältiger Stolz ausgelegt. „Was die sich einbildet! Sie denkt sich etwas Besseres," zischelten sie gehässig.

Auch das war dem Dienstpersonal nicht verborgen geblieben, daß Reßmann Rahel nicht leiden mochte; er durchschaut sie, sagten sie. In das Verhältniß zwischen Reßmann und Frau Lizzy sahen Alle vollständig klar. Und Alle standen auf Seite Reßmanns und gegen Frau Lizzy, mit einziger Ausnahme von Frau Stutz, der Köchin, die fest zu ihrer Herrin hielt, wenn sie auch der Collegenschaft halber sich äußerlich strenge Neutralität auferlegte.

Kam Franz vom Serviren der Tafel nach der Küche und erzählte, daß Frau Lizzy heute wieder sehr scharf zu Reßmann gewesen wäre, so gerieth das weibliche Personal in sichtliche Aufregung.

„So ein schöner Mann und so ein lieber Mann," sagte das Hausmädchen, das die Romane Lizzys las. Die Küchenmagd konnte kaum an sich halten, daß sie

nicht heimlich eine Hand voll Salz in Frau Lizzys Lieblingsspeise warf.

Franz, der Diener, war allerdings sehr bereit gewesen, Rahel in seinen besonderen Schutz und seine geöffneten Arme zu nehmen. Sie gefiel ihm, er kannte ihre Aussichten, und da er entschlossen war, sich unter allen Umständen nur in Civilehe zu begeben, so machte ihm Rahels Religion keine Scrupel. Im Gegentheil, er hätte in einer Ehe ohne jede Beachtung der Religionsverhältnisse den Triumph seiner Gesinnung gesehen. Aber Rahel fand an dem Manne keinen Gefallen. Selbst die Möglichkeit, einen Mann zu heirathen, der nicht ihres Stammes, lag vollständig außer ihrem Gesichtskreis. Sie hätte ebenso gut einen Mohren heirathen können.

Uebrigens hatte sie den Zukunftsplatz an ihrer Seite schon vergeben.

Ihr Erwählter war der Vetter aus dem Posenschen, der im Confectionsgeschäft arbeitete. Mit ihm war sie so gut wie einig. Ihre Leute zu Hause hatten beigestimmt. Es galt jetzt noch so lange zu warten, bis der Vetter sich ganz genau in das Geschäft hineinstudirt hatte, und das Vermächtniß Lobensteins für Rahel flüssig geworden ist. Das mußte noch einige Jahre dauern, aber Rahel betrachtete das ohne jede Ungeduld.

Das romantische Wort Lieben hatte auf das Verhältniß Rahels zu dem Vetter aus dem Posen'schen nur eine sehr entfernte Beziehung. Der Schneider war klein, hielt sich schlecht, sah versessen und nach der Luft der Schneiderstube aus. Aber er hatte ein paar gute Augen, man konnte sich über Alles mit ihm unterhalten, er wußte überall Bescheid, er sparte jeden Pfennig, und er war sicher, daß er noch einmal seinen Weg in der Welt machen werde. Er konnte gerade so gut reich werden, wie der selige Onkel Lobenstein, sagte er ihr, wenn er ihr von seinen Zukunftsplänen erzählte. Nur daß er weder französisch noch englisch könne, und keine Zeit habe, es zu lernen, beklagte er; das brauche man nothwendig zum Confectionsgeschäft im Export.

Auf diese Anregung hin hatte sich Rahel entschlossen, französisch und englisch zu lernen. Mit anerkennendem Staunen verfolgte der Schneider die Fortschritte Rahels, und wenn er sie besuchte, ließ er sich die gebräuchlichsten Redensarten und Geschäftsausdrücke von ihr hersagen und versuchte, sie auswendig zu behalten.

Franz, der Diener, war ein hübscher Mensch mit einem koketten Schnurrbärtchen, er hatte beim Militär gedient und hielt sich seinem Stande entsprechend sehr fein und adrett. Die Zurückweisung, die er bei Rahel

fand, daß ihm sogar ein verhockter, krummbeiniger Schneider vorgezogen wurde, hatte ihn höchlich aufgebracht; er durfte als das Haupt der Opposition gegen Rahel angesehen werden.

Zu der Zusammenkunft beim Portier hatte die Küchenmagd einen Topf Kaffee mitgebracht. Das wurde aber zurückgewiesen. Das passe hier nicht, dazu sei die Sache viel zu ernst, als daß man eine Kaffeegesellschaft daraus machen sollte.

Vielmehr eröffnete Franz der Diener die Verhandlung, indem er frug, ob Jemand wisse, was los sei, was die Durchsuchung eigentlich bezwecke. Dann könne man schon eher zum Entschlusse kommen, was sie thun müßten. Gewiß wolle man ihnen etwas am Zeug flicken, sie am Lohn drücken oder kündigen, so ein rechtes Bourgeoisstückchen. Das Einzige, was sie hätten, wäre das bischen Reputation, das solle ihnen jetzt auch noch abgeschnitten werden.

Es gehe Alles gegen den armen Herrn Reßmann, meinte die Küchenmagd, der wäre nun glücklich aus dem Haus getrieben, da müßten sie jetzt wohl auch hinaus, weil sie alle die Schändlichkeiten gegen den braven Herrn mitangesehen hätten.

Mit Herrn Reßmann hänge die Sache zusammen, allerdings, sagte das erste Hausmädchen, eine lange,

dünne Person von etwa dreißig Jahren. Aber es sei noch etwas Anderes dabei; sie habe zufällig nahe an der Thür gestanden, da habe sie wiederholt von Perlen und Ohrgehängen reden hören. Um die müsse es sich wohl spielen.

Das werde es wohl sein, sagte die Küchenmagd. Das soll wohl auf Herrn Neßmann gebracht werden, er soll wohl mit den Perlen durchgegangen sein."

Es war bemerkenswerth, daß die Küchenmagd, als die Dümmste, zuerst annähernd die Situation begriff.

Der Kutscher nahm jetzt das Wort; er sprach nur selten, aber wenn er es that, mit Autorität.

„Mit Ohrgehängen, det is nich, die sind ja ganz ab. Meiner Auguste habe ich ein paar Ohrringe letzte Weihnachten gebracht, die mir so ein Hausirer aufgeschwätzt hat. Da bin ich schön angekommen. Für was ich sie halte, frug sie, Ohrringe trage Niemand mehr als die allergemeinste Sorte. Und mit Schmuck wegjekommen, det kenne ich auch, damit fängt mich Niemand mehr. Ich war Hausdiener bei einer Sängerin, die ließ jedes Jahr zweimal in die Zeitung setzen, ihre Brillanten seien gestohlen worden. Det war so auf neue gewinkt. So ist das wohl auch von der gnädigen Frau gespielt, sie lebt doch nur von den Lobensteins."

„Nein," sagte Franz, „die Perlengehänge hat sie

wirklich gehabt. Wie ich bei der Tafel aufwartete, habe ich sie selbst an der gnädigen Frau gesehen. Ich dachte noch, wenn ich sie Dir nur von den Ohren ziehen könnte, die müssen ja viele Hunderttausende werth sein, da wäre mir geholfen, und ich könnte mich selbst bedienen lassen. Ich sage, wenn sie Jemand genommen hat, so kann es nur die Rahel gewesen sein, die Schleicherin."

„Ja," sagte das zweite Hausmädchen, „dann sollen es die Dienstboten genommen haben. Da wird gar nicht weiter gefragt. Dienstboten sind es immer gewesen; da kommt man zu uns wie zu Räubern und zu Dieben und visitirt uns die Spinde."

„Wenn man es auf Herrn Reßmann bringen will," meinte die Küchenmagd, „so müssen sie sich ja den Anschein geben, als wenn Alles durchsucht worden wäre, dann kann ja er es nur gewesen sein. So dumm ist doch keine, die die Perlen genommen hat, daß sie sie im Haus behält."

„Und habt Ihr wohl gesehen in dem Zimmer des Schickselchen," fiel das erste Hausmädchen ein, „gar nicht hingesehen hat die gnädige Frau auf ihre Sachen. Sie hat nur in ihren Büchern geblättert und sie darüber gelobt."

„Die gnädige Frau und die Rahel, die verstehen sich, die spielen unter einer Decke," rief Franz.

„Am Tage nach dem Balle," sagte jetzt der Portier, „ist die Jungfer immer unterwegs gewesen. Herein und heraus. Wenn ich gemeint habe, sie wäre zu Haus, da war sie schon wieder draußen. Das ist mir schon damals aufgefallen. Hat die Rahel das Zeug genommen, so hat sie es an diesem Tage verschleppt."

„Sie hat ja Anhang genug in der Stadt," rief Franz; „da ist ihr krummer Schneider, was sie dem zustecken kann, das thut sie." Bei diesem Schluß beruhigte sich das Dienstbotenparlament. „Die Rahel hat etwas genommen, Perlen oder etwas Anderes, und hat es ihrem Vetter und Bräutigam zugesteckt. Auf Herrn Reßmann aber soll es gebracht werden, und wenn das nicht geht, so müssen es die Dienstboten haben."

Es war wie eine Resolution, die man einstimmig annimmt.

Franz frug eben, ob man sich das denn gefallen lassen wolle, da klingelte es hintereinander nach dem Diener und dem ersten Hausmädchen.

Die Gesellschaft stob aus einander.

„Darüber sprechen wir weiter," sagten sie. „Aber nach außen reinen Mund. Das kommt noch dicker."

Von Hella von Olzen war nicht die Rede gewesen. An sie hatte überhaupt Keiner gedacht.

Nur Hecht, dem Gärtner, war beim Harken der Kieswege, das er an jenem Tage wiederholt vornahm, die feine Fußspur aufgefallen, welche die Person in Rahels Mantel hinterließ.

Denn Rahel hatte sehr große starke Füße. Er kannte alle Fußspuren; die Fußspuren im Kies waren ja eben so seine Feinde, die er mit seiner Hand unausgesetzt zu bekämpfen hatte. Aber der Gärtner schwieg, er war ein nachdenklicher Mensch und nicht für das Reden gemacht.

XXII.

Hellas Brief.

Das waren in der That entzückende Bilder, die aus den Mittheilungen der Comtesse Clara emportauchten und die Phantasie Hellas umgaukelten, während sie auf der Bahn nach Wannsee zurückfuhr. Die Gunst der Prinzessin und ihre Theilnahme an ihrer Heirath. Und dann die Hochzeit selbst, wie sie sich nach dem Plane der Comtesse vollzog.

Eine aristokratische Trauung in der Hedwigskirche! Sie hatte das ja noch unlängst bei der Vermählung einer polnischen Gräfin mit angesehen. Der ganze Altar wie ein Blüthenbaum, aus dem die goldenen Lichter hervorschimmerten. Orgelklang und die sich in einander verwebenden Stimmen des Chors. In der Halle der Kirche drängen sich die Gestalten, die sie bei Hofe in der vornehmsten Stunde ihres Lebens gesehen, die ihr zu erkennen geben, daß sie Hella noch immer als zu

ihnen gehörig betrachteten. Sie selbst, in dem weißdamastenen Schleppkleid, dem sie selbst einen so unnachahmlichen Fall zu geben weiß. Die Myrtenkrone im Haar. Und dann die Brautführerinnen, sechs Paare, die erlesensten, die ersten und glänzendsten in jeder Richtung, in den märchenhaft seegrünen Kleidern. Alles das ein Rahmen des prunkvollsten Cultus.

Doch damit noch nicht genug! Das Hochzeitsschiff, das bei Bellevue angelegt hat, bewimpelt und mit Kränzen geschmückt, setzt sich in Bewegung. Alle auf dem Verdeck versammelt, und sie, wie eine junge Königin, die in ihr neues Reich einzieht . . . Bei dem Gedanken an das Hochzeitsschiff stutzte sie. Davon hatte ihr doch jüngst noch ein Anderer gesprochen. Sie erinnert sich, es war der unglückliche Spiritist in seinem Toast auf Lizzys Fest. Ein verrückter Visionär — und dennoch den grauenerregenden Schluß, dem er seiner Vision gegeben — das zerschellte Glas, der Eindruck will nicht mehr weichen, sie kann das nicht vergessen.

Weiß der Mann mehr von der Zukunft als wir Anderen? Thorheit, sagt sie sich. Und sie schüttelt mit dem Kopfe, als wolle sie den Gedanken zurückstoßen.

In Wannsee fand Hella ein kleines Briefchen vor — von Lizzy — sie kannte die Handschrift — was konnte es Alles enthalten! Einen Augenblick zögerte sie

mit dem Oeffnen; dann, als hätte sie alle ihre Kräfte zusammengenommen, riß sie mit einer jähen Bewegung das Couvert auf.

Als sie das Billet gelesen hatte, lächelte sie befriedigt; es war im Ton alter vollkommener Vertraulichkeit gehalten. Lizzy zeigte ihr ihre Genesung an, beklagte, daß sie Hella habe gehen lassen müssen, ohne Abschied von ihr zu nehmen, das Billet schloß, es sei ihr etwas recht Unangenehmes passirt, um so mehr sehne sie sich nach Hellas Besuch.

Die Entdeckung des Entkommens der Perlen erschien Hella nun sicher, aber sie selbst war offenbar außer allem Verdacht geblieben. Und wenn man es recht betrachtet, so war die rasche Entdeckung ja doch eigentlich ein Glücksfall. Die ganze Lobenstein'sche Villa kann es ihr bezeugen, daß sie am Tage, wo die Perlen verkauft wurden, bis zu Abend im Zimmer blieb, die Villa nicht verlassen hatte. Kommt der Verkauf jemals heraus, so kann sie es nicht gewesen sein. Wie nannte das denn gleich der Stromer? Das Alibi. Ganz recht, sie hat ja jetzt auch ihr Alibi.

Mit Lizzy konnte sie sich wie im Kampfe fühlen. Stritt diese mit den Chicanen ihres Rechtsanwaltes, so hatte sie mit eigener Hand muthig hineingegriffen und einen Theil der Beute wieder an sich gerissen.

Aber wenn sie an Vollborn dachte, dann begann ihr Herz in ängstlicher Erregung zu klopfen. Ihm gegenüber, das wußte sie, würde sie ihre That nicht vertreten können — alle ihre Gründe würden vor seinem Blick vor dem einen Worte „gestohlen" verschwinden. Seine einfache bürgerliche Gesinnung, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, sein Standesgefühl als Offizier, seine Religion und seine Vorurtheile, das Alles verurtheilte sie und ihre That. Mit Entsetzen würde diese ihn erfüllen. Wäre es nicht am besten, rasch von ihm los, befreit von der entsetzlichen Gefahr eines Zusammenstoßes mit ihm —

Mit Vollborn brechen?

Ihr ganzes Schicksal war so in Fluß gekommen, daß sie auch dieser Frage mit einer gewissen Ruhe in's Auge schaute.

Sie könnte sich ja opfern und ihm entsagen, so sprach sie sich ein. Sie würde darüber hinaus kommen. Denn leidenschaftlich ist ihre Liebe zu Fritz Vollborn nicht. Sie kannte sich selbst zu gut, um das von sich zu glauben. Ihr Sinn war erregbar, phantastisch, aber mit dem großen heißfühlenden Herzen des Offiziers verglichen, fühlte sie kühl — eng. In stürmischer Liebeswerbung hatte er nach langen Versuchen das Jawort abgerungen, da sie vereinsamt, sorgenvoll, desillusionirt,

ihm gegenüberstand, ein Zustand der Depression, wie Curt sagte. So war es ja gekommen. Wenn nicht Liebe, war sie ihm doch Dankbarkeit schuldig, und nun sollte sie diese Schuld abtragen, indem sie Fritz in Verzweiflung hineinstieß.

Denn das würde im besten Fall der erste Erfolg sein. Aber er wird sich nicht fortstoßen lassen, er wird sich an sie klammern mit der unbesieglichen Zähigkeit, die er in den Jahren seines Werbens gezeigt hat. Es wird schreckliche Scenen geben. Ihre erschütterten Nerven werden das nicht ertragen.

Nein, sie kann diesen Schritt nicht thun. Er würde alle ihre Verlegenheiten nur vertiefen.

Das aber wurde ihr vollkommen klar — es blieb ihr keine Wahl mehr. Wenn sie sich nicht vollständig endgiltig von ihm losreißen konnte, so mußte sie sich ihm völlig unbedingt hingeben, Körper und Seele. Aus der überlegenen Rückhaltung, die sie bis jetzt immer noch gegen ihn geübt, mußte sie heraus, sich unlöslich um ihn schlingen.

Sie kannte ihre Macht über ihn. Wenn sie ihn richtig zu nehmen weiß, so wird jeder Verdacht, den man etwa gegen sie werfen wollte, wie er auch sei, an seiner Hingebung abprallen.

Auf sein unerschütterliches, großherziges Vertrauen baute sie ihren klugen, feinen Plan.

In dieser Stimmung erinnerte sie sich, daß sie noch den Brief von Fritz Vollborn zu beantworten hatte. Sie war gerade im Begriff, sich zum Schreiben niederzusetzen, als Wanda, die stillschweigend hereingekommen war, an sie herantrat.

Sie gab Hella einen Kuß auf das Haar.

„Du siehst nicht mehr so finster aus, wie vorhin," sagte sie, „Du schreibst gewiß an Deinen Bräutigam!"

„Wie Du das errathen hast," sagte Hella überrascht.

„Und was schreibst Du ihm denn? Schreibst Du ihm Alles?"

„Wie meinst Du das Alles?"

„In unserem Verein im Odilienstift war oberstes Gesetz, daß wir uns Alles sagten, Gutes oder Böses!"

„Auch das Böse?" frug Hella.

„Das zuerst und vor Allem," antwortete Wanda.

„Nun, es wird nicht allzuviel gewesen sein," meinte Hella.

„Wir sind Alle nur Menschen," sagte Wanda ernsthaft. „Das ist ja gerade die Freundschaft, daß man sich Alles sagt; ist denn die Liebe anders?"

„Es giebt Dinge im Leben, die nur für Einen selbst sind, die sich noch nicht ganz in Einem geklärt haben — die läßt man am besten auf sich beruhen."

„Im Gegentheil," sagte Wanda, „das ist es ja gerade mit der Freundschaft, daß sie Einen an der Hand nimmt und führt Einen in den Untergrund der eigenen Seele. Dahin, wo man allein gar nicht hinkömmt. Das klärt am meisten auf."

„Ihr habt über Alles so bestimmte Meinungen in Eurer Pension. Man möchte sich vor Euch fürchten!"

„Ich wollte Dich schon lange darnach fragen, was Du für Meinungen hast," sagte Wanda. „Ich dünke Dir wohl zu kindisch dazu, als daß Du mit mir sprichst. Manchmal kommt es mir vor, Du wartest, ob was geschieht; wenn es Dir für den Augenblick paßt, ist es Dir recht. Das ist das Allerfalscheste. Besser falsche Ansichten als schwankende, sagt Bebel. Und wir gaben ihm Alle Recht."

„Wenn Du nur den Namen nicht mehr nennen wolltest," sagte Hella, wieder sich verfinsternd. „Er paßt nicht in unser Haus."

„Ich habe heute eine große Enttäuschung erlebt," fuhr Wanda fort. „Ein Brief von der Redaction, die Antwort auf mein Anerbieten. Sie lehnt ab."

„Sehr vernünftig," erklärte Hella.

„Ganz richtig," rief Wanda bitter, „der Brief ist wie aus Deinem Geiste und aus dem von Curt herausgeschrieben. Dieselben Worte: Weltkenntniß, Erfahrung, schöner jugendlicher Eifer; daß sie mich nicht auslachen wie Curt, ist Alles. Ich hatte größer von ihnen gedacht. Wenn es sich um Weltkenntniß und um Erfahrung handelt, warum lassen sie nicht die Leute gewähren, die jetzt das Regiment führen, darin sind sie ihnen doch über."

„Um was handelte es sich denn?" frug Hella.

„Man muß die Menschen lieben, wenn man ihnen helfen will. Meinst Du nicht auch, Schwester?"

„Man muß auch an sich selbst denken," rief Hella, „doch jetzt laß mich schreiben."

Wanda kehrte in ihre Ecke zurück, wo sie bemüht war, auf eine zerrissene Stelle eines kostbaren seidengesteppten Schlafrockes ihrer Mutter einen Flicklappen aufzunähen.

„Was machst Du denn da?" rief Hella, die nun die Gegenwart des Mädchens genirte.

„Ich helfe sparen," sagte Wanda, nahm ihre Arbeit und ging fort.

Das Gespräch mit Wanda hatte Hella einigermaßen aus der Stimmung gebracht, in die sie sich gegenüber Fritz Vollborn hineingefühlt hatte. Aber sie brachte doch

noch einen Brief zusammen, wie Fritz noch keinen von ihr erhalten hatte, so zärtlich, so liebevoll, ihn so an den starken und schwachen Seiten seines Wesens packend!

Hella schrieb ja von ihrem Jubel über sein Kommen und ihrem Schmerz, über seinen Abschied, sie erzählte ausführlich von der Prinzessin und den Plänen der Comtesse Clara. Sie wußte, wie das schon ihn beglückte, wie er damit selig zu seinen Kameraden kommen werde. Daß Cranius sich am Ballabend entfernt habe, ohne sie noch einmal zu begrüßen, habe sie geschmerzt, wer ihrem Liebsten nahe stehe, sei auch ihr theuer.

Ueber die Vorgänge in der Villa Lobenstein schrieb sie wie folgt:

„Was ich aus dem Hause von Lizzy höre, ist nicht erfreulich; sie wurde gleich nach dem Ball krank, sie hat sich einfach ernstlich übereſſen — noch eine halbe Pastete hat sie Nachts um 2 Uhr vor meinen Augen verzehrt. Am Morgen nach dem Ball hatte ich mein Kopfweh, daß ich kaum aus den Augen sehen konnte, ich blieb in meinem Zimmer und dann mit Curt — bis ich direct nach Wannsee fuhr. Das Unangenehmste kommt aber erst. Herr Reßmann hat sich auf einige Tage verflüchtet — das ist allerdings für uns recht gleichgiltig. Vermuthlich hat ihn Lizzy wieder allzusehr geärgert. Aber noch etwas ist vorgefallen, genau weiß ich nicht, was;

aber es muß was recht Unangenehmes sein, es gehen schon geheimnißvolle Andeutungen in der Stadt herum. Wären wir doch gar nicht in das Haus gegangen. Es kommt doch nur Fatales von dort." Der Brief schloß, wie folgt:

„Ach, um so mehr wünsche ich, ich wäre bei Dir, Du mein Gut, Du mein Alles, mein einziger Trost. Wann werde ich Dich wieder in meine Arme schließen, um Dich nie wieder daraus zu entlassen. Ist denn Dein Oberst so unerbittlich? Deinen Freund Sperber, der so lieb Deinen Dienst übernommen hat, grüße von mir unbekannterweise herzlich. Ich bin ihm so gut und von Herzen dankbar dafür, was er für Dich, für uns that. Wenn Du wüßtest, wie ich mich nach Dir sehne und Dich küsse und umarme leider nur im Geiste. Deine einzige Hella."

Einen solchen Brief hatte Hella noch nie an Fritz Vollborn geschrieben gehabt. Wie außer sich war er, als er ihn erhalten hatte, er las ihn unzählige Male, drückte ihn an seine Lippen, legte ihn in ein kostbar gesticktes Portefeuille, wo Alles lag, was sich auf sie bezog, schloß dies sorgfältig ab, öffnete es wieder und zog den Brief heraus und las ihn wieder und wieder.

Seinem Entzücken mischte sich eine unbesiegliche Sehnsucht bei. Etwas wie eine Sorge beschlich ihn um

Hella. War nicht unter allen Umständen seine Stelle an Hellas Seite! Er begriff nicht, daß er nicht jede andere Rücksicht bei Seite gesetzt hatte und noch in Berlin geblieben war. Einen Pedanten, einen Barbaren nannte er sich.

Er eilte zu seinem Freunde Sperber. Denn er bedurfte Jemanden, dem er sein Leid und Freud ausschütten konnte.

Und niemals hatte er sich die Seele so voll davon gefühlt wie jetzt.

Nach Berlin zu ihr zurück. Das war sein einziger Gedanke und alsbald begann er den Versuch, neuen Urlaub zu erhalten.

XXIII.

Der Rechtsanwalt.

Doctor Röstel, der Hausarzt, und Doctor Cranius, der Rechtsanwalt, begegneten sich am Morgen nach der Haussuchung unten in der Halle der Villa Lobenstein. Röstel kam die Treppe herunter, Cranius wollte sie hinaufsteigen.

Beide sahen einander fragend an. Dann lachten sie wie zwei Auguren.

„Nachwehen des Festes," flüsterte der Arzt dem Rechtsanwalt zu; „meine Aufgabe ist zu Ende, die Ihre beginnt. Geben Sie milde Mittel, das wird das Beste sein."

Damit waren sie wieder aus einander.

Röstel stieg in seinen Wagen, Cranius trat in das Cabinet, wo ihn Frau Lizzy erwartete. Frau Reßmann sah bleich und aufgeregt aus. Man erkannte die Frau kaum wieder, die noch vor einigen Tagen in ungebundener Lebenslust die Jüngsten überboten hatte.

„Ja, das kommt von den Jahren," sagte sie auf die Frage des Rechtsanwalts nach ihrem Befinden, „es ist doch nur ein jugendlich angestrichenes Alter, was ich habe; das Schicksal klopft ein wenig, der Bewurf fällt herunter, und das alte Frauengesicht kommt zum Vorschein.

Sagen Sie nichts," rief Frau Lizzy, als Cranius eine Einwendung versuchte. „Hier mein Spiegel wenigstens spricht aufrichtig zu mir. An seinen Rechtsanwalt muß man glauben, und dem könnten Sie durch falsche Complimente schaden.

„Es sind keine angenehmen Sachen, wegen der man zum Rechtsanwalt schickt. Mir ist etwas sehr Unangenehmes passirt. Ehe ich aber darauf komme, will ich an Sie zwei Fragen richten, die Sie mir ohne Weiteres beantworten können. Sie betreffen Niemand speciell, man nennt das, glaube ich, Rechtsfragen."

„Es wäre doch vielleicht besser, wenn Sie mir zuerst erklären wollten," sagte der vorsichtige Rechtsanwalt, um was es sich thatsächlich eigentlich handelt; denn ich habe eine Ahnung davon, daß ich hier der richtige Rechtsbeistand nicht bin, daß Sie sich besser an einen anderen wenden."

„Wie vorsichtig Sie sind," sagte Frau Lizzy, „lassen Sie mich nur erst meine Fragen stellen; ob Sie sie beantworten wollen und können, steht dann bei Ihnen."

„Mit Ihnen ist schwer zu streiten," sagte Cranius, „so fragen Sie denn."

„Es sind ja keine halsbrechenden Fragen, wie sie der Kaiser dem Abt aufgegeben hatte," sagte Frau Lizzy. Das Spotten konnte sie ja nie ganz aufgeben. „Sie zwar mit Ihrem Prälatenbäuchlein würden sehr gut in die Rolle passen. Kurz und gut. Meine Fragen sind: Hat die Polizei und das Gericht etwas darin zu suchen, wenn der Mann seiner Frau etwas heimlich wegnimmt, wenn er sie bestiehlt; und dann: ist so etwas ein Scheidungsgrund für die bestohlene Frau."

„Das klingt ja ganz verteufelt ernsthaft," sagte Doctor Cranius, „und so blind ist doch Keiner, daß er nicht durch ein Sieb sehen könnte. Es ist doch so, wie ich gesagt habe, ich bin nicht der geeignete Rechtsanwalt, weder für Ihre Fragen noch für Ihren Fall."

„Wer sagt Ihnen," rief Frau Lizzy lebhaft, „Sie hartnäckiger Mensch, daß ich einen Rechtsanwalt will? So weit sind wir noch lange nicht. Ich suche nur einen erfahrenen Freund, und der, den ich jetzt als solchen anspreche, wird einer vereinzelten Frau seine Hilfe nicht entziehen."

„Gewiß nicht," sagte Cranius, „unter diesen Bedingungen kann ich reden. Die erste Frage beantwortet ich sehr einfach: Nein, die Gerichte haben dabei nichts

zu suchen, das müssen die Ehegatten unter einander ausmachen. Ob aber so etwas ein Scheidungsgrund ist oder nicht, das läßt sich nicht im Allgemeinen sagen, das kommt auf den besonderen Fall an, das kann sein und nicht sein."

„Mir fällt ein Stein vom Herzen," sagte Frau Lizzy, „daß Sie die erste Frage so klipp und klar beantwortet haben, ohne alle die „Wenn und Aber", mit denen Ihr Herren Juristen uns sonst in die Irre schickt. Damit will ich mich trösten, wenn ich nach der Beantwortung meiner anderen Frage gerade so klug bin wie vorher. Und jetzt komme ich gleich zu meinem Fall."

Sie wies mit dem Finger nach dem Geheimschrank in der Ecke.

„Sehen Sie sich einmal dies Möbel dort an, Doktor; für was halten Sie es?"

„Dem Fuß nach könnte es ein Weihwasserkessel sein, nach dem oberen Stück zu schließen, ist's vielleicht ein zugeklappter Wasch- oder Nähtisch. Solche Fragen schlagen allerdings nicht in mein Fach."

„Nun gut, dieses Möbel ist ein Geheimschrank, in welchem ich meinen Schmuck verwahre. Und aus ihm ist mir während der Zeit, da ich krank zu Bette lag, ein kostbares Stück entwendet worden."

„Fatal," sagte Doctor Cranius, sich das sonderbare Möbelstück jetzt näher betrachtend. „Ich wäre wirklich in Verlegenheit, wenn ich etwas hinein oder heraus zu thun hätte. Ich sehe weder Thüre noch Schlüsselloch, noch irgend eine Andeutung, wie man dem Riesenei beikommen kann."

„Ganz recht," entgegnete Frau Lizzy, „das macht auch die Angelegenheit so erschreckend einfach. Mit dem Geheimschrank kann nur zu rechte kommen, wer den Mechanismus genau weiß. Dieser kommt aus England und ist ganz neu. Ich glaube kaum, daß in Berlin etwas Aehnliches existirt; da lebt man noch in dem alten Aberglauben an eiserne Kassenschränke, die Jedermann zurufen: seht, hier liegt der Schatz, und die jeder Meisterdieb öffnet. Das Geheimniß des Schranks kennt außer mir und dem Fabrikanten in England, nur noch Rahel, meine Jungfer, für die ich die Hand in's Feuer lege, Hella von Olzen, die zufällig einen oberflächlichen Blick hinein warf — sie ist eine Dame und eine von Olzen, die selbstverständlich aus jedem Verdacht scheidet — bleibt noch mein Mann, der das Geheimniß kennt. Und leider, leider habe ich schwerwiegende Gründe, ihn für schuldig zu halten."

„Ich würde so etwas nicht hinter Reßmann suchen; seine Fehler liegen wohl auf anderem Gebiete."

„Es ist hart, Doctor, den eigenen Mann anklagen zu müssen. Aber ich will mir in dieser Sache vor Allem Klarheit verschaffen, und deshalb hören Sie: Den Abend, ehe das Schmuckstück verschwand, hat Reßmann die Herausgabe des Schmuckes von mir verlangt, mit drohenden finsteren Worten hat er mich verlassen."

„Das ist allerdings verdächtig. Und was wollte er mit dem Schmuck machen?"

„Verkaufen wollte er ihn und lachen Sie nicht — mit dem Erlös ein Geschäft anfangen — er, der zu allen Geschäften unpraktischste Mensch der Welt."

„Sie haben es jedenfalls abgelehnt."

„Selbstverständlich, eine so werthvolle Sache, der Familienschmuck der Olzen, den ich erst gegen meine nächsten Verwandten herausgestritten habe. Sie wissen ja, wie wir gerade darauf herumgeritten haben, es sei Ehrensache. Ich hätte mich unsterblich blamirt, hätte ich den Schmuck an ein so närrisches Unternehmen wie das von meinem Mann vorgeschlagene gehängt. Ich schlug es rund ab. Am Morgen war gleichzeitig mit den Perlengehängen auch mein Mann verschwunden, ohne jede Anzeige, ohne ein erklärendes Wort. Bis heute ist er noch nicht zurückgekehrt, ich weiß überhaupt nichts mehr von ihm."

„Das sieht allerdings schlimmer aus, als ich vermuthen konnte. Und Ihre Beziehungen zu Ihrem Mann sind, wie ich annehmen muß, in der letzten Zeit nicht sehr freundlich gewesen.“

„Sie lösten sich immer mehr, wir lebten so neben einander her, wenn wir uns nicht zankten. Ich zog nach oben, er blieb unten wohnen. Hier, mein seliger Lobenstein“ — sie wies nach dem Portrait an der Wand — „hatte es mir noch während seiner letzten Krankheit vorausgesagt, was werden würde. ‚Lizzy,‘ sagte er, ‚Du wirst noch eine große Dummheit machen, Du wirst Dich mit Reßmann verheirathen, und dann werdet Ihr sehen, daß Ihr nicht zu einander paßt.‘ O, was für ein guter Mann und was für ein kluger Mann.“

Sie warf dem Bilde einen gerührten Blick zu.

„Und nun,“ fuhr sie fort, „stehen wir, wo wir stehen.“

Doctor Cranius sah sinnend vor sich hin.

„Man sagt, Reßmann habe Beziehungen zu anderen Frauen gehabt, man sprach von Fräulein Corinna Rodstock.“

„Ich habe dem nicht weiter nachgefragt. So etwas muß eine verheirathete Frau immer kränken, aber wie wir einmal mit einander standen, ließ ich ihn gehen. Ich wollte nichts weiter von ihm, mochte er denn meinet=

wegen treiben, was er wollte, wenn er mich in Frieden ließ: Ich hätte für eine dumme Eifersüchtige gegolten, er hätte sich am Ende damit noch dicke gemacht. Und dann ist mir das Heucheln gegen die Natur, es war mir ja gleichgiltig, was er trieb. Wie sollte ich darüber ein großes Aufheben machen. In dem Punkte aber, um den es sich jetzt handelt, da verstehe ich keinen Spaß, da soll er mich kennen lernen."

„Wann haben Sie die Perlen zum letzten Male gesehen?" fragte Cranius.

„Als der Ball zu Ende war. Hier in dem Cabinet habe ich mich ausgekleidet. Ich habe nachher ein kleines Gouter genommen, das mir nicht gut bekommen ist. Hella von Olzen kam herein, wir plauderten zusammen, in ihrer Gegenwart legte ich den Schmuck in den Geheimschrank und klappte diesen dann zu."

Sie zeigte dem Rechtsanwalt den Mechanismus, dann fuhr sie fort:

„Ich wurde beim Zumachen gestört. Richtig, Rahel kam in's Cabinet, um Hella in ihr Schlafzimmer zu geleiten. Ich ließ darüber den Schlüssel zum Thürchen stecken und ging mit Hella, um zu sehen, ob Alles gut für sie besorgt sei. Während ich bei Hella war, spürte ich schon einen Krampfstoß im Magen, ich faßte mich aber und eilte die Treppe hinunter nach meinem Bett.

Dort wurde ich so von Schmerzen übermannt, daß mir alles Denken verging. Ich schrie nach Opium, das mir auch Rahel brachte. Ich blieb zwei Tage im Bett, den ersten Tag nur für mich hinduselnd, so hat mich Röstel mit Narkotika gefüttert. Am dritten Tage, kaum war ich aufgestanden, so holte ich mir etwas aus dem Cabinet, und wie durch einen Zufall merkte ich, daß etwas an dem Geheimschrank nicht stimmte. Ich sah nach und fand, daß die Perlen fehlten."

„Sie haben Hella von Olzen in ihr Schlafzimmer gebracht. Wo lag das?"

„Gerade hier dem Eingang zum Cabinet gegenüber, hinter dem Corridor, der zu dem Pavillon führt."

„Hat sonst noch Jemand nächst dem Cabinet gewohnt als Hella von Olzen?"

„Sie allein."

„Und war das Cabinet verschlossen?"

„Der Schlüssel stak, bis Rahel ihn abzog."

„Und wann geschah das?"

„Als mein erster Krampfanfall vorbei war. Rahel ging auf einige Minuten fort, um ein paar Geräthe hier in das Silberspind zu legen."

„So war inzwischen Hella von Olzen allein hier im oberen Stock und konnte ungestört in das Cabinet gelangen?"

„Wie kommen Sie nur immer auf Hella! sie steht doch außer jeder Frage?“

„Was machte Rahel mit dem Schlüssel zu dem Cabinet?“

„Sie legte ihn in den Schlüsselkorb, der neben meinem Bette stand.“

„Haben Sie schon irgend einen Schritt wegen der Perlengehänge gethan?“

„Ich habe zum höchsten Ueberfluß das ganze Haus umgekehrt, habe die Stuben und Spinden des Personals untersucht, habe aber nicht gesagt, weshalb.“

„Und was sagten Ihre Leute zu dem Allen?“

„Natürlich das Dümmste. Ich habe es durch die Köchin, die hat es von der Küchenmagd gehört, die mit dabei war, wie meine Leute sich über den Vorgang unterhielten. Sie sagten, wenn etwas fehle, so habe es Rahel genommen, und auf Reßmann sollte es gebracht werden.“

„Das sind ja unglaublich verschlagene Menschen, die Sie hier im Hause haben. Kann ich Ihre Rahel sehen?“

„Gewiß. Sie ist zur Stelle.“

„Sie sagten, daß Sie ihr unbedingt vertrauen? Auf was beruht das?“

„Sie ist mir von dem seligen Lobenstein hinterlassen worden; sie war entfernt mit ihm verwandt! wenn sie noch drei Jahre bei mir im Dienst bleibt, erhält sie ein Vermächtniß von ein paar Tausend Mark ausbezahlt. Sie hat ein solides Verhältniß zu einem soliden Menschen. Hat mich noch nie belogen, nie etwas versäumt oder veruntreut. Wie ich gestern sah, lernt sie in ihren Freistunden Französisch, um sich auszubilden. Genügt das?“ —

„Das spricht für sie. Warum aber haben Ihre Leute Rahel im Verdacht?“

„Das kann ich ja genau nicht wissen,“ sagte Lizzy. „Vielleicht weil sie eine Jüdin ist, vielleicht, weil ich ihr manchen Vorzug einräume. Doch ich höre ihr Klopfen an der Thür. Soll sie eintreten?“

Doctor Cranius nickte. Rahel trat ein.

Sie trug ihr schwarzes Kleid, ihr weißes Häubchen mit weißen, unter dem Kinn gebundenen Bändern, eine hoch hinauf gehende weiße Schürze. Ihre Füße waren, wie Hecht, dem Gärtner, mit Recht aufgefallen war, ungewöhnlich groß und breit. Ihre Haltung war geziert und ihr Hochdeutsch gesucht, wie wenn Jemand eine fremde Sprache spricht. Sie genirte sich offenbar vor dem Doctor, dem sie nicht natürlich genug vorkam.

„Darf ich eine Frage an Rahel richten?“

Als Frau Lizzy nickte, wandte sich Cranius an diese. —

„Sie kennen das Geheimniß des Schrankes?“ frug er, Rahel fest fixirend.

„Ja,“ erwiderte diese, des Doctors Blick ruhig zurückgebend.

„Sie sind in der Nacht des Balles zuletzt in dem Zimmer gewesen?“

„Das war ich.“

„Haben Sie an dem Geheimschrank irgend etwas Verdächtiges bemerkt?“

„Ich habe ihn gar nicht beachtet. Das Gas hatte ich, als ich mit Frau Reßmann vorher das Cabinet verlassen hatte, ganz niedergeschraubt. Man sah nur sehr schwach.“

„Sie haben das Cabinet abgeschlossen und den Schlüssel Frau Reßmann gebracht. Haben Sie ihn später nicht mehr gesehen?“

„Man konnte nicht an ihn gelangen, ohne Frau Reßmann zu stören,“ sagte Rahel.

„Und haben Sie in dem Cabinet oder in der Nähe des Cabinets nicht irgend etwas Verdächtiges, Auffallendes bemerkt?“

Rahel wurde über und über roth. Sie habe allerdings etwas gesehen, was ihr aufgefallen sei. Aber sie wisse nicht, ob sie es sagen solle.

Lizzy und Doctor Cranius horchten auf. Natürlich solle es Rahel sagen.

Rahel erzählte, wie sie beim Herantreten in den oberen Theil der Halle durch die Corridorthür Jemand rasch zurückweichen und hinter die Sammetdraperie eines Pfostens sich habe drücken sehen. Sie sei von dem Licht, das sie auf dem Silberkorb vor sich getragen habe, etwas geblendet gewesen. Dennoch habe sie an einer Bewegung erkannt, daß es Reßmann war, der sich vor ihr versteckte. Sie habe nicht gewagt, ihn anzurufen, da er offenbar von ihr nicht gesehen sein wollte. Sie habe rasch ihr Geschäft im Cabinet beendet. Wie sie zurückgegangen war und den Cabinetschlüssel abgezogen hatte, stand der Mann noch da. Sie habe jetzt das Licht gelöscht, weil sie in der ganz schwach erleuchteten Halle besser aus dem Dunkeln heraus sehen konnte, und nun habe sie ganz zweifellos Reßmann erkannt, der noch dastand. Jetzt habe sie sich gefürchtet und deshalb die Thür des Corridors nach dem Pavillon hinter sich verschlossen. Es wäre ihr vorgekommen, als habe Jemand oben an einer Thür gerissen. Sie habe sich in dem Zimmer die

Sachen geholt, die sie zur Nachtwache bei Frau Reßmann bedurfte, und sei durch die untere Thür aus dem Pavillon in die Villa gegangen.

Frau Lizzy sah den Rechtsanwalt bedeutungsvoll an.

„Sie erzählen das zum ersten Mal,“ frug Cranius. „Warum haben Sie es Frau Reßmann nicht eher gemeldet?“

„Ich bin nicht darnach gefragt worden. Es könnte aussehen, als wollte ich die Angeberin machen — weil, weil —“ und hier begann sie heftig zu schluchzen — „weil Herr Reßmann mir immer aufsässig gewesen ist, und ich nicht aussehen wollte, als wolle ich mich an ihm rächen, und weil ich der gnädigen Frau wegen gewünscht hätte, daß sie das nie erfahren hätte, und weil ich weiß, daß meines Bleibens hier nicht mehr ist und ich aus dem Hause muß.“

Lizzy wußte nicht, was sie zu dem verzweiflungsvollen Benehmen des Mädchens sagen sollte, es war offenbar tief erschüttert.

Doctor Cranius sann wieder vor sich hin.

„Sonderbar,“ sagte er, „sehr sonderbar, eine mysteriöse Geschichte. Und von Fräulein Hella von Olzen haben Sie nichts wahrgenommen?“

Lizzy sah den Rechtsanwalt mißbilligend an.

„Nicht das Geringste," antwortete Rahel.

Lizzy suchte Rahel mit einigen freundlichen Worten zu beruhigen. Diese verließ indessen mit gesenktem Kopf das Cabinet.

Lizzy und der Rechtsanwalt sahen sich eine Zeit lang schweigend an.

Dann ergriff Doctor Cranius seinen Hut.

„Fragen Sie mich jetzt nichts," sagte er. „Aber wenn Sie gestatten, will ich durch einen vertrauten Mann an den gebräuchlichsten Stellen ganz unter der Hand nach Perlen wie die gestohlenen fragen lassen, als ob er Käufer dafür wäre. Das kann möglicherweise einen Anhalt geben."

„Thun Sie das," sagte Lizzy, „aber mit aller Vorsicht. Sie begreifen, wie schrecklich meine Lage ist. Nun ist doch der letzte Zweifel gehoben."

„Der Schein trügt oft. Wer weiß, wo der Hase aufspringt."

Damit entfernte sich der Rechtsanwalt, Lizzy noch geknickter zurücklassend, als er sie gefunden hatte.

XXIV.

Reßmanns Rückkehr.

In der Villa Constanza in Wannsee tickt die Zeit vorbei wie eine alte Wanduhr. Und nicht nur die Zeit scheint aufgehoben in dem ewigen Einerlei, auch die Jahreszeiten sehen sich zum Verwechseln ähnlich unter den graurothen Kieferstämmen und ihrer graugrünen Beästung. Unter dem Stampfen und Stoßen der Bahn, in dem rasselnden Straßenlärm von Berlin fand Hella etwas Ruhe. In der Villa von Wannsee kam es ihr vor, als höre sie das Klopfen ihres Herzens, fühle das Sieden ihres Hirnblutes.

Ein unerträglicher Zustand.

Niemals hatte sie so viele Briefe geschrieben wie jetzt. Sie war sonst sehr sparsam damit, denn so leicht und sicher ihre Conversation war, so mühsam war ihr Schreiben, stockend und zögernd kam ihr hier Alles, die Gedanken und die Buchstaben. Jetzt aber flossen ihr die Gedanken, und die Buchstaben jagten nur so über das Papier hin.

Das bemerkte selbst Lizzy, die nur mit sich selbst beschäftigt, für das Treiben der Anderen wenig Sinn hatte. Aber die Handschrift des Briefes, den Hella an sie sandte, fiel ihr auf. Und dann vier eng geschriebene Seiten! Ganz gegen Hellas Gewohnheiten.

Recht zärtlich, recht kindlich und unbefangen, das ist jetzt der richtige Ton gegen Lizzy. So hatte es Hella vorgeschwebt, als sie sich ihren Kriegsplan gegenüber Lizzy überlegte. Sie berechnete jetzt jeden Schritt, wie einen Zug auf dem Schachbrett.

Lizzy las:

„Theuerste Lizzy! Ich muß Dir einen langen Brief schreiben, Dein Schreiben hat mich so traurig gestimmt, ich gäbe Alles darum, wenn ich Dich wieder einmal lachen machen könnte, wie sonst. Weißt Du noch, wie ich in Schlesien bei Euch zu Besuch war, wir schliefen oben in der Kammer. Nachts stand ich auf, schlafend oder träumend, ich weiß nicht, ging ich an Dein Bettchen und gab Dir eine gewaltige Ohrfeige: Da hast Du eine, sagte ich und legte mich wieder in's Bett, ohne nur aufzuwachen. Wie wir dann lachten!

Doch das ist Alles so anders geworden, so furchtbar ernst. Wie in der Jugend, so wird es nie wieder. Und wir haben uns immer vorgestellt, es müßte noch viel, viel schöner werden.

Du bist krank gewesen, Du Arme, und Kummer hast Du auch. Gott sei Dank, daß Du wenigstens wieder auf bist. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, was Du von Unangenehmem schreibst, die ganze Nacht habe ich mich darüber zerquält. Du hast so etwas neulich angedeutet, mit Reßmann, sollte es das sein?"

Morgen oder in der allernächsten Zeit komme ich nach Berlin. Ich habe so unendlich viel mit Dir zu plaudern, auch über das amüsante Fest bei Dir.

Das düstere Wetter und der Nebel vom See machen Einen hier sehr melancholisch; auch chère maman ist recht verdrießlich, weil sie ihre Reise nach der Riviera meiner Hochzeit wegen aufgeben muß.

Jetzt, wo ich so nahe vor meiner Hochzeit stehe, wird es mir klar, daß nun mein altes Leben zu Ende ist. Aber ich bin gewiß, mein neues wird glücklich sein. Ich habe einen Bräutigam, wie man ihn unter Tausenden nicht findet. Ich habe Dir so viel zu sagen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich habe mir ein Reisenecessaire gekauft, entzückend, die Bürsten mit Silber, zwei Kämme, Puderbüchse, Kleiderbürsten, Knöpfer, Schuhhorn, Alles von Silber. Es kommt ganz neu aus London. Curt läßt mir dazu ein Köfferchen machen, wie Deines, und Alles, was

noch weiter dazu gehört. Auch einen Damensattel schenkte er mir, ist das nicht nett? Wie schwer wird chère maman die Trennung von mir fallen! Wanda ist doch noch ein rechtes Kind. Sie macht mir viel Sorge. Ich war über eine Stunde bei der Reiffenstahl, meine Kleider werden sehr gut. Mein Traukleid ist austernweißer Damast mit einem breiten Band um die Taille, mit Chiffonärmeln und Fichü. Die Schleppe wird von poult de soie, mit Orangenblüthen in Sammet darüber gestreut; ganz wunderschön. Ich kann die anderen Sachen nicht alle beschreiben, es würde zu lange dauern. Mein Gesellschaftskleid ist geradezu traumhaft — lache nicht, Schatzkind; weiße dicke Seide nach einem alten Bild von van Dyck mit dunkelgelbem Tuch und mit gelbem Sammet ausgeschlagen. Der Schnitt ist geradezu einzig. Ich werde zwölf Brautführerinnen aus der Gesellschaft haben. Comtesse Clara hat es angegeben. Sie haben sich für einen blaßgrünen, glänzenden Seidenstoff entschieden — das erinnert an den Wannsee! Der Saum von doppelten Spitzen. Du mußt nothwendig vor der Hochzeit zu mir kommen, um alle meine Sachen zu sehen. Mein Ballkleid ist in Crêpe vieux rose, aber in der Art, wie es gemacht ist, da liegt es drin. Auch ein Kleid für den Rudersport will mir die Reiffen-

stahl machen, ganz etwas Phantastisches; damit will sie mich überraschen.

Onkel Seidenquist hat mir aus Cairo zur Hochzeit ein großes Geldgeschenk geschickt.

War das nicht schön von ihm?

Vergiß doch ja das Reiten nicht, es hat Dir immer gut gethan und wird Dir bald wieder zu Appetit verhelfen. Die Ludmilla habe ich bei Comtesse Clara gesehen, sie ist so selbstsüchtig und geschwätzig. Ich glaube, man muß sich vor ihr in Acht nehmen. Sorge nur für Dich und denke an mich. Einen herzlichen Kuß. Deine alte Cousine Hella.

Nachschrift. Nicht halb so zärtlich bin ich zu Dir gewesen, als ich es habe sein wollen. Ich vergaß, Dir zu sagen, daß unser Diener Richter, den Papa hatte ausbilden lassen, plötzlich fortgegangen ist. Dienstboten sind so undankbar. Nochmals tausend Grüße und Küsse."

„Die gute Hella," sagte Lizzy, als sie den Brief gelesen hatte, „sie könnte doch jetzt etwas ernsthafter werden. Immer nur ihre Kleider, darüber hinaus reichen ihre Gedanken nicht. Aber Geschmack hat sie, das muß man ihr lassen, und sie weiß, was auf die Männer wirkt. Geld hat ihr der Onkel auch geschickt! Das ist gut. Ich dachte wahrhaftig neulich, sie wolle mich anborgen."

Rahel kam herein und meldete, Herr Reßmann sei soeben von der Bahn zurückgekommen.

Auf eine so rasche Rückkehr war Lizzy nicht vorbereitet. Sollte sie ihn gleich sehen oder weitere Nachricht von Cranius abwarten? Besser alsbald!

„Keine falsche Position,“ sagte sie, „ich müßte ihm ja ausweichen, ihm in meinem eigenen Hause! Das wäre! Also je eher, je besser.“ Und sie gab Rahel den Auftrag, Reßmann zu benachrichtigen, daß Frau Lizzy ihn zu sprechen wünsche.

Reßmann war alsbald in sein Zimmer gegangen, ein geräumiger, ganz hell gehaltener Salon. An den großen, tief nach unten gehenden Fenstern keine Vorhänge, nur eine leichte rothe Drapirung zur Abrundung der Ecken. Die Decorirung des Zimmers in ihrer Art und in ihrem Maße fein abgewogen, so daß sie zugleich den Eindruck des Schönen und Behaglichen hervorbrachte. Auch die Möbel hell und nur so viel Schatten, um das Gefühl der Eintönigkeit auszuschließen. Die Bilder und Statuetten fast ausschließlich Frauengestalten. Das einzig Ernste in dieser Decorirung waren die schlanken Waffentrophäen, welche die Ecken ausfüllten, meist Stoßwaffen und Floretdegen.

Behaglich warf sich Reßmann in den Sessel. Er mußte mit der Reise zufrieden sein. Ein endgiltiges

Ergebniß hatte er zwar noch nicht mitgebracht, aber er war in Hamburg vortrefflich aufgenommen worden. Namentlich hatten die Damen des Hauses Alles gethan, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen; sie hätten ihn gern noch dort behalten, und ihres Schutzes gewiß, sah er dem weiteren Verlauf der Angelegenheit mit Zuversicht entgegen. Jedenfalls hatte er eine vielversprechende Verbindung angeknüpft.

Franz, der Diener, hatte das Handgepäck Reßmanns aus der Droschke geholt und frug nach den Befehlen des gnädigen Herrn.

Reßmann gab einige Aufträge, dann setzte er hinzu:

„Es fällt mir auf, daß Alle hier so feierliche Gesichter machen. Der Portier hat mich angestarrt, als erkenne er mich kaum wieder. Rahel hat schnell weggesehen, und Du, Franz, siehst ja wahrhaftig ganz mürrisch drein. Hat Dir Dein Schatz vielleicht gekündigt?"

Reßmann konnte schon vertraulich mit der Dienerschaft sein, denn die Disciplin ruhte fest in den Händen von Frau Lizzy.

„Es ist in der That etwas vorgefallen in Ihrer Abwesenheit, gnädiger Herr," sagte Franz. „Ich brauche nicht davon zu reden. Sie werden es noch früh genug hören."

„So!“ sagte Reßmann, nur mittelmäßig interessirt — denn die Vorgänge in Lizzys Haushalt ließen ihn sehr kühl, er hatte im Ganzen die Empfindung, als ob er hier zur Miethe wohne.

Dann gähnte er. Dann warf er einen Blick auf die Briefe, die sich während seiner Abwesenheit angesammelt hatten, darunter eine große, starke, plumpe Handschrift, die sich auf drei Briefen wiederholte. Er kannte die Schrift — die von Corinna Rodstock — und schob die Briefe mit Ueberdruß auf die Seite.

Dann gähnte er wieder.

„Wie geht es meiner Frau,“ und ohne abzusetzen, fuhr er fort:

„Fräulein von Olzen ist wohl schon lange abgereist?“

„Das gnädige Fräulein ist am Tage nach dem Ball abgereist,“ sagte Franz, dem der Mangel an Interesse, welches Reßmann seinen Mittheilungen entgegensetzte, empfindlich war. „Die gnädige Frau hat zwei Tage zu Bett gelegen, ist aber jetzt wieder auf. Was das Andere betrifft, so kann Ihnen jedenfalls hier die Jungfer die beste Auskunft geben,“ sagte er bissig.

Rahel war herangetreten und richtete den Auftrag von Frau Reßmann aus.

„Meine Frau hat es ja sehr eilig, sagen Sie ihr, ich werde kommen, sobald ich mich etwas in die Reihe gerichtet habe.“

„Haben der gnädige Herr bemerkt, wie Jungfer Rahel gar nicht gewagt hat, Ihnen in die Augen zu sehen?“ sagte Franz, indem er sich an dem Tisch zu schaffen machte.

„Handelt es sich bei dem Vorfall, von dem Du sprachst, um die Jungfer Rahel?“ meinte Reßmann leichthin.

„Ja und nein,“ sagte Franz. „Daß sie dabei die Hand im Spiele hat, ist gewiß, der gnädige Herr wird sie schon durchschauen.“

„Das klingt ja ganz geheimnißvoll,“ gähnte Reßmann, „geh, und sorge mir für etwas Frühstück.“

Damit ging er in sein Schlafzimmer.

„Ist doch eine Hauptnummer, dieser Reßmann,“ sagte Franz, als er allein war; „Alles läuft ihm nach, und Alles ist ihm egal. Da liegen nun die schönen Briefe, wo der Bote gar nicht mehr ohne Antwort fortgehen wollte, von der Corinna selbst sind sie. Da würde sich Mancher die Finger nach lecken. Und er macht sie noch nicht einmal auf“ . . .

Nicht ohne Bangen hatte Lizzy das Eintreten ihres Mannes erwartet. An Auseinandersetzungen mit

ihm war sie zwar gewöhnt, aber diejenige, die sie nun kommen sah, war doch ernster, aufregender, als alles Vorangegangene.

Ja, vielleicht war sie entscheidend.

Sie war gespannt, wie er ihr entgegentreten, wie er ihren Blick erwidern würde. Im Cabinet empfing sie ihn. Davon versprach sie sich eine ganz besondere Wirkung.

Er sah aber ganz ruhig und unbetheiligt darein. Daß er schön und interessant war, mußte sie sich gestehen; aber das hatte aufgehört, sie zu blenden, sie zu reizen. Ihr Blick in den Untergrund dieser Existenz war zu tief gewesen.

„Du hast mich alsbald zu sprechen gewünscht," sagte Reßmann. „Ich höre mit Bedauern, daß Du unwohl warst."

„Dein Antheil an mir ist doch nur ein sehr mäßiger," entgegnete Lizzy scharf. „Du bist abgereist, ohne ein Wort zu sagen."

„Eine kleine Geschäftsreise. Wenn ich gewußt hätte, daß es Dich interessirt, so hätte ich schon der Neuheit dieses Gefühls halber die schuldige Anzeige erstattet . . ."

Also er trotzte ihr noch in das Angesicht. Sie mußte alsbald ihren Ton verschärfen.

„Ich habe nach Deiner Abreise,“ fuhr Lizzy fort, „eine höchst peinliche Entdeckung machen müssen.“

Lizzy fixirte dabei Reßmann. Aber dieser zuckte immer noch nicht. Er schwieg vielmehr und sah Lizzy fragend an.

„Die Perlen sind fort,“ so brach dieselbe los, „sie sind gestohlen.“

„Das ist ja recht schade,“ meinte Reßmann, „bedaure sehr.“

„Das sagst Du so kühl, bei einem in jeder Richtung so unangenehmen Vorgang,“ rief Lizzy mehr und mehr gereizt.

„Du hast mir ja selbst noch jüngst erklärt, daß die Perlen Dein ganz specielles Eigenthum sind, daß ich dabei gar nichts zu suchen habe. So trage nun auch Deinen Aerger allein. Ohrgehänge sind übrigens ganz aus der Mode und fallen sehr auf. Ich wollte Dir das schon an dem Ballabend sagen.“

„Darum handelt es sich nicht im Geringsten,“ rief die erregte Lizzy. „Es liegt ein Hausdiebstahl vor, ihn aufklären zu helfen ist Deine Pflicht. Weißt Du nicht, hast Du keine Ahnung, wer die Perlen genommen hat?“

„Nicht die entfernteste,“ sagte er kühl.

„Aber ich habe eine Ahnung, ja ich weiß es," rief Lizzy nun ganz außer sich. „Hier aus dem Geheimschrank wurden die Perlen genommen, das Geheimniß kennt nur Rahel, Hella und Du — und Du," sie sah ihn durchbohrend an. „Du bist es gewesen . . ."

Er bedachte sich eine Weile. Die Perlen entwendet, dachte er, von Hella oder von Rahel. So ist es Hella gewesen, ohne alle Zweifel, Hella. Die verschmitzte Rahel hätte nie dazu den Muth.

Wie im Blitzlicht sah er im Moment Alles, was er aus diesem Vorgang machen konnte. Eine gloriose Sache, ein ungeheurer Glücksfall, der ihm Hella in die Hände liefern muß.

Und er konnte eine Geberde der Befriedigung nicht unterdrücken.

„Du lächelst noch — Du leugnest nicht einmal," rief Lizzy.

„Wozu soll ich leugnen, Du sagst ja, daß Du es weißt."

„Du gestehst es zu?" rief sie ihn an.

„Ich zucke die Achseln über dies ganze Gerede,"

„So gieb mir nur auf eine Frage Antwort. Warst Du in der Nacht nach dem Ball hier oben in der Halle?"

„Ja, das war ich," antwortete Reßmann.

„Du hast Dich hinter dem Vorhang verborgen, wie Rahel herbeikam. Warum hast Du Dich verborgen?"

„Offenbar weil ich nicht gesehen sein wollte."

„Ich finde Deine Scherze mehr wie unpassend. Willst Du mir den Grund sagen, warum Du Dich neben dem Cabinet mit dem Geheimschrank verstecktest?"

„Nein, das will ich nicht."

„So ist es nur allzuklar. Du bist der Dieb. Mein eigener Mann ein Dieb. Schrecklich ist es und unerträglich," rief sie voll kalten Zornes.

„Du würdest besser thun, Dich zu mäßigen," sagte Reßmann: „solche Scenen schlagen immer zum Nachtheil dessen aus, der sie provocirt. Sei sicher, das wird auch hier der Fall sein. Bis jetzt ist noch nichts klar, als die Gesinnung, die Du gegen mich hegst. Sie überrascht mich trotz Allem, was vorangegangen, und damit Adieu."

Als Reßmann aus dem Cabinet trat, war es sicher nicht mehr Lizzy, an die er dachte. Er warf einen langen triumphirenden Blick auf den Corridor, der sich ihm in jener Nacht verschlossen hatte.

„Diesmal halte ich sie," rief er sich zu. „Und dann fest und für immer."

XXV.

Consultation.

Einen Tag lang ertrug Frau Lizzy den Zorn, der sie gegen ihren Gatten durchtobte. Dann ließ sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, anspannen und fuhr zu Doctor Cranius.

Sie stürmte die Treppe hinauf, drang durch die Reihen der wartenden Clienten an dem Bureauvorstand vorbei, der sich vergeblich bemühte, sie einzuholen, und war in dem Arbeitscabinet. Ein Commerzienrath mit ungesund rothen Wangen, einem kurzgeschnittenen Backenbart und weißer Cravatte besprach eben mit ihm die Bedingungen einer neuen Gründung.

Doctor Cranius warf dem Commerzienrath einen bittenden Blick zu, den er mit einem Achselzucken begleitete, das für Frau Lizzy nicht sehr schmeichelhaft war. Der Commerzienrath zog das Kinn nach der weißen Cravatte zurück und wandte sich in das Zimmer, das hinter dem Cabinet des Doctors lag, indem er die Thür heftiger zumachte, als nöthig gewesen wäre.

Frau Lizzy merkte aber von alledem nichts oder wollte nichts merken.

Sie warf sich wie erschöpft in den Sessel.

„Was sagen Sie nun, Doctor? — er leugnet noch nicht einmal!"

„Das ist eigen," sagte Cranius — „also gesteht er die Entwendung ein?"

„Auch das nicht," rief Frau Lizzy zornig — „es ist gerade, als ob er sich noch über mich moquirte."

„Ei, ei," meinte Cranius. „Und was sagte er zu Rahels Aussage, daß er sich in der Halle befand und hinter dem Vorhang versteckte?"

„Das gab er ohne Weiteres zu. Doch einen Grund wollte er trotz meines Andrängens nicht geben."

„Und Hella von Olzen hatte oben ihr Zimmer? Das ist allerdings verdächtig, aber es läßt verschiedene Deutungen zu."

„Das ist nun gerade bei Ihnen zur Manie geworden," rief Lizzy, „bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit Hella hereinzuziehen. Es ist doch die Braut Ihres Vetters."

„Eben deshalb ist sie mir merkwürdig. Ich habe sie schon während des Ballabends aufmerksam studirt; aber ich hätte nicht geglaubt, daß mich ein Studium so weit führen würde, wie das jetzt geschieht."

„Nun weiß ich auch, was Sie und Doctor Röstel in unseren Gesellschaften treiben. Es giebt nichts Hartnäckigeres als einen Juristen, namentlich wenn er auch ein Naturphilosoph ist, wie man das Ihnen nachsagt.“

„Ich gestehe,“ sagte Cranius, „daß ich heut zu Tage einen Juristen nicht begreife, der seine Beobachtungen nicht möglichst durch die Ergebnisse der exacten Wissenschaft controlirt.“

„Und was lehren Sie diese Beobachtungen?“ frug Frau Lizzy.

„Daß der am meisten in Gefahr ist, einer Versuchung zu unterliegen, der sie am wenigsten kennt.“

„Dann wäre der Harmloseste immer der Nächste zum Verbrecher.“

„Nicht immer,“ sagte Doctor Cranius. „Die Strafgesetze sind nur die äußerste Grenze, welche die Gesellschaft der Willkür des Begehrens zieht. Wer in seinem Innern bis an die Grenze gegangen ist, der ist in nächster Gefahr, sie in einer äußeren Handlung zu überschreiten. Sie sagen, Rahel ist ein einfaches Mädchen. Hella von Olzen ist eine feine Dame. Aber der Mensch ist viel complicirter, als er selbst sich vorstellt. Aus der Verlassenschaft seiner Vorfahren trägt er eine Summe von Anlagen und Trieben in sich

herum, die nur auf den Augenblick warten, sich zu bethätigen. Es giebt Augenblicke, wo alle Elemente wilden Begehrens, die im Menschen sind, wie so viel Naturgewalten sich zusammenballen und den Menschen zu Handlungen fortreißen, von denen er kurz vorher nicht eine Ahnung hatte. Und überraschender Weise handeln solche Neulinge mit einer Verschlagenheit und Sicherheit, um die sie der gewiegte Verbrecher beneiden würde."

„Gut," schob jetzt Frau Lizzy ungeduldig ein. „Was schließen Sie nun aus dem Allen?"

„Ich schließe, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, daß ich nicht an die Schuld Reßmanns glaube. Wenn es nur jene Drei gewesen sein können, die Sie genannt haben, so war es entweder Rahel oder: Hella von Olzen.

Aber ich hoffe, oder ich fürchte, wir werden bald etwas Genaueres wissen. Mein Commissionär hat eine Spur gefunden, und es ist möglich, daß ich Ihnen bald, vielleicht sehr bald, nachweisen kann, wo die Perlen jetzt sind; das leitet vielleicht darauf, wer sie dorthin gebracht hat."

„Das wäre ja eine erstaunliche Leistung von Ihnen, und so schnell!" rief Lizzy beinahe erschreckt.

„Es wäre das, was man Zufall nennt, weil es

gerade das Allernothwendigste und Logischste in der Welt ist. Aber rechnen wir nicht zu fest und zu früh darauf. Und jetzt — —"

„Jetzt kann ich gehen. Das wird der Herr in der weißen Binde auch meinen, den ich vertrieben habe."

Lizzy fuhr noch zu einigen Besorgungen in der Stadt herum. Während ihrer Abwesenheit traf Hella, von Wannsee kommend, in der Villa Lobenstein ein. Auf die Meldung, daß Frau Lizzy ausgegangen, wollte sie sich wieder entfernen. Aber Reßmann, der ihre Stimme erkannt hatte, eilte in die Halle und nöthigte Hella, in den Salon neben dem Speisesaal zu kommen.

Reßmann sah ungewöhnlich ernst aus.

Hella erzählte mit Betonung, daß sie Fritz Vollborns Ankunft erwarte. Er habe sich schon angekündigt. Es dulde ihn nicht in Koblenz, er könne jeden Augenblick von dort eintreffen.

Keiner von den Beiden setzte sich. Reßmann ging in dem Salon auf und ab. Hella betrachtete bald eines der Bilder an der Wand, bald trat sie an das Fenster. Sie warf nach allen Seiten beim Gehen forschende Blicke, als ob sie irgend etwas suchte. Das Medaillon mit der Photographie — war es vielleicht hier liegen geblieben?"

Die Ungeduld und die Aufregung, die sie erfüllten, waren deutlich auf ihrem Gesicht zu lesen.

Endlich brach Reßmann das Schweigen.

„Darf ich einen Augenblick Gehör erbitten, Hella?“ frug er sie.

Hella, die gerade vor einem Bilde stand, als studire sie es eifrig, kehrte sich um und sah ihn fragend an.

„Hella,“ sagte er, „die Gesinnungen, die mich gegen Sie erfüllen, können Ihnen kein Geheimniß sein . . .“

Hella machte eine Bewegung, als wolle sie sich entfernen.

„Fürchten Sie nicht, daß ich Sie damit jetzt behelligen werde,“ fuhr er fort, „Alles, was sich auf mich und mein Schicksal bezieht, muß ja verschwinden, wenn es sich um Sie handelt. Ich sage das nur, um Sie zu vergewissern, daß Sie in jeder Lage Ihres Lebens auf meine unbedingte, grenzenlose Hingebung rechnen können.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, aber ich weiß in der That nicht, zu was diese feierliche Einleitung dienen soll.“

„Wie viel Recht ich auf Ihr Vertrauen habe, wie viel Sie mir gewähren wollen,“ sagte Reßmann,

„das zu beurtheilen muß ich Ihnen vollständig überlassen. In der That aber handelt es sich um eine Angelegenheit, in die wir Beide auf eine gewisse Weise verflochten, die Ihnen nicht unbekannt bleiben kann nach der Art, wie meine Frau sie in die Hand genommen hat, — sie ist im Augenblick zum Rechtsanwalt gefahren . . .“

Bei dem Wort überlief es Hella.

„Sie werden die Sache gerade so gut, ja vielleicht am besten von mir erfahren,“ fuhr er fort.

„Wie ich von meiner Reise zurückkam, von der Sie noch hören werden, — denn auch Ihrethalben hatte ich sie unternommen, — empfing mich Lizzy mit der Nachricht, daß die Perlengehänge ihr aus dem Geheimschrank entwendet worden seien. Genommen könne die Perlen nur Jemand haben, der das Geheimniß des Schrankes kennt. Das seien nur Drei: ich, Rahel und eine dritte Person, die ich nicht nennen werde . . .“

Hella hörte mit klopfenden Pulsen. Sie hatte nie gedacht, daß der Rahmen der des Diebstahls Verdächtigen sich so eng ziehen könnte.

„Es bedarf Ihnen gegenüber nicht der Versicherung,“ fuhr Reßmann fort, „daß ich die Perlen nicht genommen habe. Nichtsdestoweniger hat Frau

Lizzy den Verdacht auf mich geworfen, daß ich der Thäter sei, ja in ihren Vorstellungen ist es ihr zur Gewißheit geworden. Ich habe bis jetzt noch nichts gethan, um sie in diesem Glauben zu stören. Ich würde für jeden Wink dankbar sein, den Sie mir in dieser Richtung geben."

Er sah zum Fenster hin, als wolle er Hella Zeit lassen, sich zu fassen.

Hella biß sich die Lippen. Gerade die rückhaltende Art Reßmanns brachte sie außer Fassung. Ihr blieb kein Zweifel, daß Reßmann sie vollständig durchschaute. Was sie von ihm zu fürchten hatte, war sicher nicht der Verrath ihres Geheimnisses an Lizzy, aber der Gedanke durchbebte sie, in die Hände Reßmanns gefallen zu sein.

Sie sammelte sich.

„Sie müssen der beste Richter darüber sein, was Sie zu thun haben."

„Ich sehe das als Erlaubniß an, so zu handeln, wie die Sachlage zu Ihrem Besten erfordert," sagte er, bestrebt, das Terrain, das er erobern wollte, schrittweise zu besetzen.

„Glücklicherweise," fuhr er fort — indem er der Unterhaltung einen leichten Ton zu geben suchte — „glücklicherweise disponire ich über eine Anzahl von

Verdachtsmomenten, die Lizzy bezüglich meiner Thäterschaft absolut sicher machen. Ich bin nämlich in der Ballnacht in der Nähe des Cabinets und nächst der Corridorthür von Rahel gesehen worden. Weshalb ich dort war, Hella, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen! O, wenn Sie Vertrauen zu mir gehabt hätten!"

„Vergessen Sie nicht, daß ich die Verlobte eines Anderen bin," rief Hella.

„Es ist keine Gefahr, daß ich das vergesse," sagte Reßmann bitter — „es ist ein Gedanke, der mich nie verläßt, wenn ich auch meine Empfindungen darüber verschweige."

„Kein Wort mehr in dieser Richtung," rief Hella heftig, „oder ich verlasse das Zimmer."

„Ich fordere nichts, ich begehre nichts," sagte Reßmann. „Ich habe Ihnen nichts zu verkaufen. Was ich bin und was ich vermag, gehört ohnedies schon Ihnen, Ihnen allein, möge kommen, was da wolle. Nur eine Bitte habe ich, eine bescheidene Bitte: wenn ich in die Nähe eines Geheimnisses gekommen bin, das ich wahrlich nicht gesucht habe, das sich mir aufzwang, so zürnen Sie mir nicht darum!"

Er faltete wie bittend die Hände.

„Ich sehe nicht ein, weshalb ich Ihnen gerade deshalb zürnen könnte," sagte Hella.

„Dank Ihnen dafür, Hella, Dank! Eine unmuthige Regung gegen Den, der in Dinge hineingezogen wird, denen er besser fern geblieben wäre, — auch gegen Den, der gegen seinen Willen sich herangezogen sieht, — der Unwille gegen Den liegt so nahe, daß nur edelmüthige Seelen wie Sie widerstehen und verzeihen.“

„So sind wir also damit zu Ende,“ sagte Hella, die bestrebt war, die Unterhaltung so rasch wie möglich zu beenden.

„Und jetzt einen Rath — er kommt von einem treuen und ergebenen Freund — übereilen Sie nichts. Der Zwischenfall könnte darauf hindrängen, Ihre Vermählung zü beschleunigen, zu überhasten. Widerstehen Sie dieser Versuchung — dann ist nichts verloren — vielleicht — doch ich sehe, Sie werden ungeduldig. Nur diesen einzigen Rath beherzigen Sie . . . Und nun lasse ich Sie,“ sagte er, indem er mit einer tiefen Verbeugung, die wie eine Huldigung aussah, das Zimmer verließ.

In der Halle aber erhellte sich der Ernst seines Gesichts, eine leidenschaftliche, jubelnde Freude leuchtete darauf.

XXVI.

Die Juweliere.

In ihre Gedanken versenkt, war Hella im Salon zurückgeblieben, den Reßmann verlassen hatte.

Nein, zürnen konnte Hella Reßmann nicht.

Das am wenigsten.

Sie empfand eine unwillkürliche Bewunderung für die Feinheit und Reserve, mit der er sie in ihrer ausgesetzten, gefährdeten Position behandelt hatte. Aber es war die Eleganz des kühnen und entschlossenen Fechters, dessen Leichtigkeit und Gewandtheit man bewundert, wenn er zum tödtlichen Stoße ausholt.

Die Trophäen von spanischen Florets und Stoßwaffen aller Art, die sich so schlank in Reßmanns Salon aufbauten, hätten Hella verrathen können, wie die Taktik Reßmanns war. Aber sie fühlte das instinctiv. Je unvergleichlicher sie seine ganze Haltung fand, je mehr sie ihre Phantasie von ihm gefesselt fühlte, um so gefährlicher erschien er ihr. Hatte er

doch selbst die Keckheit seines Versuchs, in der Ballnacht zu ihr zu dringen, zu seinem Vortheil zu wenden gewußt, ihr, sie wußte nicht recht wie, einen Antheil daran zugeschoben.

Ihr die Furcht vor ihm zu benehmen, war indessen Reßmann trotz aller Klugheit nicht gelungen. Hella sann, wie sie der Gefahr entgehen könne, willenlos Reßmann zu verfallen. Und sie kehrte in ihren Gedanken in leidenschaftlicher Angst zu Fritz Vollborn zurück. Ihre sonst so kühle Natur war durch die Gefahren, die sie umzogen, beflügelt und erhöht. In diesen zuckenden Stößen, die sie in sich empfand, als würden sie ihr körperlich versetzt, fühlte sie etwas in sich regen, was sie früher nicht gekannt hatte, ein Temperament. Die kalte stolze Hella von sonst war wie verschwunden. An ihrer Stelle stand ein leidenschaftliches, ringendes, kämpfendes Weib.

Die kalte Entschlossenheit Reßmanns, die ihr so sehr imponirt hatte, gab ihr unwillkürlich auch das Modell für ihr eigenes Verhalten. Sie überlegte, wie sie Lizzy gegenüber auftreten werde, es gab ihr eine triumphirende Empfindung, daß sie Lizzys eigenen Mann auf ihrer Seite fand. Mit einer gewissen Schadenfreude erfüllte es sie, daß diese sich so ganz auf einer falschen Fährte verrannt hatte. Aber sie

gelobte sich Vorsicht in jedem Wort, in jeder Miene. Was war es doch für ein Rath, den ihr Reßmann noch ebenso dringend an das Herz gelegt hatte? Ja so. Sie solle ihre Ehe mit Fritz Vollborn nicht übereilen, nicht überstürzen. Also das fürchtete er, dachte sie. Also das ist die Rettung. Und zum ersten Mal überlegte sie die Idee einer baldigen, einer raschen Heirath. Diesen Ideengang ihr geöffnet zu haben war ein Fehler, eine Unklugheit des verschlagenen Mannes gewesen.

Wieder erwartete sie das Eintreffen Fritz Vollborns in Berlin; sie hatte in dem Brief an ihn diese Saite so stark angeschlagen, wenn sie Fritz Vollborn recht kannte, mußte er darauf reagiren. Diesmal wird er überraschend kommen, sagte sie sich, und wenn die Thür sich öffnete, so schaute sie danach aus, ob es nicht ein Bote für sie sei, ein Telegramm, das seine Abreise, vielleicht schon seine Ankunft melden würde. Sie hatte in Wannsee hinterlassen, daß sie bis zum Nachmittagszug bei Lizzy bleiben würde, damit man sie unter allen Umständen zu finden wisse.

Es war aber kein Telegramm von Fritz Vollborn, als sich jetzt die Thür öffnete.

Die aufgeregte Frau Lizzy trat herein.

Zum ersten Mal fühlte sie sich Hella gegenüber

genirt; als eine Persönlichkeit, die sie auf's Neue studiren müsse. So viel hatte Doctor Cranius mit seinen Insinuationen doch bei ihr erreicht.

Schon die Art, wie sie auf Hella zuging, zeigte von einer gewissen Vorsicht.

Aber die gleichmäßige Sicherheit Hellas beruhigte Lizzy wieder.

„Ich weiß Alles," sagte Hella, ihr entgegengehend, „wie habe ich Mitleid mit Dir, Du Arme!"

Sie gab Lizzy einen Kuß auf die Wange, einen Judaskuß. Auch dessen war Hella fähig geworden.

„Du kommst vom Rechtsanwalt, was sagt er?" fuhr sie wie theilnahmsvoll fort.

„Du bist schon unterrichtet?" frug Lizzy überrascht. „Ah, ich verstehe. Du hast Reßmann gesprochen. Was sagt er über die schreckliche Geschichte."

Man kann nicht aus ihm klug werden," sagte Hella, „er ist wie ein Jongleur, der immer alle Kugeln in der Luft hat."

„Vortrefflich," sagte Lizzy, durch Hellas Worte frappirt. „Mädchen, woher hast Du das? Ja, das ist seine — ich hätte beinahe gesagt, seine verdammte Art."

Ein geistreiches Wort machte stets Eindruck auf Lizzy. Und die Bemerkung von Hella erschien ihr in hohem Grade so. Und noch mehr als das . . .

„Ja, ein Jongleur," wiederholte Lizzy, „das ist er und war es sein Leben lang. Alles in die Luft. Immer ein halbes Dutzend auf einmal und geschickt, keines fallen zu lassen, und Geld und Stellung und jetzt seine Ehre und Reputation. Alles in der Luft! Aber diesmal, so fürchte ich, fällt etwas zu Boden."

„Sind denn die Perlen ganz verschwunden, hat man keine Spur?" fragte Hella.

„Doctor Cranius hat mir eine Andeutung gemacht, als wäre er einer Entdeckung ganz nahe."

„Also auch das!" sagte sich Hella. „Doch nun, je schneller, je besser."

Laut sagte sie:

„Doctor Cranius besorgt Dir die Sache. Der Mann ist mir etwas zu sehr von sich eingenommen, er hört auf Niemanden anders, und Alles weiß er besser. Ich glaube, er könnte Einen sehr in die Irre leiten."

„Das ist wahr," antwortete Lizzy, „er ist hartnäckig und steckt voll von Vorurtheilen. Aber klug ist er sehr."

„Für solche Klugheit danke ich," sagte Hella.

Der Diener kam und meldete, die gnädige Frau werde an das Telephon gerufen.

„Das ist das einzige Vermächtniß Lobensteins,"

sagte Frau Lizzy ärgerlich, „das ich verwünsche. Dieses Telephon! Ich begreife diese Einrichtung nicht. Früher war man doch in seinem Hause sicher, wenn man die Thüren zugeschlossen hatte. Jetzt steht man immer für die ganze Welt auf dem Präsentirteller. So hör' doch nur, wie es rasselt," rief sie.

Der Apparat, der im Nebenzimmer aufgestellt war, war in der That in nervöses Toben verfallen . . .

„Ich komme ja schon," rief Lizzy, als müsse sie den Apparat beruhigen.

„Das bezieht sich auf die Perlen," sagte sich Hella.

Sie war gespannt und aufgeregt, aber Angst fühlte sie nicht. Das war vorbei.

In der That war es Cranius, der anrief. Nachdem er sich von der Gegenwart der Frau Lizzy durch einige gleichgiltige Fragen versichert hatte, tönte es aus dem Apparat:

„Perlen aufgefunden. Komme sofort selbst. Gegenwart von Reßmann, Hella und Rahel sehr erwünscht. Verstanden?"

„Ja," telephonirte Lizzy zurück. „Alle zur Stelle."

Hella und Reßmann waren allerdings im Hause, Rahel hatte Lizzy aber selbst noch ausgeschickt, sie mußte indessen jeden Augenblick wiederkommen.

Lizzy eilte zu Hella zurück.

„Cranius weiß etwas," rief sie, „er wird herkommen. Zum ersten Male seit so vielen Tagen spüre ich etwas wie Appetit. Was wollen wir frühstücken, Hella? Was denkst Du von einer Chocolade und einer Omelette soufflée? Frau Stutz ist darin ganz einzig."

„Das ist ein guter Gedanke," sagte Hella, auf Lizzys Ideen eingehend. „Woher hast Du nur den Käse gehabt bei Deinem Diner?"

„Du meinst den weißen Schafkäse. Der kommt aus Angora in Kleinasien. Eine ganz neue Nummer."

Frau Lizzy war bei ihrem Lieblingsthema, der Küche. Sie vergaß darüber fast Doctor Cranius und dessen Neuigkeit, den Perlendiebstahl und die heillose Verwirrung, in die er sie stürzte.

Sie erklärte eben Hella die Zusammensetzung der Pastete, an der sie sich den Magen verdorben hatte, als sie nach dem Cabinet abgerufen wurde, wo Doctor Cranius wartete.

„Sie haben die Perlen!" rief Frau Lizzy ihn an.

So weit sei er noch nicht, antwortete dieser. Aber er denke, man werde sie bekommen. Sie sind bei Juwelieren in der Spandauerstraße verkauft worden.

Der Commissionör hat sie dort gesehen, als er nach großen Perlen fragte. Die Beschreibung, die er giebt, paßt ganz genau. Er hat vorgegeben, daß er eine Käuferin für Perlen habe. Unter diesem Vorwand bringt er die Juweliere her. Von dem Diebstahl wissen sie nichts; man müsse vorsichtig in seinen Reden sein, damit man die Leute nicht kopfscheu mache, ehe man die Perlen nur gesehen habe. Es seien vorsichtige Leute, diese Juweliere, sie gehen nur zu zweien in die Häuser. Die Juweliere müßten Gelegenheit finden, Reßmann und Hella sehen zu können, auch Rahel.

„Das wird nicht schwer sein," sagte Lizzy. „Ich bin im Begriff, mit Hella zu frühstücken. Wollen Sie uns nicht dabei Gesellschaft leisten?"

„Da hört ja Alles auf," sagte sich Cranius halb lächelnd, halb erzürnt. „Nun frühstückt sie mit Hella. In einem solchen Augenblick." Er dankte kurz. „Er werde im Cabinet warten, bis die Juweliere kommen," sagte er.

Die Chocolade, die Frau Stutz herauf sandte, war wirklich großartig, und die Omelette soufflée unübertrefflich. Lizzy zeigte einigen Appetit, und Hella brachte es fertig, mit Frau Lizzy gleichen Schritt zu halten. Ein Bild fiel ihr ein, das sie einmal gesehen:

die letzte Mahlzeit eines Verurtheilten. Die Zusammenstellung erschien ihr komisch, und sie lachte plötzlich.

„Was hast Du, Hella?“ sagte Lizzy verwundert.

„Sieh die Omelette an,“ rief Hella, „wie sie sich bläht, wie das Bäuchlein von Doctor Cranius und die Schlagsahne wie sein Jabot. Da hast Du Eins,“ rief Hella, „weißt Du noch in Schlesien?“ Sie stieß mit dem Löffel in die Omelette, daß der Saft herausquoll.

„Der arme Cranius. Aber welcher Teufel reitet Dich denn, Mädel? Du wirst ordentlich witzig.“

Und die Beiden lachten.

In demselben Augenblick trat Cranius mit ernstem Gesicht herein.

Ein scharf mißbilligender Blick von ihm fiel auf die beiden lachenden Frauen.

Welch eine unpassende Heiterkeit, sagte er sich. Er mußte den Zorn ordentlich hinunterkämpfen.

Was hätte er erst gesagt, wenn er gewußt hätte, daß der Scherz auf seine Kosten ging. Aber auch so entsandte er einen finsteren Blick auf Hella, gegen die er stumm eine Verbeugung machte. „Die Juweliere sind da,“ sagte er.

Die Beiden wurden plötzlich sehr ernst. Die Bedeutung des Momentes kam doch jetzt auch Lizzy zum Bewußtsein.

Es fiel ihr nicht auf, daß Hella gar nicht darnach fragte, was die Juweliere hier wollten. Aber Cranius bemerkte es. Hella ging an die Fensterbrüstung und schien in den Garten zu schauen; mit einer halben Drehung musterte sie die sich an der Thür zeigenden Männer.

„Ja, sie sind es" — sie erkannte sie im Augenblick wieder.

„Fassung!" rief sie sich zu.

Die Juweliere traten ein. Ein älterer und ein jüngerer Mann, Beide sorgfältig gekleidet in schwarzen Röcken, feinster Wäsche, den Cylinder in der Hand. Der Aeltere, Herr Roß, hatte eine Brille mit großen runden Gläsern, wie sie für Fernsichtige gemacht werden, der Jüngere, Herr Laub, trug einen Zwicker. Sie hatten einen kleinen Lederkoffer bei sich, den der Jüngere in der Hand behielt.

„Wir haben die Ehre, mit Frau Reßmann zu sprechen?" sagte Herr Roß. „Unser Name ist Roß und Laub."

„Danke den Herren, daß Sie gekommen sind. Ich sehe, Sie haben Ihr Assortiment mitgebracht."

„Wir hören, daß Sie sich für schöne Perlen interessiren," fuhr Herr Roß fort. „Wir können Ihnen etwas ganz besonders Schönes zeigen.

Während Herr Roß auspackte, hielt es Herr Laub für seine Aufgabe, eine gebildete Unterhaltung zu beginnen.

„Wunderbar bequem, diese Stadtbahn,“ sagte er, „Spandauerstraße—Fasanenstraße, sonst eine Reise, jetzt neben einander. Ja, wir stehen im Zeitalter des Verkehrs, wie Majestät sagten.“

Er war ein junger Mann, und junge Damen interessirten ihn nächst dem An- und Verkauf von Juwelen ganz besonders, ja vielleicht noch mehr als diese. Er warf daher einen Blick auf Hella in der Fensterbrüstung, ob seine tiefsinnige Bemerkung sie nicht bewegen werde, sich umzudrehen, denn ihre Figur, von hinten gesehen, interessirte ihn.

Hella indessen rührte sich nicht.

Die Etuis kamen allmählich aus dem Köfferchen hervor. Herr Roß begann dieselben zu öffnen. Als kluger Kaufmann fing er mit dem Geringsten an, sich die Steigerung bis zu dem Knalleffect der Perlenohrringe vorbehaltend. Denn diese ruhten in der That in der Tiefe des Köfferchens.

Es war nicht just etwas Besonderes, was Herr Roß zuerst vorwies. Frau Lizzy that dies Alles mit einem kurzen Blick ab. Herr Roß war indessen sehr gesprächig. Das Geschäftsprincip, nach dem er seine

Kunden behandelte. Der immer nervöser werdenden Frau Lizzy wurde keine der Schönheiten der verschiedenen Perlenschnüre erspart.

„Es ist nicht das, was ich suche,“ sagte Frau Lizzy, als sie das halbe Dutzend bereits hinter sich hatte; „ich wünsche etwas ganz Besonderes, etwas Exceptionelles. Man sagt mir, daß Sie so etwas hätten, deshalb habe ich Sie zu mir gebeten.“

„In der That haben wir so etwas,“ sagte Herr Laub, sich in das Gespräch mischend, „etwas ganz Außerordentliches. Wir haben es erst in der letzten Zeit erworben. Die Perlen stecken noch in dem alten Etui, in dem wir sie kauften, sie sind auch sehr unglücklich gefaßt, aber für eine Kennerin ist das ja gleichgiltig.“

Er griff tief nach unten und zog ein altes, schlecht façonnirtes Etui heraus.

Lizzy erkannte es auf den ersten Blick. Ihr Etui!

Herr Laub öffnete das Etui mit dem Ausdruck tiefer anbetender Verehrung vor dessen Inhalt.

Da lagen sie in der That.

Ihre Perlen.

Frau Lizzy wurde es dunkel vor den Augen. Es waren ihre Ohrgehänge. Alle Klugheit verließ sie.

„Meine Perlen,“ rief sie und wollte darnach greifen. „Hella, sieh, meine Perlen!

„Wieso Ihre Perlen?“ rief Herr Laub, das Etui wieder zusammenklappend und es in der Tasche verschwinden lassend.

Herr Roß trat an die Seite des Herrn Laub. Die Beiden schauten sich bedenklich und entschlossen an.

„Nun, da Sie es doch gehört haben — vielleicht zu früh,“ sagte Cranius, mit einem mißbilligenden Blick auf Lizzy — „so kann ich es gerade so gut gleich sagen — die Perlen, die Sie eben vorzeigten, sind hier der Dame vom Hause entwendet worden.“ „Lassen Sie jetzt Reßmann und Rahel kommen,“ raunte ihr Cranius zu.

Franz, der überraschend schnell auf den ersten Klingeldruck zur Stelle war, erhielt den Auftrag, Beide zu rufen.

„Ich bin doch hier in einem anständigen Hause,“ sagte Herr Roß, sein Köfferchen zuschließend. „Es ist doch hier keine Attrape?“

Und er sah sich wieder um.

„Das ist hier ganz ausgeschlossen,“ sagte Cranius beruhigend; „aber es wird doch in Aller Interesse sein, wenn Sie uns einige Aufklärungen darüber geben wollten, wie Sie in den Besitz der Perlen kamen.“

„Das könnte sehr zu unserem Nachtheil ausschlagen," sagte Herr Roß. „Dazu kenne ich mein Geschäft zu gut."

„Sie haben es mit anständigen Leuten zu thun," sagte Cranius, „es handelt sich hier nicht um einen Eclat; ich glaube, daß Sie gut thun werden, Ihrer eigenen Stellung zur Sache halber, uns etwas entgegenzukommen."

Roß und Laub sahen sich an und flüsterten einen Augenblick zusammen.

„Sie haben uns unter einem falschen Vorwande in dies Haus gezogen," sagte Herr Roß, „das kann uns nicht für Sie einnehmen."

Frau Lizzy sah Cranius an, der die Achseln zuckte.

„Wir wollen indessen," meinte Herr Laub, „in dieser unangenehmen Geschichte so delicat handeln wie möglich. Was wünschen Sie speciell zu wissen?"

In diesem Augenblick war Reßmann in das Zimmer getreten und betrachtete sich neugierig die erregte Gruppe.

„Würden Sie den Mann wiedererkennen," fragte Frau Lizzy hastig, „der Ihnen die Perlen verkaufte. War es dieser Herr?"

Und sie zeigte auf Reßmann. Herr Roß sah

aber gar nicht auf Reßmann hin, und Herr Laub fixirte Hella, die mit der Gruppe halb zugeneigtem Gesicht in der Fenstervertiefung stand, schärfer.

„Den Mann? Wiedererkennen? In diesem Herrn?“ wiederholte Herr Roß. „Wie kommen Sie auf diese Idee? Es war ja kein Mann, der die Perlen uns brachte — es war eine Frau.“

Doctor Cranius triumphirte.

Frau Lizzy ließ sich in einen Sessel sinken.

„Eine Frau?“ rief sie mit erlöschender Stimme.

„Nun ja, allerdings eine Frau. Eine junge Frau. Sie hat sich als Madame Rosalie Rosenzweig in unser Buch eingeschrieben. Aus Warschau, sagte sie, sie logire im Centralhotel. Wir haben schnell die Fremdenliste nachgesehen, der Name stand richtig drin. Die Dame sprach französisch, wir haben französisch mit ihr unterhandelt und abgeschlossen.“

„Was haben Sie für die Perlen gegeben?“ fragte Cranius.

„Wir haben zehntausend Mark dafür gegeben,“ sagte Herr Roß schnell. „Wir haben die Perlen nach ihrem Werth bezahlt. Dafür sind sie immer wieder zu haben.“

„Und würden Sie die Frau wiedererkennen?“ sagte Frau Lizzy.

„Ich glaube, ja," meinte Herr Laub mit eigenthümlicher Betonung und Hella immer noch verstohlen fixirend.

„Wie war die Frau angezogen?" frug Cranius.

„Sie trug einen Hut mit breiter Krämpe," sagte Herr Roß.

„Nein, einen kleinen Capothut," unterbrach ihn Herr Laub.

„Ich bleibe bei dem, was ich sage," erklärte Herr Roß.

„Vielleicht hat Laub der Dame besser unter den Hut sehen können, er stand ihr näher. Es war ein etwas dunkler Tag, wir mußten das Gas den ganzen Tag brennen. Aber des Mantels, den die Dame trug, erinnerte ich mich ganz genau. Er war von dem Schnitt, wie man sie in Warschau trägt, mit einer Menge Kragen. Ich kenne das."

Während dessen hatte sich Herr Laub Lizzy genähert.

„Wenn Sie die Dame, die dort in der Fensterbrüstung steht, ersuchen wollten, etwas näher zu treten."

Er wies auf Hella.

„Die Beleuchtung dort ist nicht günstig, um dort Jemand zu erkennen, den man bei Gaslicht gesehen hatte," fuhr er fort.

Hella drehte sich nun direct nach Laub hin und betrachtete diesen scharf.

„Ich glaube mich nicht zu irren," sagte Herr Laub etwas gepreßt, „wenn ich sage, daß hier diese junge Dame auffallend der gleicht, die uns die Perlen verkauft hat. Der Schnitt des Gesichtes, die Figur, die Haarfarbe — ich pflege mir Damen genau anzusehen. Und je mehr ich sehe . . ."

„Du, Hella? Unmöglich!" rief Lizzy.

Der Zuruf Lizzy gab Hella das Selbstbewußtsein wieder, aus dem sie einen Augenblick durch die Worte des Juweliers herausgeschreckt worden war. Vor ihr unterliegen? Vor ihr, der Verhaßten? Nie!

Sie richtete sich auf. Mit kühner Miene, mit stolzer Haltung trat sie vor den jungen Mann hin, ihn mit funkelnden Augen messend.

„Wie können Sie wagen, so etwas zu behaupten? Wer hat Sie dazu angestiftet?" schrie sie mit schriller Stimme, als sie sprach. „Gestehen Sie das. Augenblicklich gestehen Sie das!"

„Bravo, bravo," sagte Reßmann für sich, „was für ein Weib!"

Herr Laub verlor an seiner Sicherheit, als Hella sich ihm halb drohend gegenüber stellte. Die Aehnlichkeit war da, ja das konnte er sich nicht bestreiten.

Aber die Haltung war doch jetzt ganz anders: so stolz und entschieden. Und die Verkäuferin damals hatte etwas Gedrücktes an sich, was ihn gleich ermuthigt hatte, unter dem halben Werth zu bieten.

Und dann war es eine schöne Frau, die ihm gegenüber stand, schön in ihrer Erregung, in ihrer stolzen Geste. Das wirkte doch ganz eigenthümlich auf ihn, fascinirte ihn ordentlich. Er suchte nach einem Rückzug aus seiner zu weit vorgeschobenen Position.

„Haben Sie nicht ein Medaillon damals noch bei uns mitgenommen?" sagte er schon ganz zögernd, „das Ihnen besonders gefiel, und dabei einen Hundertmarkschein gewechselt, den wir Ihnen eben gegeben hatten? Am letzten Dienstag, erinnern Sie sich nicht?"

„Am Tage nach dem Ball," sagte Cranius, „das stimmt."

„Ich glaube, Sie träumen, mein Herr, bei lichtem Tage," rief Hella mit geringschätzigem Achselzucken.

Sie sah Cranius Blick noch immer mit schlecht unterdrückter Befriedigung auf sich ruhen. Jetzt wandte sie sich gegen den Rechtsanwalt:

„Und Sie," sprach sie, mit zornblitzendem Blick ihm gegenüber tretend, „Sie haben mir dies eingefädelt. Mit Ihnen wird Fritz Vollborn abrechnen."

Ehe noch der Rechtsanwalt antworten konnte, trat Franz, der Diener, in die Stube, Rahel hinter sich herziehend.

„Ich habe die Jungfer auf der Straße getroffen, wo sie recht bequem ging, ich habe sie rasch hierher gezogen.“

Rahel war in der That durch die Art, wie sie Franz in das Haus und in das Zimmer hereingeschleift hatte, außer Athem. Erstaunt und beunruhigt sah sie die Gruppe an, die den Mittelpunkt des Zimmers füllte.

Hier mußte etwas Besonderes vorgegangen sein. Was war es denn? Ein neues Unglück?

Sie trug den großen Hut und den Mantel, den der Vetter im Confectionsgeschäft für sie gearbeitet hatte, mit den vielen aufgenähten Taschen und den reihenweise aufgelegten Kragen.

Von Neuem sahen sich die Juweliere an.

„Diesmal bin ich meiner Sache sicher,“ sagte Herr Roß; „hier die Frau, die eben eingetreten ist, war es, die uns die Perlen verkaufte. Es ist die Gestalt und der Hut und der Mantel. Ein Irrthum ist nicht mehr möglich.“

„Ja, jetzt meine ich auch,“ sagte schüchtern Herr Laub, „es könnte doch wohl diese sein.“

„Du, Rahel?“ rief Frau Lizzy. „Du hast die Perlen genommen und verkauft! Hier die Herren erkennen Dich ganz bestimmt. Ist es die Möglichkeit!“ rief sie die Hände zusammenschlagend.

„Ich — die Perlen — genommen —“ stammelte Rahel, sich verfärbend. Sie begann zu zittern. Das Unerwartete, Ueberraschende dieser Beschuldigung, ausgesprochen hier vor allen diesen Männern, machte sie fassungslos.

„Gnädige Frau — gnädige Frau,“ schrie sie mit bebender Stimme, „das können Sie von mir glauben?“

Und sie preßte die Hände wie flehend zusammen.

„Wir sind ja wohl jetzt hier überflüssig,“ sagten die beiden Juweliere, nahmen ihre Hüte und gingen. Den Koffer trugen sie gemeinsam, so daß ihnen Franz die Thür aufmachen mußte.

Er war natürlich nicht aus dem Zimmer gewichen.

Jetzt war es ja gewiß, daß Rahel die Perlen genommen hatte.

Ein Wink von Frau Lizzy ließ ihn aus der Thür verschwinden.

Eine Minute darauf wußte das ganze Haus, was vorgegangen war.

„Also Rahel,“ sagte Reßmann, „das kostbare Lobenstein'sche Vermächtniß!“

Rahel warf ihm einen flehenden Blick zu.

„Die Verkäuferin sprach französisch,“ warf jetzt Cranius ein, „das wird meines Wissens im Posenschen nicht gesprochen, also kann es schon deshalb Rahel nicht gewesen sein.“

„Rahel, kannst Du französisch sprechen?“ sagte Lizzy, nahe an sie heran tretend; leise flüsterte sie: „Sag' nein.“

„Ich hab' — es — doch — für unser Geschäft — gelernt,“ schluchzte Rahel nun heraus. „Ich kann nicht sagen, daß ich kein Französisch weiß.“

„Dann wird die Sache zweifellos,“ sagte Reßmann. „Meine Frau mag sehen, was sie weiter damit macht. Eine geradezu kostbare Geschichte, zwei Mal die Perlen werth,“ lachte er höhnisch.

„Und es ist doch nicht an dem,“ rief Cranius, auf das Höchste gereizt, „das Alles macht mich nicht irre. Der junge Mann hat Hella von Olzen erkannt — das war das Richtige.“

„Sie haben sich bis über die Ohren blamirt,“ zischte ihm Reßmann zu. „Sie werden diese Dame in meiner Gegenwart nicht weiter beleidigen!“

Drohend sah er den Rechtsanwalt an.

Auch Hella wollte eben sich zu Cranius wenden.

Da öffnete sich wieder die Thür.

Fritz Vollborn eilte herein, mit ihm kam Wanda. Sie war mit Fritz Vollborn von Wannsee herein gefahren, wo er eben eingetroffen war.

„Hella!" rief Fritz Vollborn.

„Du hier, Du mein Einziger!" schrie Hella, auf Fritz Vollborn zustürzend. Sie umklammerte ihn mit ihren Armen, sie preßte ihn an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

Er mußte sie beruhigen.

„Was ist Dir, süßes Herz?" frug er.

„Nun, da Du hier bist — gar nichts mehr."

Sie faßte sich. Sie war wieder ganz die stolze Weltdame, die Cranius mit einem hochfahrenden Blick maß.

„Hier, dieser Herr, Dein Vetter," sagte Hella, „benutzt die Gelegenheit, den Diamantenproceß weiter zu plaidiren. Er hat sich noch nicht genug gethan mit Chicanen — er fügt jetzt noch Beleidigungen hinzu."

„Du, Cranius!" rief Fritz Vollborn diesem drohend zu. „Ja, ich kenne Dich — aber daß Du so etwas wagen würdest — das hatte ich nicht gedacht."

Cranius stampfte vor Ungeduld auf den Boden. Er war in Gefahr, alle Fassung zu verlieren.

„Bring' mich fort aus dem Hause, in dem man mich ungestraft beleidigen kann," rief Hella.

„Fürchte nichts, mein einziges Leben," flüsterte er ihr zu. Ich bin bei Dir."

„Und Du wirst mich niemals wieder verlassen?"

„Niemals."

„O, die Schauspielerin!" murmelte Cranius, „der Narr! Nun ist er gefangen von Weiberlist und von Weiberthränen, dagegen kann Keiner."

Zornig, ohne Abschied die Thür hinter sich zuwerfend, lief Cranius aus dem Zimmer.

Auch Reßmann ging rasch durch die Seitenthür ab.

Lizzy suchte immer noch sich zu fassen und den Fall in sich zu klären, aber es wirrte ihr sich noch Alles durch einander.

Mit kläglichem Gesicht stand Rahel noch nächst der Thür. Sie wußte nicht, ob sie gehen oder ob sie bleiben sollte.

Wanda trat zu ihr, während Fritz Vollborn Mantel und Hut Hellas von dem Stuhl nahm, auf dem sie lagen, und ihr beim Anlegen eifrig und zärtlich behilflich war.

„Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, was hier vorgeht," sagte Wanda zu Rahel, „aber ich sehe Ihnen an, Ihnen ist etwas recht Trauriges passirt. Dienst

in fremdem Hause ist hart. Kann ich etwas für Sie thun?"

„Für mich kann Niemand etwas thun, außer unser Herrgott. Aber ich danke Ihnen von Herzen für Ihr gutes Wort."

Die Drei gingen fort. Lizzy war mit Rahel allein.

„Geh' auf Dein Zimmer, Rahel," sagte Frau Lizzy seufzend. „Wir werden weiter mit einander sprechen. Wer hätte das gedacht. An dem Schmuck haftet das Unglück. Hätte ich doch nie von ihm etwas gehört."

Drittes Buch.

XXVII.

Der Plan.

Zwei Tage darauf waren Hella und Fritz Vollborn vermählt; der unwiderrufliche Schritt war gethan.

Unlösbar gebunden, wie Vollborn sagte.

Der Eifer, das Geschick, die Hingebung, mit welchen Vollborn sich der Aufgabe widmete, die Trauung in so kurzer Zeit vorzubereiten, war unvergleichlich. Er hatte bereits Alles im Voraus überlegt, für Alles vorher gesorgt, ehe die Beiden den Entschluß gefaßt hatten, die Hochzeit in dieser Weise zu überstürzen, denn er hatte ja seit Monaten nur an diesen Tag gedacht. Die Förmlichkeiten waren erfüllt, das Aufgebot ergangen, die Einwilligung eingeholt, mit welchen bürgerliche, militärische und kirchliche Stellen eine solche Ehe wie mit Barrieren umhegen. Nichtsdestoweniger blieb für den Schritt, den man zu thun vorhatte, noch außerordentlich viel übrig zu besorgen.

Die Liebe schien alle Seelenkräfte Vollborns zu erhöhen, sie gab ihm eine Sicherheit und einen Tact, den man früher bei ihm oft vermißt hatte.

Es waren schreckliche Momente gewesen, die Hella in den Scenen mit den Juwelieren in Villa Lobenstein erlebt hatte. Der Sturm war vorübergebraust, aber wie dicht hatte sie vor der Entdeckung gestanden! Ihr schwindelte, als sie die Villa verließ. Sie mußte sich am Arme Vollborns festklammern, der sich mit zärtlicher Sorge um sie bemühte und mit Schmeichelnamen für Hella und mit Zornesausbrüchen gegen Frau Lizzy, Neßmann und Cranius wechselte. Der Abschied, den sie von Frau Lizzy genommen hatten, war selbstverständlich ein kurzer und frostiger. Vor der Thür der Villa begegnete ihnen Curt, der ganz von seinen eigenen Angelegenheiten erfüllt war. Er hatte bei Joseph Lobenstein Besuch gemacht, er rühmte die liebenswürdige Aufnahme, die er bei der englischen Cousine gefunden hatte. Eben kam er von einem Ausritt zurück, den sie zusammen in den Grunewald gemacht hatten. Die Sonne seines Glückes schien ihm aufzugehen; sie trug für ihn das Gepräge eines englischen Sovereigns.

Vollborn sollte die Geschwister nach Wannsee begleiten. Curt schlug vor, sich in einem nahen Wein-

restaurant etwas zu stärken. Schüchtern unterstützte Vollborn diesen Vorschlag, er war durch die Eisenbahnfahrt etwas erschöpft, aber er erwartete doch Hellas Widerspruch. Denn alles Burschikose pflegte sie entschieden abzulehnen; sie ging indessen mit Lebhaftigkeit auf die Idee ein. So etwas hätte sie sich schon lange gewünscht, mit einem Bräutigam könne man ja überall hingehen.

Wie in einem Zaubergarten fühlte sich Fritz Vollborn, als er mit Hella dahin schritt, die süße Last auf ihn gelehnt. Die Aufregung hatte ihre matte Farbe rosig erhöht, ihre Augen waren glänzender geworden. Eine weiche Hingebung war an Stelle der gehaltenen Spröde getreten, die ihn früher oft ankältete. Jetzt erst glaubte er seine Braut zu kennen. Ihre wohlklingende tiefe Stimme hatte einen vibrirenden Klang gewonnen, der ihn geradezu beherrschte.

Hella lenkte auf den Vorfall in der Villa Lobenstein zurück.

Ob sie ihm das nicht erzählen dürfe, sagte sie zärtlich schmeichelnd. Sie sah sich in der Allee um, in der sie gingen. Niemand war zu sehen. Rasch bot sie ihre Lippen Vollborn zum Kusse dar.

„Genug!“ rief sie von Vollborns Heftigkeit erschreckt.

Vollborn drückte sie zärtlich an sich.

Wenn sie nicht unbedingt darauf bestehe, so möge sie ihn lieber ihre süße Gegenwart genießen lassen. Lizzy, ihr Mann, ihr Schmuck, ihr ganzes Wesen sei ihm im Innersten zuwider. Und was Cranius betreffe, den kenne er nun ganz. Der stecke gewiß mit den Verwandten in Düren und dem Caplan zusammen, um die Heirath noch im letzten Augenblick zu verhindern.

„Und müssen wir uns dahinein ergeben?“ sagte Hella, Vollborn zärtlich und fragend anblickend. „Giebt es kein Mittel, um weitere Kränkungen von Dir abzuschneiden?“ Denn an ihr selbst liege ihr nichts, sie leide gern um seinetwillen.

„Aber Du sollst nicht leiden! Wenn wir verheirathet und — und wir heirathen bald, nicht wahr? sehr bald. — Dann muß sich Alles hineinfinden.“

Hella führte in ihrem Gespräch Vollborn immer wieder bis dicht an die Gedankenreihe einer raschen Trauung. Dann überließ sie es ihm, diesen Gedanken selbst zu Ende zu denken.

Zuerst hatte ihn eine solche Idee überrascht, beinahe erschreckt, schnell jedoch hatte er sich an sie gewöhnt, es schien ihm am natürlichsten, Hella überhaupt nicht mehr aus den Armen zu lassen. Bis sie in das Restaurant kamen, stand Fritz Vollborns Entschluß

schon fest, und mit freudigem Bangen hoffte er ihrer Einwilligung entgegen. Jetzt verwünschte er die zwölf vornehmen Brautführerinnen in Seegrün — denn wie sollte man die in aller Kürze zusammenbekommen? Er riskirte eine Anspielung nach dieser Richtung.

„Was frage ich nach allem Anderen, wenn ich Dich habe," sagte Hella.

Und schon begann Vollborn sich einen Plan zu entwerfen. . .

Das Zimmer, welches man den Vieren im Restaurant anwies, war schlecht geheizt, roch nach altem Tabaksrauch und verschütteten Spirituosen. Aber Hella merkte von alledem nichts. Jetzt gefiel ihr Alles. Natürlich mußte Sect getrunken werden. Das forderte die Feierlichkeit des Momentes, in welchem Fritz Vollborn seinen Schatz zum ersten Male in die Kneipe führen durfte.

Als wenn er eine Königin dort einführte, war es ihm; er erstaunte über die Kaltblütigkeit, mit welcher der Kellner diesen merkwürdigen Vorfall betrachtete. Hella, die sonst am Wein nur nippte, leerte heute ein paar Spitzgläser hinter einander. Als Vollborn von seinem Freunde Sperber erzählte, der nun wohl bald einmal nach Berlin kommen werde — er sah dabei Hella bedeutsam an, Sperber sollte, wie sie

wußte, Brautführer bei ihm sein, — da füllte Hella ihr Spitzglas selbst nochmals.

„Stoßen wir auf Freund Sperber an," rief sie.

Ein kindlich dankbarer Blick Vollborns belohnte diesen Vorschlag, und auf Sperber klangen die Gläser.

Wanda lehnte es ab, von dem Champagner zu nehmen. Für Curt war die Vertilgung von Spirituosen eine Aufgabe, der er sich ohne Enthusiasmus, aber mit tiefer Ueberzeugung von ihrer Selbstverständlichkeit unterzog.

Im Eisenbahncoupé, worin die Vier allein saßen, that sich Hella keinen Zwang mehr an. Sie umschlang Fritz Vollborn und legte ihren Kopf an seine Schulter.

Wanda schien das zu mißbilligen. Wenigstens legte Hella den Blick ihrer Schwester so aus.

„Wandachen," sagte Hella lachend, „ist nicht mit uns zufrieden, sie hält nichts von der Liebe."

„Ist das wahr?" frug Vollborn, indem er sich der noch freien Hand Hellas bemächtigte und Hella fester an sich zog. „Ich glaub's nicht, Schwesterchen."

„Vielleicht haben wir über das, was Liebe ist, verschiedene Ansichten," sagte Wanda, zog eine Zeitung aus ihrer Tasche und begann das Blatt zu studiren.

„Weißt Du, mein Kind, was Liebe ist?“ so begann Curt zu citiren, „ein Stern in einem Haufen Mist.“

Fritz Vollborn ließ Hellas Hand fahren.

Das war ein frevler Mißton in die Exaltation seiner Stimmung.

„Schwager,“ sagte er erregt, das solltest Du vor Deinen Schwestern nicht sagen.“

„So erkläre Du uns dann, was Liebe ist — es wird jedenfalls eine sehr erhabene Philosophie herauskommen,“ spottete Curt.

„Was Liebe ist, kann ich so wenig sagen, als wenn Du mich fragst,“ rief Vollborn, „was roth ist. Nur Eins weiß ich von der Liebe — sie steht außer aller Zeit und über jedem Wechsel — sie ist unzerstörbar und unlöslich. Das hat der Spiritist ganz richtig gesagt — wie zwei Flammen zu einer zusammenschlagen, so vereinigen sich zwei Seelen; Niemand und nichts kann sie wieder auseinanderreißen.“

Wanda sah aus ihrer Zeitung auf.

„Und wie, wenn man sich in seiner Liebe geirrt hat?“ sagte sie.

„Liebe schließt Irrthum aus,“ sagte Vollborn.

„Wie meinst Du das?“ frug Wanda.

„Wer liebt, der liebt auf alle Gefahr, der liebt

ein Wesen, ob es nun ein Engel ist wie meine Hella, oder ob es eine Verworfene ist, denn man liebt ja nicht dies oder jenes an seinem Schatz, man liebt sie von Kopf bis zu Fuß, von innen und außen, in dem kleinsten Quentchen ihrer Existenz, in Allem, was sie ist und thut."

„Thut man das, o Du Guter, Bester," rief Hella, „das verdient einen Kuß und welchen," — rief sie, „wenn Schwester Wanda nichts dagegen hat."

Und sie küßte ihn.

„Die Erfahrung lehrt," sagte Wanda, „daß Täuschungen in der Liebe doch vorkommen, auch Bebel bestätigt dies."

„Dann war es eben keine Liebe, was die Zwei zusammengeführt hat," rief Vollborn, „vielleicht hat nur der Eine geliebt, der Andere nicht."

„Deshalb ist die Ehe zu verwerfen," sagte Wanda belehrend, „oder, was dasselbe ist, die Ehescheidung zu erleichtern."

„Was sagst Du?" rief Curt, seinen Ohren nicht trauend gegenüber der Weisheit der siebzehnjährigen Schwester.

Wanda wiederholte ruhig ihren Ausspruch.

„Nun höre doch dies Gör, das ist ja geradezu unglaublich," rief Curt.

Er ließ die Hand sinken, als sei er hilflos Zeuge eines ungeheuren Frevels geworden.

„Höre nicht auf das Kind," wandte sich Hella entschuldigend zu Vollborn.

„Ich kann Wanda nicht beipflichten," sagte Vollborn ernsthaft, „aber ich glaube sie zu verstehen. Sie hält die Ehe so hoch, daß sie meint, sie wird durch ein Zusammenleben ohne Liebe entwürdigt und würde dann besser gar nicht sein."

„Ja, so meine ich es," sagte Wanda erfreut, verstanden worden zu sein.

„Ich wußte gar nicht, daß Du so ein Philosoph bist," rief Hella, ein wenig eifersüchtig darauf, daß Vollborn seine Aufmerksamkeit derart Wanda zuwandte.

Vollborn ließ sich aber nicht stören.

„Meine Kirche," sagte er, „giebt der Liebe und der Ehe die höchste Ehre. Denn sie erklärt die Ehe für unlöslich, und das ist das Richtige. Was ist das für eine Ehe, die zwischen Reßmann und Frau Lizzy. Es sieht immer aus, als wollten sie auseinander laufen, und wenn es einmal heißt, sie sind auseinander, so wird es Niemand wundern."

„Ich glaube auch," sagte Curt, „sie speculiren Beide nur auf einen Scheidungsgrund. Lizzy macht Reßmann sicher, ich traue ihr zu, mit einem Male,

wenn sie ihn in einer Falle hat, schnappt sie zu und läßt sich scheiden."

„Ist Reßmann schlecht, so hat Frau Lizzy Recht, wenn sie ihn verläßt. Oder meinst Du," so wandte sie sich zu Vollborn, „man sollte auch die Ehe mit einem Unwürdigen aufrecht erhalten? Ist das die Erhabenheit der Ehe, die Du rühmst?"

„Ja, das meine ich," rief Vollborn, „davor scheue ich nicht zurück. Man verheirathet sich auf gut und bös, auf Glück und Unglück. Soll der Gatte den Gatten verlassen, wenn er krank ist, körperlich oder geistig? Und wenn er einer Versuchung unterliegt, ist das nicht auch ein Unglück? Manchmal eine Geistesstörung?"

Hella schien plötzlich die Kiefernschonung, an der sie gerade vorüberfuhren, besonders zu interessiren. Sie kehrte ihr Gesicht dem Fenster zu.

„Das kann ich Frau Lizzy nachfühlen," fuhr Vollborn fort, „kein Unglück ist dem zu vergleichen, wenn man irre werden muß am Gegenstand seiner Liebe."

„Und was würdest Du in solchem Falle thun?" sagte Hella, sich plötzlich umkehrend und Vollborn ihre Augen voll und fragend zuwendend.

„Du scherzest," sagte Vollborn, „Du sprichst von unmöglichen Dingen."

„Weiche mir nicht aus," rief Hella scharf, „gieb mir eine Antwort."

„Was ich thun würde, Närrchen?" sagte Vollborn. „Ich würde sie an meine Brust nehmen und sie küssen, wie ich jetzt Dir thue, und ihr sagen: Du hast geirrt, Du bist unglücklich, um so mehr hast Du ein Recht, an meiner Brust zu ruhen, sie soll ja Dein letzter und bester Schutz sein."

„Das ist edel gesprochen," sagte Hella ernst, „aber glaubst Du, daß die Irrende, Unglückliche nicht von der Ueberlast dieses Edelmuthes zu Boden gedrückt wird?"

„Wenn sie mich wirklich liebt — nein," sagte Vollborn mit Entschiedenheit.

„Und ich behaupte," sagte Wanda, „keine Frau sollte das annehmen. Ist sie gefallen, so mag sie gehen und ihr Schicksal allein tragen. Dann kann sie ihre Menschenwürde wiedererlangen. Mitleid statt Achtung muß sie zurückweisen."

„Wenn Du mehr vom Leben wüßtest, würdest Du wohl milder urtheilen," sagte Hella.

„Sonderbar," sagte Vollborn nachdenklich, „wie die Gegensätze sich auch hier berühren."

Dann nahm er Hellas Hand und drückte einen langen Kuß darauf . . .

Auch der Abend verfloß in der Familie Olzen in der angenehmsten Stimmung.

Frau von Olzen befand sich behaglicher als seit langer Zeit. Eine ganze Reihe kleiner Wünsche, die an Hellas lächerlicher Sparsamkeit, wie Frau von Olzen es nannte, seither gescheitert waren, hatte sich nun mit einem Male erfüllt. Romane, Leckereien, Pelz, Seidensachen, Kinkerlitzchen aller Art, auf die sie in den vielen Stunden ihres wachen Träumens verfallen, waren da. Frau von Olzen meinte, sie könne sich eigentlich darüber beklagen, daß sie so lange habe darauf warten müssen, doch wolle sie mit Hella nicht rechten, da sie ihren guten Willen sehe.

Frau von Olzen erzählte von den Gesellschaften, die sie früher gegeben, namentlich von einer, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Der Kaiser, den sie am Fuße der Treppe erwartete, habe sie selbst am Arm in den Salon geführt. Und sie wiederholte die freundlichen Worte, die er damals zu ihr gesprochen, so langsam und so wohlgefällig, als wenn ihr ein Baiser im Munde zergehe.

Auch auf Romane kam Frau von Olzen zu sprechen. Als aber ihr Schwiegersohn von einzelnen, nach denen sie fragte, erklärte, er habe eine Idiosyn-krasie dagegen, er müsse schon wegsehen, wenn er nur

ihren Titel lese, ließ sie das Gespräch mit Achselzucken fallen.

Hella begleitete ihren Bräutigam, der mit einem späten Zug nach Berlin zurückkehrte, bis zur Bahnstation.

„Sag mir, Du Armer," sagte Hella, sich zärtlich an ihn schmiegend, „wie bist Du denn auf die närrische Idee gekommen, Dich gerade in mich zu verlieben? Denn Du weißt ja, die Welt sagt, wir Zwei paßten eigentlich nicht zu einander."

„Darüber sollte man nicht zu viel nachsinnen," antwortete Vollborn. „Du kennst doch das Märchen von Amor und Psyche. Die Psyche forschte zu viel, und da war der Amor mit einem Male verschwunden. Ich fürchte mich davor, in meinem Innern herumzutasten, man weiß nie, was man dabei zerstört."

„Ich weiß nicht, ob Du recht thust, wie Du dem ausweichst. Es bleibt unausgesprochen, was schicksalsvoll für Beide werden kann."

„Seinem Schicksal entgeht Keiner," sagte Vollborn.

„Sieh da, auch ein Philosoph und sogar ein fatalistischer steckt in Dir. Ich habe es heute in der Bahn bemerkt, wie Du mit Wanda disputirtest."

„Es ist ein prächtiges Mädchen und würdig, Hellas Schwester zu sein. Wenn ich aber doch beichten

soll, so geschieht es am besten gleich. Ich habe mich schon als Knabe in Dich verliebt!"

„Wo hast Du mich denn gesehen, Du leichtsinniges frühzeitiges Genie?"

„Es war nicht eigentlich Du, die ich gesehen habe, sondern Dein Bild und auch eigentlich nicht Dein Bild, sondern ein illuminirtes Muttergottesbild, das mir der Kaplan in das Gesangbuch legte; in das Köpfchen verliebte ich mich, es ist sündhaft, aber wahr, und ich gelobte mir: so wie das Bildchen müßte meine Frau aussehen. Es war schön wie Du und hatte einen gewissen schmerzhaften Zug an sich, der manchmal auf Deinem Gesicht ist, wenn Du Dich ganz unbeachtest glaubst. Ich galt als besonders fromm, weil ich immer in das Gebetbuch schaute, wenn die anderen Knaben in der Messe allerhand Allotria trieben; ich habe aber immer nur meine künftige Braut betrachtet."

„Und da hat Dich schließlich Deine Madonna einer Ketzerin wie mich in die Arme geführt. Ich fürchte, Du hast nach der Schönheit gefreit. Und wenn Du mich für eine Heilige hältst, so sage ich Dir frank heraus — das bin ich nicht. Und jetzt spreche ich im Ernst — es ist doch vielleicht besser, wir folgen dem Doctor Cranius und gehen aus einander."

Sie zog wirklich ihren Arm aus dem seinen hervor und sah ihn mit sonderbarem Blick an.

„Da haben wir's," rief Vollborn, „ich habe es ja gesagt, das kommt beim Beichten heraus. Diesmal aber soll Psyche ihren Amor nicht verjagen. Ich nehme Dich wie Du bist und sein magst, ich nehme Dich auf jede Gefahr, ohne irgend zu fragen — weil ich nicht anders kann, weil ich muß. Ist das genug?"

„Ja," rief Hella, als schüttle sie den letzten Zweifel ab. „Sei es so. Wie ich bin oder sein mag, auf jede Gefahr nimmst Du mich, sagtest Du nicht so?"

„So sagte ich, und dabei bleibe ich."

„So vergiß diese Worte und diese Stunde nicht," rief Hella.

Eine Zeit lang gingen sie, jedes in seine eigenen Gedanken verloren, neben einander her.

Dann versicherte sich Fritz Vollborn der Zustimmung Hellas zu seinem Plan. In drei Tagen, vielleicht schon übermorgen kann die Trauung sein.

Die Beiden beschlossen, daß es so sein sollte.

Und ein langer Abschiedskuß besiegelte auf's Neue ihren Bund.

XXVIII.

Cranius' Brief.

Fritz Vollborn war, als er am Bahnhof in Wannsee Abschied von Hella genommen, nach Berlin zurückgekehrt. In seinem Gasthof — er wohnte wie das vorige Mal Hotel Bellevue am Potsdamer Platz — hatte er sich alsbald zu Bett begeben, übermüdet, wie er war von der Reise und von den Aufregungen des Tages.

Wie es in solchem Zustande zu gehen pflegt, dauerte der bleierne Schlaf, der sich alsbald auf ihn legte, nur wenige Stunden. Er fand sich hell wach und begann über seine Lage nachzudenken.

Der Gedanke einer sofortigen Trauung war ihm zuerst nur unter dem Gesichtspunkt eines großen unverhofften Glücksfalls erschienen. Jeder Tag, den er eher zur Vereinigung mit Hella kam, war ja Gewinn. Sein Gemüth, seine Phantasien, seine Sinne begehrten sie gleich mit stürmischer Gewalt; je regel=

mäßiger sein Leben bis jetzt gewesen war, um so heißer war die Sehnsucht, die ihn zu Hella zog. Der Geist, den er aus dem elterlichen Hause mit gebracht hatte, und dann die lange Zeit, daß er Hella liebte, hielten ihn von den leichten Eroberungen zurück, die sich einem hübschen Offizier in einer rheinischen Garnison aufdrängen. Es war, wie er gesagt hatte: er hatte seine ganze Existenz, Körper und Seele, auf sie gesetzt und nun war der Augenblick herangekommen, wo der langgenährte heiße Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Nicht umsonst war er Fatalist; denn seine Tugenden sowohl als seine Fehler überlieferten ihn seinem Schicksal.

Hellas Lage in ihrem Hause konnte ihm nicht entgehen, wenn er auch die ganze Schwere der Verstrickung der Familie Olzen nicht durchschaute. Welchen Halt konnte sie an dieser Mutter, an diesem Bruder finden! Sie so rasch als möglich aus dieser Position zu ziehen, war ihm Pflicht, und dann die Intriguen des Doctor Cranius! Sie könnten, wenn man ihnen Zeit ließe, doch noch vielleicht bei seiner Mutter Boden finden.

Auf der anderen Seite aber sah er die erstaunten Gesichter der Kameraden, wenn sie von der plötzlichen stillen Hochzeit hörten, nachdem es sich durchgeschwatzt

hatte, welche Vorbereitungen dafür im Gange waren. Und erst die Damen — was würden sie Alles muthmaßen, entdecken und erfinden, was vorgekommen sein müsse. Die Stellung, welche ihr die demonstrative Theilnahme der höchsten Gesellschaft an der Trauung gegeben hätte, war verloren — darüber hätte Fritz Vollborn sich getröstet. Aber die junge Frau kam in einer Wolke von Klatsch in Coblenz an, das mußte er voraussehen. Und der erste Eintritt in einen neuen Kreis ist regelmäßig das für die Dauer Entscheidende.

Was wird man aber erst in seiner Heimat zu reden haben über den unter allen Umständen auffallenden Vorgang. Dort, wo sich Alles in den festen Formen bürgerlicher Solidität und geheiligten Herkommens vollzieht. Schon über seine Verlobung hat man dort den Kopf geschüttelt, und nun jetzt eine Hochzeit ohne Sang und Klang, ohne Einladung an die Verwandten, ohne Mutter und Geschwister und Schwäger! Er sah die Fabrikantenfrau, die gern ihre Josepha mit ihm verheirathet hätte, in der Stadt herumgehen und die merkwürdige Geschichte austragen; er konnte es im Geist verfolgen, wie sie zu seiner Mutter in das Zimmer trat und diese auf die Frage, was denn das Alles bedeute, nur ein verlegenes Schweigen hatte . . .

Mußte es denn sein? Er wird sich den Fall doch noch einmal überlegen, ihn auch unter diesem Gesichtspunkte mit Hella besprechen, denn nur um sie handelte es sich ja; was liegt an ihm!

Unter diesen Betrachtungen, die ihn beruhigten, schlief er ein, und seine erregte Empfindung setzte sich in Träume um. Er sah sich auf einem bewimpelten Dampfboot, wie er sie von Festfahrten auf dem Rhein so wohl kannte, dahin fahren. Am Ufer stand Hella und winkte ihm. Leidenschaftlich strebte er auf sie zu, aber das Schiff wollte nicht von der Stelle. Dann saß sie plötzlich an seiner Seite mit den Schilfblättern im Haar, wie in der Ballnacht bei Lizzy Reßmann. Die Landschaften des Rheins und der Havel zogen sich in seinem Traum in ein neues Bild zusammen; er sah die weiten blauen Gewässer mit einem Kranz von Burgen und Städten umgeben, und eine sanfte, entzückende Musik füllte sein Ohr. Aus dem Wasser tauchten Seejungfrauen auf mit goldenen Krönchen, in grünen, glänzenden Gewändern. Das sind die Brautjungfern, sagte er sich, sie kommen, Hella zu holen. Sie wuchsen aus dem Wasser hervor, jetzt umgaben sie schon Hella — jetzt verzogen sie sich mit ihr zu einem grauen Nebel. Er wollte nach ihr greifen, sie halten. Aber er griff in das Leere hinein. Entsetzt

strebte er ihr nach — wie Blei lag es ihm in den Gliedern — er konnte nur nachstarren — bis auch der Nebel verschwand . . .

So weit entsann er sich am Morgen seines Traumes noch ganz genau. Dann war aber Alles durcheinander gelaufen. Der Kasernenhof in Koblenz und die Landungsbrücke in Stolzenfels und der Kiefernhain um die Villa Constanza in Wannsee.

Das Alles fiel ihm indessen erst nach und nach ganz ein.

Sein erster Eindruck beim Erwachen war der Abschied, den er am Abend vor dem Bahnhof in Wannsee von Hella genommen hatte, und er fühlte wieder ihren weichen, heißen, flüchtigen Kuß auf seinen Lippen.

Rasch war er in seinen Kleidern. Er hatte heute viel zu besorgen, auf alle Fälle. Aber es war noch zu Allem zu früh. So trat er an das geöffnete Fenster und sah auf den Platz unten, auf dem das Berliner Morgenleben sich schon entfaltete. Wie eine Schaar verstörter Ameisen wimmelten die Pferdebahnwagen hin und her, kleine Lieferantenwagen schlüpften dazwischen durch, Droschken wackelten vom Bahnhof heran. Der einzelne Mensch verschwand; wie Fäden, die auf einem Webstuhl gezogen werden, bewegten sich die schwarzen Massen auf den Trottoirs. Er ver-

größerte sich das Bild, er zog es sich über ganz Berlin und sah die ganze ungeheure Stadt wie ein Gewebe von Muskeln und Nerven. Und jedes Individuum, das sich mit seinem Thun und Streben, mit seinen Freuden und Leiden so wichtig, fast einzig dünkt, ist doch nur ein kleines, punktartiges Partikelchen in einem Riesenorganismus.

Bei dieser Betrachtung fühlte sich Fritz Vollborn, der nach seiner Art gern philosophirte, auf einem hohen Standpunkt und sehr abgeklärt. Da kam der Kellner mit dem Frühstück und einem Briefe. Er kannte die Handschrift, sie war von Cranius. Angenehmes konnte sie ihm nicht bringen. So schob er den Brief erst bei Seite, dann trank er langsam seinen Kaffee, zündete sich eine Cigarre an und malte sich in die Ringel, die er blies, das Bild seiner Wannseer Madonna.

Dann zog er mit spitzen Fingern, so wie nervöse Menschen eine Spinne angreifen, den Brief von Cranius an sich heran und erbrach ihn. „Was will denn der Mensch?“ sagte er sich, „das ist doch die reine Zudringlichkeit.“ Fritz Vollborn las, einzelne Stellen mit seinen Ausrufungen begleitend.

„Ich mache mir keine Illusionen darüber, mit welchen Empfindungen für mich Du diesen Brief

öffnen wirst. („Sehr rechtig!“ sagte sich Fritz Vollborn), da ich ihn aber absolut nicht in meinem Interesse, sondern in Deinem und dem Deiner Familie schreibe, so überlasse ich Dir einfach, was Du damit machen willst. (Soll ich den Wisch nicht lieber gleich zerreißen?“ frug sich Fritz Vollborn. „Aber nein! solche Documente muß man aufheben.“)

„Die Heirath mit Hella von Olzen unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist geradezu ein Sprung in den Abgrund.“ („Ganz tragisch!“ höhnte Vollborn): „Der Perlenschmuck, welcher Frau Reßman entwendet wurde“ („was geht mich die Frau und ihr Schmuck an?“), „ist in einem Juweliergeschäft aufgefunden worden. Die Juweliere haben sich zwar täuschen lassen, so daß sie Rahel, die Jungfer von Frau Reßmann, als die Verkäuferin erklärten, aber ich bin meiner Sache sicher, ich weiß, daß es Hella von Olzen war.“

Fritz Vollborn mußte diese Stelle zweimal lesen, ehe er überhaupt den Sinn begriff. Dann brach er in ein Hohngelächter aus, dann in einen Wuthschrei, dann wollte er alsbald zu Cranius eilen und ihn ohrfeigen. Dann warf er sich in den Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. „O meine arme, süße Hella!“ seufzte er, „der Unmensch! der Wütherich!“

Er lief eine Zeit lang unter Ausrufungen dieser Art im Zimmer auf und ab. Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er das Folgende weiter lesen konnte:

„Bedenke Dich und Deine Zukunft! Wenn, wie unausbleiblich, die Sache sich gegen Hella aufklärt, selbst Deine Stellung als Offizier wird dadurch unmöglich werden.“ („Wie der Schuft den Zärtlichen heuchelt!“)

„Auch Folgendes kann ich nicht zurückhalten. Die Beziehungen zwischen Hella v. O. und Reßmann sind nicht aufgeklärt. Sicher ist, daß er in der Nacht nach dem Ball in der Halle nächst Hellas Zimmer sich herumgetrieben hat. Es ist das um so verdächtiger, als er, wohl um Hella zu schonen, den Verdacht des Diebstahls, der sich Anfangs auf ihn lenkte, gar nicht abzustreifen suchte.“

„Hella einen Andern lieben? hinter meinem Rücken ein Verhältniß zu Reßmann? Nein, das ist unmöglich. So können diese göttlichen Züge nicht lügen“ — so antwortete es in Fritz Vollborns Brust. Aber hier war doch die Stelle, wo er verwundbar war. Dieser Reßmann hatte ihm sehr mißfallen, die Art, wie er Hella engagirt und mit ihr getanzt hatte, war ihm aufgefallen. Doch was kann Hella dazu?

„Vollborn wird diesem Menschen scharf aufpassen und ihm gelegentlich auf die Finger klopfen, daß er an ihn denken wird.“ Dann las er zu Ende:

„Was ich hier geschrieben habe, vertrete ich Wort für Wort, wo und wie Du willst. Habe ich bis morgen früh nicht die Erklärung von Dir, daß Du von der Verlobung zurückgetreten bist, so halte ich es für meine Pflicht, Deine Mutter von dem, was ich über Hella weiß, in Kenntniß zu setzen. Ich habe ihr in dieser Richtung eine bindende Zusage gemacht. Dein Vetter Cranius.“

„Also hinter meine Mutter will sich Cranius stecken,“ so sagte sich Vollborn. Der Punkt könnte ernstlich werden, dem muß man zuvorkommen! Und dieser schleichende, unheimliche Reßmann —“ der Mann kommt ihm doch immer verdächtiger vor, je mehr er an ihn denkt. Ganz leise war eine Eifersucht bei ihm angeglimmt, aber sie genügte doch, um sein ganzes Wesen in Flammen zu versetzen. Er wird Hella nicht mehr aus seinen Augen, aus seinen Armen lassen. Dann mögen Reßmann und Cranius versuchen, was sie mögen, wenn sie es dann noch wagen!

Sein Entschluß, die Vermählung in der denkbar raschesten Weise zu schließen, der einen Augenblick in's

Schwanken gerathen war, stand nun felsenfest. Jetzt wird ihn nichts in der Welt mehr davon abbringen.

Er nahm die Papiere, die er in einem ledernen Portefeuille verwahrte, heraus und prüfte sie noch einmal auf ihre Vollständigkeit. Dann steckte er sie in die Tasche, zog einen Cylinder aus dem Futteral — er war in Civil-Anzug — und machte den Gang, der ihm am Meisten zu sorgen gab, den in das Pfarrhaus der katholischen Sanct Liboriuskirche.

Zuerst aber telegraphirte er nach Wannsee: „In Vorbereitung des Planes begriffen, ganz Dein! Fritz!"

Im Pfarrhaus frug er nach dem Cooperator, an den der Kaplan in Düren ihn gewiesen hatte. Er wurde in das Zimmer desselben gewiesen. Ein sehr einfacher Raum, alte Tapeten, ein Muttergottesbild mit zerstochenem Herzen, Kupferstiche mit den Leidensstationen, in der Ecke ein Weihwassergefäß, darüber ein kleines Crucifix. Ein abgesessenes Ledersopha, eine Anzahl geflochtener Stühle. In der Mitte ein großer Schreibtisch voll von Papieren, daneben ein Actenständer, wie er sich in den Büreaus findet.

Der Cooperator, der eifrig in Schreiben vertieft war, drehte den Kopf, ohne sich zu erheben. Als Vollborn seinen Namen genannt hatte, stand der Cooperator auf, reichte ihm die Hand und ließ ihn auf dem

Sopha niedersitzen, indem er sich einen Stuhl heranrückte.

„Ich kenne Ihren Fall,“ sagte er, „ich habe mit Ihrem Kaplan zu Hause darüber correspondirt. Und unter uns gesagt, können Sie sich bei mir bedanken, daß Alles so glatt verlief. Ihr seliger Schwiegervater in spe, der Geheimrath, hat sich beim Culturkampf nicht betheiligt. Er hat uns beim Friedensschluß große Dienste geleistet, sehr große, wie ich gern anerkenne, — die nur er leisten konnte. So etwas vergessen wir nicht. Womit kann ich dienen?“

Vollborn betrachtete sich inzwischen den Geistlichen. Er hatte einen bis oben zugeknöpften schwarzen einreihigen Rock an, an der schwarzen Lastingcravatte ein kleiner weißer Vorstoß. Mittlere Größe, gedrungen, der Kopf fest auf den Schultern sitzend, der Schädel schon ziemlich kahl, die Haare etwas in das Röthliche spielend, an den Schläfen nach vorn gestrichen. Das Kinn stark und einen starken Willen verkündend. Die Nase kurz und etwas gestülpt, polnisch-slavischer Typus; die Augen grau, lebhaft, mit hie und da aufblitzender Gutmüthigkeit, die Sprache etwas schleppend, als müsse jedes Wort, ehe es herauskam, noch eine besondere Controlstation passiren, dagegen die Geste schnell und ausgiebig.

Fritz Vollborn trug sein Anliegen vor. Dringende Verhältnisse in der Familie seiner Braut machten eine rasche, sofortige Vollziehung der Ehe in hohem Grade wünschenswerth, er bitte um seinen Rath und seine Unterstützung.

„Das überrascht mich," sagte der Cooperator. „Es wurden ja sehr große Vorbereitungen in hohen Kreisen getroffen, das wird nun Alles wieder umgeworfen. Ganz demonstrativ sah die Sache aus, wie so eine Art Friedensfest. Indeß ich begreife, das Brautpaar ist doch die Hauptsache. Es ist merkwürdig, wie sich bei Ihnen Alles complicirt, erst Mischehe, und jetzt fallen Sie mit Ihrem Gesuch in die geschlossene Zeit zwischen Fastnacht und weißem Sonntag. Das wissen Sie ja wohl."

Er wisse das, sagte Fritz Vollborn, aber daß auch schon davon dispensirt werde.

„Wenn ich wollte, ich könnte Ihnen grauen machen vor all den Schwierigkeiten, die sich der Trauung noch in den Weg schieben, namentlich in meiner Kirche. Aber wir thun nichts halb," sagte der Cooperator, „ich habe Ihre Sache in die Hand genommen und führe sie zu Ende."

„Sie haben doch einen Beichtzettel," fügte er hinzu, einen scharfen Blick auf Fritz Vollborn sendend.

Er habe in der österlichen Zeit den kirchlichen Vorschriften genügt, antwortete dieser.

„Gut,“ sagte der Cooperator. „Halten Sie auch in Zukunft treu zu Ihrer Kirche. Sie werden sich gut dabei befinden. Wir rechnen auf Sie, ich kenne Ihre Familie.“

Dann sah er einige Papiere durch.

„Morgen Nachmittag vier Uhr,“ fuhr er fort, „sind zwei Trauungen auf Dispens in unserer Capelle! finden Sie sich dort mit Ihrer Braut und Ihren Zeugen ein. Ich hoffe, daß sich dann auch Ihre Trauung dort vollziehen läßt Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß in dieser Fastenzeit Alles auf das Einfachste hergehen muß; das überlasse ich Ihrem Tact. Ich würde die Trauung gern selbst vollziehen, bin aber zu meinem Bedauern verhindert.“

Der Geistliche erhob sich, machte eine segnende Geberde, und Fritz Vollborn war entlassen. Er gab seine Dankbarkeit in warmen Worten zu erkennen. Der Cooperator lächelte.

„Gut, gut,“ wiederholte er, „wir rechnen auf Sie.“

Das wäre ja überraschend glatt gegangen, dachte Fritz Vollborn, als er die Treppe hinabstieg. „Wir thun nichts halb, und wir rechnen auf Sie,“ klang ihm in den Ohren.

Sicher hatte die Kirche hier nichts gethan, um sich ihren treuen Sohn zu entfremden.

Und nun zu dem Civilstandsbeamten.

Das war aber leichter gesagt als gethan.

Die Beziehungen der Familie Olzen zu Berlin waren durch ihre Uebersiedelung gelöst.

Der Amtsvorsteher, der für diesen Fall in seiner Ausnahmsstellung zuständig war, war ein Beamter des königlichen Forstes. Der Beamte wohnte vor dem Forst auf freiem Felde in einem einsam liegenden Hause. Vollborn ließ sich den Weg beschreiben. Am leichtesten war der Platz noch zu Pferde zu erreichen. Er nahm ein Pferd bei einem Vermiether und schlug den Weg nach dem Forst ein. Durch die Außenstraßen der Stadt, an Vororten vorbei, die mit ihren mageren Miethshäusern wie eine Travestie der Großstadt aussahen, kam er auf das freie Feld.

Jetzt war er in ganz ländlicher Umgebung. Bei einer Bauersfrau, die über den Zaun sah, erkundigte er sich nach dem Forsthaus. Es lag in einer Mulde vor den Winden und den Sandwirbeln gedeckt, die sie mit sich führen. Man sah es erst, wenn man dicht davor war.

Ein neues Haus, sehr einfach in Ziegelrohbau. Auf dem großen Hof war es ganz still, ein paar

Dachshunde umschnoberten das Pferd, als Vollborn einritt. Die Besorgniß überkam ihn, ob es denn auch richtig sei, ob das Aufgebot seinen Weg in dies einsame Haus gefunden habe. Und wenn dies nicht geschehen — so war ja der ganze Plan gescheitert.

Vergeblich sah er sich nach einem Aushängekasten um.

Er rief einen Holzknecht herbei, der im Nebenhof beschäftigt war. Der Kasten hänge hinter der Hausthür.

Fritz Vollborn ritt bis dicht an diese heran.

„Lies mir die Aufgebote,“ sagte er dem Holzknecht. Dieser begann von dem Flur aus vorzulesen.

„Der Arbeiter Johann Podzmirski.“

„Das ist es nicht, weiter.“

„Der Holzhauer Siegfried Käsebier,“ fuhr der Knecht fort.

„Ist das Alles?“ rief Vollborn ungeduldig.

„Nee,“ sagte phlegmatisch der Holzknecht, „da hängt noch Einer.“ Und er begann langsam Silbe für Silbe abklappernd zu lesen:

„Der Premierlieutenant im 180. königlichen Infanterieregiment Franz Joseph Friedrich Vollborn zu Coblenz, Sohn des verstorbenen Fabrikanten Carl Emmeran Vollborn und seiner Gattin Susanne, ge-

borene Nikelken, und Helene Wilhelmine Auguste von Olzen, Tochter des verstorbenen Wirklichen Geheimraths Adalbert von Olzen und seiner Gattin Aurelie, geborene von Seidequist!"

Bis zum Schluß ließ Vollborn sich die Namen herausbuchstabiren. Ein eigenes Aufgebot das, für eine Hella von Olzen. Und dennoch, die rauhen Töne klangen ihm wie Musik. Er wollte eben vom Pferde steigen, als ein Gehilfe in die Thür trat. Der Amtsvorsteher sei nicht zu Hause, die Förmlichkeiten seien indessen alle erfüllt, und die Trauung könne nach Belieben vor sich gehen. Morgen gegen Mittag werde er den Amtsvorsteher mit Sicherheit antreffen.

Vollborn hinterließ, daß er morgen um zwölf Uhr sich einfinden werde; so rasch er konnte, ritt er nach Berlin zurück.

Dort telegraphirte er sofort an Sperber. „Erwarte Dich unbedingt morgen Vormittag Bahnhof Wannsee."

Er fuhr in der Stadt herum, machte eine Fülle von Einkäufen und Besorgungen. Am Abend war er wieder in Wannsee.

XXIX.

Vorabend.

Auf der Bahnstation in Wannsee erwartete am Abend Hella die Rückkehr von Fritz Vollborn aus Berlin. Was für Nachrichten wird er mitbringen?!

Sie hatte zwar das Telegramm erhalten, wonach er in den Vorbereitungen des Planes begriffen war. Aber weshalb telegraphirte er? das frug sie sich. Er ist doch nach Berlin gegangen, blos um diese Vorbereitungen zu treffen. Also hatte er geschwankt — so folgerte sie — also war etwas dazwischengekommen? So subtil war Hella schon geworden.

Und voll ungeduldiger Angst frug sie sich, was das sein könnte.

Auch der Polizist war wieder auf dem Bahnhofe und unterhielt sich wieder mit dem Büffetmädchen. Schon wieder war in einer Villa eingebrochen worden. Diesmal war ein ganzes Weißzeugspind ausgeräumt worden. Das Büffetmädchen spottete über die Polizei,

sie könne nur hinterher rufen, wenn der Dieb durchgehe. Sie wette darauf, daß es dieselben Kerle gewesen seien, die in der Villa Kronek gestohlen hatten.

Das könne wohl sein, sagte der Polizist. Aber man könne doch nicht an jedem Spind eine Wache aufstellen. An Pfiffigkeit seien ihnen die Kerle über — das gebe er zu, — darauf seien sie angelernt, und wenn man sie reden hörte, so hätten sie immer Recht, und alle Welt hätte Unrecht. Was habe der Schulzen-Christian hier erst jüngst für ein Mundwerk gehabt. Aber auf die Dauer helfe ihnen das doch nichts, einmal liefen sie dem Gericht wie von selbst in die Hände, dann heißt es: herein in die gute Stube. Uebrigens würde am anderen Morgen eine Streife durch den Wald gemacht, darin hätten sich die Kerle gewiß irgendwo eingegraben. Da werde man sie greifen, wie den Vogel auf dem Nest.

Das Büffetmädchen lachte spöttisch. „Erst haben,“ sagte sie.

Von dieser Unterredung verlor Hella kein Wort. Wie traf sie das Alles jetzt. Mit einem schaudernden Prickeln spürte sie es in allen Nerven.

Selbst daß sie auf Fritz Vollborn wartete, vergaß sie darüber.

Da war er auf einmal da.

Sie las in seinem offenen strahlenden Gesicht nur Freude und Glück, jauchzend und wie erlöst stürzte sie ihm in die Arme.

„Es ist alles geordnet. Morgen um diese Zeit sind wir Mann und Frau,“ jubelte er. Und auf's Neue umarmte er sie.

Er erzählte kurz von den Erlebnissen des Tages, dann frug er: „Was wird Deine Mutter dazu sagen?“

„Zu ihr kein Wort,“ sagte Hella hastig. „Sie würde es nicht verstehen, sie würde uns eine Scene machen, einen Nervenkrampf. Man müsse sie mit der vollzogenen Thatsache überraschen. Das wird vielleicht auch eine Entschuldigung sein,“ so fuhr sie schmeichelnd fort, „Deiner Mama gegenüber.“

„Wie zartfühlend Du bist,“ sagte Vollborn. Er pflegte an Hella Alles zu bewundern.

Aber Wanda müßte man doch in das Geheimniß ziehen und Curt, auf ihn habe er als Zeuge gerechnet.

Sie frug, wer ihr anderer Zeuge sein würde.

Das würde Sperber sein. Er habe ihm telegraphirt, Sperber bliebe nicht aus.

Und was nach der Trauung sein werde, frug Hella erröthend.

„Höre meinen Plan," erwiderte Vollborn. „Ich hoffe, daß ich mindestens drei Wochen Urlaub heraus-schlagen werde. Es war immer mein Traum gewesen, die Flitterwochen mit Dir in Italien zu verleben. Am Comersee und so. Aber dafür reicht die Zeit nicht, für das Land ist es noch zu kalt und eine andere Stadt — bis man sich da nur ein bischen gefunden hat, ist die Zeit vorbei. Ich dachte mir als das Reizendste, so ganz incognito in Berlin zu sein, ganz fremd und doch bekannt und einheimisch. Ich sage Dir, wir werden uns himmlisch amüsiren, wir werden glücklich sein wie die Götter. Ich habe etwas aufge-spürt, einen Pavillon in einem großen Garten in der Lindenstraße. Eine Schauspielerin hat darin gewohnt. Ein so warmes behagliches Nestchen! Ganz versteckt werden wir darin sein. Niemand wird uns dort suchen. Und wenn es uns paßt, brechen wir aus. Man ist doch nirgends ungestörter, als in einer großen Stadt."

Wenn er ihr vorgeschlagen hätte, die Hochzeits-reise in den Mond zu machen, sie hätte ohne Zögern zugestimmt. Sie fand Vollborns Ideen geradezu ent-zückend.

Er habe sich den Pavillon auch schon gesichert. Ein Salon, ein Zimmer, ein Schlafzimmer. Er

klatschte vor Vergnügen in die Hände. Es sei anständig möblirt, aber er habe den ganzen Tag zusammengetragen, daß sie alle ihre Bequemlichkeiten haben werde.

„Du Guter," sagte sie gerührt.

Große Toilette werde sie in die Kirche nicht machen können, fuhr er fort zu plaudern. Es sei stille Zeit, und sie könne kaum anders als schwarz kommen. Aber das Beste, schloß er, habe er wahrhaftig doch vergessen. „Wie ist es mit dem Brautkranz?"

Hella überlegte sich, wie das zu machen sei. In der That ein schwieriger Fall. Ihre Freunde und Verwandten durfte sie nicht in Anspruch nehmen, selbst nach einem Platz mußte man sich erst umsehen, wo sie in Berlin die Brauttoilette machen konnte.

„Ich hab's," rief Hella endlich. „Da ist eine frühere Jungfer von Mama, die hat in der Alten Jakobstraße in ein Blumengeschaft geheirathet. Sie hält noch zu uns und kommt von Zeit zu Zeit, Mama zu besuchen. Sie ist zwar nicht wie der Blumenschmidt Unter den Linden; aber ich glaube, sie wird es gern besorgen, und so gut, als sie weiß. Ein Briefchen wird sie noch rechtzeitig treffen."

Während sie sich hinsetzte und die Zeilen schrieb, sagte sie, den Kopf kaum merklich ihm zukehrend:

„Von Cranius hast Du weiter nichts gehört?“

„Ich habe einen sehr dummen Brief von ihm gehabt, denke Dir, der Mensch will mich eifersüchtig machen.“

„Also geschrieben hat er,“ sagte sie sich, „dachte ich es doch.“

Und laut setzte sie hinzu:

„Eifersüchtig? ich bin doch gespannt auf wen?“

„Er faselte von Reßmann, und daß er in der Ballnacht in der Nähe Deines Zimmers gewesen. Unsinn. Nimm es nicht ernst!“

„Gewiß nehme ich das ernst,“ rief sie. „Sehr ernst nehme ich es. Aber bei meiner Seelen Seligkeit, bei Deinem und meinem Glück, bei unserer Liebe schwöre ich Dir, daß ich nichts, gar nichts davon weiß. Und wenn Cranius das Treiben Reßmanns kennt, ich kenne es nicht.“

„Du brauchtest das mir nicht zu versichern! Was wäre ich, wenn ich nicht an Dich glaubte, fest, unerschütterlich, Du weißt, ich lebe nur in Dir, durch Dich! Aber ich danke Dir, daß Du das gesagt hast, denn die Worte gab Dir die Liebe ein. Es war mir immer so, als wäre noch etwas zwischen uns. Aber jetzt fühle ich, bist Du mein, ganz mein.“

Hatte Cranius auch das Andere geschrieben? Sie wagte nicht direct darnach zu fragen.

„Kann ich den Brief von Cranius sehen," frug sie schmeichelnd und ihm die Wange streichelnd.

„Gewiß," sagte er, „natürlich, ein ander Mal. Und er frug rasch, ob man jetzt nicht Wanda auf morgen vorbereiten solle . . ."

Cranius hat es ihm geschrieben, und er glaubt's nicht, das Aergste ist überstanden! So sagte sich Hella.

„Ja, laß uns gehen und Wanda suchen, Du lieber Schatz Du."

Und sie zog ihn in förmlichem Schwung vorwärts.

Sie fanden Wanda vor dem Hause unter den Kiefern auf- und abgehend.

„Schwesterchen," sagte Hella, „wir wollen Dir ein Geheimniß anvertrauen. Morgen in aller Stille lassen wir uns trauen."

„In aller Stille — das ist gut," sagte Wanda, „das Standesamt und den Pastor geht es eigentlich gar nichts an, ob ihr Euch liebt oder nicht. Wenn es aber sein muß, gefällt es mir so, ganz für uns; je einfacher je besser. Ich finde es geradezu empörend, eine große Menschenmenge zusammenzubitten und seine zarten Gefühle und seine Rührung vor ihr zu zeigen.

Wie man nur so etwas thun kann. Warum aber das Geheimniß?" frug sie weiter.

„Die Mama soll es nicht wissen, es würde sie zu sehr aufregen."

„Wäre es nicht doch besser frei herauszüsagen, die Wahrheit ist immer das Beste. Curt kommt doch mit?"

„Ja," sagte Vollborn, und mein bester Freund, Lieutenant Sperber."

„Wie schön ist es, einen Freund zu haben!" sagte Wanda nachsinnend, „o ich entbehre unser Stift sehr. Was für ein Mensch ist Dein Freund?"

Mit Vollborn war sie gesprächiger, als es sonst ihre Art war.

„Es ist ein sehr prächtiger netter Mensch," sagte Vollborn. Ich — das wißt Ihr ja — bin eine ganz prosaische Natur, ich stamme aus einer Fabrik und einem Comptoir, das hängt mir an. Sperber ist aber ein Stück Poet. Ich glaube, er hat bereits verschiedene Dichtungen für unsere Hochzeit vorbereitet."

„Die muß er jetzt für seine eigene Hochzeit aufheben," rief Hella.

„Damit hat es noch gute Wege," sagte Vollborn, „daran kann er noch gar nicht denken. Letzten Herbst bei dem Manöver wurde er in einem Hause einquartiert,

wo einige immens reiche, ganz nette Mädchen waren. Alle Kameraden beglückwünschten ihn über diese Chance. Wie das Manöver zu Ende war, hatte er sich wirklich verlobt — mit der Gouvernante im Hause, denkt Euch nur!"

„Und warum heirathet er sie jetzt nicht?" frug Wanda eifrig.

„Sie haben Beide kein Geld, um die Caution zu stellen," sagte Vollborn.

„Deswegen müssen zwei Liebende getrennt bleiben, weil es ihnen an Geld in Zukunft fehlen könnte. Das habt Ihr nun aus Euerer Ehe gemacht! Liebe bedarf es dazu nicht, aber Geld, wenn ich meine Meinung sagen soll . . ."

„Thu' das lieber nicht," sagte Hella. „Mama winkt uns aus dem Fenster, heranzukommen. Ich möchte heute Abend noch einmal recht lieb mit ihr sein. Mein letzter Abend unter ihrem Dache. Das greift doch an das Herz! . ."

XXX.

Rahels Abgang.

Als Franz, der Diener, mit der Meldung in die Küche gestürzt kam, die Sache sei heraus, die Rahel habe die Perlen gestohlen, sie habe sie an einen Juwelier verkauft, fand er zuerst nur geringen Glauben. Frau Lizzy halte zu fest an ihr, und Rahel verstehe zu gut, bei ihr sich durchzuschmeicheln, um das zuzulassen . . .

Umsonst versicherte Franz, die Juweliere hätten Rahel selbst erkannt, namentlich an ihrem Hut und Mantel. Die Zweifel blieben.

Erst als das erste Hausmädchen verkündete, Rahel sei von der gnädigen Frau auf ihr Zimmer geschickt worden und sitze dort weinend und schluchzend, wurde ihr Diebstahl als erwiesen angesehen. Nun aber hatte auch der Zorn gegen Rahel keine Grenzen mehr. Es sei eine Schande, so etwas zu thun und das ganze Dienstpersonal in Verdacht und um seine Reputation zu bringen.

„Das kommt daher, wenn man solche Leute" — das erste Hausmädchen sagte: „solch Judenvolk — in das Haus unter ehrliche Christenmenschen bringe." Es wurde beschlossen, daß der gnädigen Frau eröffnet werden solle, das ganze Personal verlasse das Haus, wenn Rahel nicht alsbald entfernt würde. Nur Hecht, der Gärtner, verhielt sich ablehnend. Als aber die Frage behandelt wurde, wer Frau Lizzy Mittheilung von dem Beschluß machen solle, lehnte es jeder Einzelne für sich ab . . .

Frau Lizzy war, als nach dem Auftritt mit den Juwelieren die Olzen gegangen waren, ganz allein in dem Speisesaal geblieben. In der fatalen Lage, in der sie war, hatten Alle sie verlassen, Reßmann natürlich, und Cranius und dann die Olzen. Rahel sonst ihre Hauptstütze, war ja mehr als verdächtig! Schon überführt erschien sie.

„Nichts wie Selbstsucht giebt es doch in der Welt," rief sie; „Selbstsucht und Betrug!" das soll ihr eine Lehre sein, in der Zukunft Keinem mehr zu trauen und sich an ihren Vortheil allein zu halten.

Daß jetzt auch Rahel sich als schlecht herausgestellt hat! Sie hätte das nie geglaubt, Lobenstein hatte sie ihr so dringend empfohlen. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, Reßmann könnte doch auf

irgend eine Weise dahinter stecken, ihm war ja Alles zuzutrauen. Er hatte vielleicht durch eine seiner Frauenzimmer die Perlen verkaufen lassen. Aber die Juweliere hatten Rahel doch erkannt.

Rahel war an dem Tage, wo die Perlen verkauft worden waren, ihre Pflegerin gewesen, das war allerdings richtig. Aber sie selbst hatte doch viele Stunden in voller Betäubung dagelegen. Wenn Rahel das benutzt hätte! Sie konnte ja während dieser Zeit in dem Cabinet treiben, was sie wollte, und sich von ihrem Bett entfernen, wenn es ihr beliebte. War sie wirkich an dem Tage aus dem Hause gewesen? Sie erwiderte sich, daß sie bis jetzt noch nicht das festgestellt hatte.

Sie klingelte.

„Der Portier soll kommen," sagte sie zu dem hereintretenden Franz.

Die Berufung des Portiers in diesem Augenblick gab ihm eine besondere Wichtigkeit in seinen Augen und denen der Collegenschaft. Würdevoll erhob er sich; seine Stellung im Hause trat doch als die bedeutungsvollste, maßgebendste hervor. Die anderen Dienstboten folgten ihm in die Halle und warteten das Ergebniß dort ab. Er beruhigte sie durch ein besonderes Kopfnicken über die Natur der Eröffnungen,

die er machen werde; er wird dem See sein Opfer nicht entreißen.

„Portier," sagte Frau Lizzy, „erinnern Sie sich den Dienstag Morgen? Ist Rahel noch aus dem Hause gewesen, nachdem sie beim Doctor war?"

Der Portier fand die Gelegenheit günstig, seine Wachsamkeit in das rechte Licht zu setzen. Er überschlug sich, wie er eine Vergrößerung seiner Wohnung und Zulage herausschlagen könne.

„Es ist ein schwerer Dienst in so einem Hause," hub er an, „wo es den ganzen Tag aus und ein geht. Und immer die Augen offen — Tag und Nacht. Denn am Portier bleibt es doch hängen. Da heißt es: warum hat er nicht aufgepaßt."

„Antwort will ich auf meine Frage, und gleich," rief Frau Lizzy heftig. „Wie war's mit Rahels Ausgehen am Dienstage?"

„Jungfer Rahel ist in so weit eine respectable Person, und man kann ihr nichts Böses nachsagen, außer, daß man nie weiß, wie der Teufel sein Spiel treiben mag — und ich weiß, die gnädige Frau hält auf die Jungfer noch vom alten seligen Herrn her. Wenn ich's denn sagen soll, von mir können Sie nur die reine Wahrheit hören . . "

Frau Lizzy stampfte mit dem Fuße . . .

„Nun ja," fuhr der Portier fort. „Jungfer Rahel hat mich an diesem Dienstag Vormittag in Erstaunen gesetzt durch ihr Gehen und Kommen, so ein alter Portier wie ich bin; einmal war sie draußen, und dann war sie wieder drinnen. Aber ausgewesen ist sie gewiß nachher noch am Vormittag, wie sie vom Doctor heimkam. Ich habe sie selbst noch angerufen. Jungfer Rahel, wohin wieder so schnell? Sie hat mir aber keine Antwort gegeben, denn sie hält sich sehr hoch, und dazu hat sie ja auch ein Recht . ."

Also, wie sie die Einspritzung mit Morphium gemacht hatte, sagte sich Frau Lizzy, hat sie sich fortgemacht. Vielleicht hat sie deshalb eine Spritze mehr gegeben! O die Schlange.

„Gut," sagte Lizzy laut, „noch eine Frage, auf die es eigentlich nicht ankommt: Ist Fräulein von Olzen am Dienstag Vormittag aus dem Haus gewesen?"

„Wie Spinner, der Kutscher, vorfuhr, frug er mich, wie viel Uhr es sei; vier Uhr sagte ich. Da kam das gnädige Fräulein zum ersten Mal aus der Thür. Eine sehr noble Dame."

Er gedachte des schönen Trinkgeldes, das er erhalten.

„Da haben wir es," sagte sich Frau Lizzy, als der Portier zur Thüre draußen war. „So köpfige

Menschen, wie dieser Cranius, verwirren doch immer Alles."

Von Allem, was Lizzy passirt war, begann sie jetzt am Meisten der Gedanke zu erregen, daß Rahel ihr wohl eine Dosis Morphium mehr versetzt habe, als nöthig gewesen, um Zeit zum Fortgehen zu gewinnen. Sie hatte ja von ihrer Abwesenheit gar nichts bemerkt. Schnell war es ihr zur Gewißheit geworden, daß Rahel sie besinnungslos gemacht habe, um ihren Streich auszuführen. Ordentlich ihr Spiel hatte sie mit ihr getrieben. Das war unverzeihlich, das verlangte Vergeltung.

Und jetzt wäre es der armen Rahel schlecht ergangen — denn bereits an eine Meldung bei der Polizei dachte die erregte Frau Lizzy. Da kam der Gefährdeten der selige Lobenstein zu Hilfe. Zwar nicht persönlich, denn er ruhte wohl katalogisirt und mit einem Grabstein versehen, der auch draußen die Familie Lobenstein würdig vertrat, auf dem Friedhof vor dem Schönhauser Thor. Aber die Worte, mit denen der Selige ihr Rahel auf die Seele gebunden hatte, begannen auf sie zu wirken. Er war die einzige Autorität, die aufrecht stand, da alle anderen, an die sie sich sonst wenden konnte, gestürzt waren. Halt Dich an Rahel, halt Dich unter allen Umständen an

sie, hatte er gesagt. Sie hätte sein Bild nicht mehr mit Seelenruhe betrachten können, wenn sie gegen diesen bestimmten Spruch soweit sich vergessen hätte, Rahel der Polizei zu überantworten.

Frau Lizzy änderte daher ihren Entschluß und begab sich auf Rahels Zimmer in den Pavillon.

Rahel sprang von dem Bett auf, auf das sie sich geworfen hatte, und dessen Kissen sie mit ihren Thränen benetzte.

Mit dem Eintreten Frau Lizzys fiel ein Hoffnungsstrahl in ihre Verzweiflung. Gewiß war es ein Mißverständniß, es mußte sich aufklären. Und Frau Lizzy kam, um ihr das zu sagen. So sah sie diese mit einem vertrauenden, bittenden Blick an, der auf Lizzy vielleicht nicht ohne Eindruck geblieben wäre. Aber die doppelte Morphiumportion — sie war bereits bei Lizzy zur feststehenden Thatsache geworden — stand wie eine unüberschreitbare Schranke zwischen Rahel und ihrem Mitleid.

„Rahel," sagte Frau Lizzy scharf, „es ist ja schrecklich, ganz entsetzlich, was Du gethan hast."

„Und Sie glauben es wirklich, gnädige Frau?" stammelte die jetzt ganz geknickte Unglückliche.

„Von Glauben ist überhaupt nicht mehr die Rede. Es liegen leider mehr Beweise vor, als nöthig waren.

Ich komme, um mit Dir zu reden, was werden soll. Hier im Hause kannst Du nicht bleiben."

„Aus dem Hause wollen Sie mich weisen," rief Rahel, in ein hysterisches Weinen ausbrechend, „so überliefern Sie mich gleich der Polizei."

„Nein, das werde ich nicht thun, meines Hauses und des seligen Lobensteins halber."

Die Ungerechtigkeit, in der Lizzy mit ihr verfuhr, die kühle Selbstsucht, die aus deren Wesen sprach, begannen Rahel umzustimmen. Wenn sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause muß, dann ist es ja auch aus mit Lobensteins Vermächtniß, aus mit ihr und ihrer Heirath, dann ist Alles aus.

Und jetzt hatte sie sich gefaßt.

„Ich sehe, ich bin bei Ihnen verurtheilt, Frau Reßmann, und daß Sie nichts mehr von mir wissen wollen. Aber ich gebe meine Sache nicht auf. Die Unschuld muß an den Tag kommen, und wenn ich an die Gerichte gehen muß. Ich werde mich befragen, Frau Reßmann, und dann werden Sie weiter von mir hören."

Also noch Trotz! Das reizte Frau Lizzy erst recht.

„Geh!" rief sie Rahel zu, „und je weniger ich von Dir hören werde, um so lieber wird es mir sein," damit verließ sie Rahels Zimmer.

Rahel packte ihre Sachen zusammen. Sie hatte von Frau Lizzy Manches geschenkt erhalten, auch schon hie und da ein Stück für ihren künftigen Hausstand gekauft, wenn die Gelegenheit gar zu vortheilhaft war. Es bedurfte eines von zwei Männern gezogenen Handwagens, um Alles fortzubringen.

„Ein förmlicher Auszug," sagte Franz, der Diener.

„Der Auszug nach Egyptenland," meinte Spinner der Kutscher.

Und die Collegenschaft lachte höhnisch, als Rahel, hinter ihrem Wagen gehend, die Villa Lobenstein verließ.

Hecht, der Gärtner, stand am Thor und betrachtete sich Rahel aufmerksam. Seine Aufmerksamkeit war aber nicht auf das rothe verweinte Gesicht des Mädchens und ihren festzugekniffenen Mund gerichtet. Er schaute nach unten.

„Die Füße," sagte er, „die reinen Spucknäpfe, das stimmt nicht!" Dann reichte er bedächtig Rahel die Hand.

„Leben Sie wohl, Jungfer, man kann nie wissen" — Rahel sah ihn verwundert an und schüttelte die dargebotene Hand.

„Ich danke Ihnen, Hecht," sagte sie. „Ich werde es Ihnen nicht vergessen."

XXXI.

Die Hochzeit.

Als Hella sich am Abend wie gewöhnlich von ihrer Mutter verabschiedete, konnte sie ihrer Bewegung nicht Herr werden. Sie kniete vor Frau von Olzen nieder und küßte ihr die Hände. Dann brach sie in ein hysterisches Schluchzen aus. Verwundert schaute Frau von Olzen auf das in ihrem Schooße ruhende Haupt ihres Kindes und hauchte einen leisen Kuß auf ihr Haar.

„Du bist nervös, Kind, geh' zu Bett."

Dann versenkte sie sich in das Schlußcapitel eines Romans, bei dessen spannendstem Augenblick Hella sie unterbrochen hatte.

Von dem Roman, der vor ihren Augen sich abspielte, merkte sie nichts . . .

Auf ihrem Zimmer packte Hella einen Koffer wie zu einer größeren Reise. Der Commissionär Voll=

borns sollte ihn am Morgen abholen und nach der Lindenstraße bringen. Sie räumte und kramte in ihrer Schublade herum. Was für Erinnerungen tauchten dabei auf, Freuden, die wie Seifenblasen zerplatzt waren, Bitterkeiten, die noch fest im Herzen saßen, Hoffnungen und Wünsche, die ergebnißlos verflatterten. Briefe, Schleifen, kleine Andenken. Auch von ihm, dem stolzen Cavalier, den sie zuerst geliebt hatte . . .

Alles in das Kaminfeuer. Und weg mit der Vergangenheit — nicht mehr zurückdenken, das ist das Glück, das sie von dem morgenden Tage erwartete . . .

Da war auch noch das Packet mit den Banknoten, der Rest von dem Geschenk des Onkels und der Zahlung von Roß und Laub. Schon hatte sie es in der Hand, um es dem anderen nach in die Flammen zu werfen. Da hielt sie an.

Ganz mittellos sollte sie ihre Ehe beginnen. Alles von ihrem Gatten erbitten und erbetteln — die Schulden, die noch da waren, und die Rechnungen ihm aufbürden.

Das ging nicht.

Sie versteckte die Banknoten unten in den Koffer . . . Zwei Stadtwagen aus Berlin waren am Morgen an die Station bestellt. Dorthin begaben sich die drei Geschwister. Curt war über die Ansprüche, die Hella

für den Tag an ihn machte, ein wenig verstimmt. Er hatte über seine Zeit schon anders bestimmt, namentlich hatte er der englischen Cousine Lobenstein versprochen, ihr den neuen Tattersall zu zeigen. Aber er ergab sich. Man wird sich doch bequemer und jedenfalls angenehmer einrichten können, wenn Hella aus dem Hause ist. Und da sie sich einmal auf diesen Provinzlieutenant capricirt, so mag sie ihren Willen haben.

Auf der Station war natürlich Vollborn schon. Eben schnob der Zug herein. Aus einem Fenster wehte ein junger Mann mit dem Taschentuch.

„Er ist es, es ist Sperber," rief Vollborn jubelnd, „Es geht Alles herrlich."

In der That war es Sperber, er hatte das Unmögliche möglich gemacht und war gekommen. Es war ein schlanker Mann, mit einer Neigung, sich vornüber zu beugen, die er immer bekämpfte. Es gab ihm das etwas Unruhiges. Er hatte ein feines, langgezogenes Gesicht, braune seidenfeine Haare, die bereits etwas dünner wurden. Auf der Nase trug er einen goldenen Zwicker.

„Hier bin ich," rief er, aus dem Coupé springend und den Freund umarmend.

Dann begann er zu citiren:

„Was giebt's, daß diese schweißbetriefte Eil'
Die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht.
Kann Jemand mich belehren?"

„Ja, ich kann's," sagte Vollborn, auf das Citat eingehend. Aber zunächst lasse mich Dich meiner Braut vorstellen."

Hella wartete auf dem Kiesplatz vor der Station. Die Sonne webte einen Morgen- und Frühlingsglanz über die Landschaft. Eine laue Luft strich über den See. Hella ging den Beiden einige Schritte entgegen. Sie streckte ihre Hand nach Sperber aus.

„Willkommen, Freund meines Liebsten, hochwillkommen," sagte sie. Sie schlug den kleinen Schleier ihres Hütchens zurück, so daß Sperber von dem vollen freudigen Blick ihrer groß geöffneten stahlgrauen Augen getroffen wurde.

„Und nochmals willkommen!" rief sie, als sie Sperbers Hand ergriff und schüttelte.

Sperber wollte das übliche Lieutenants-Compliment herausreden, aber er stockte. Es war wirklich eine fascinirende Frau, die ihm hier gegenüber trat. Er empfand den elektrischen Schlag, mit dem Frauenerscheinungen dieser Art auf sensitive junge Männer wirken.

Von Kopf bis zu Fuß eine Dame — und was für eine — welch ein Glückskind, dieser Vollborn, so dachte er.

Das Costüm Hellas war correct und doch ungezwungen. Als sie den Schleier zurückschob, hatte sie eine Locke in die Stirn heruntergezogen, das gab ihrem Gesicht eine reizende Unordnung. Die feinste Kunst hätte den Effect umsonst erstrebt. Sie trug ein schwarzes Tuchkleid, höchst einfach garnirt. Darüber einen Paletot, der sich fest an die Form des Körpers schmiegte, die linke Hand hielt in anmuthiger Pose die Schleppe des Rockes, aus dem der spitzenbesetzte Seidensaum des Unterkleides heraussah.

Was aber Lieutenant Sperber vor Allem imponirte, wie er später seinem Freund gegenüber gestand, das waren die Füßchen der Braut. Für feine Füßchen schwärmte Lieutenant Sperber ganz besonders. Sie hatten ihn auch zuerst auf die Gouvernante aufmerksam gemacht. Die kurzen groben Füße des Fräuleins vom Hause hatten doch gar zu sehr dagegen abgestochen. Aber auch seiner Braut war Hella darin über. Das mußte er gestehen. Welch allerliebste Schuhe von Rehleder, welch schön geschwungener Knöchel, und wie elegant schnitt der Schaft von dem schwarzen Seidenstrumpf ab. Das Alles bemerkte der Lieutenant mit

einem Blick. Mit dem Geschäft war er ja von der Stiefelparade der Compagnie her bekannt. Hier diese Stiefelparade war allerdings lohnender.

„Um welchen Dienst wir Sie zu bitten haben, lieber Sperber,“ sagte Hella, des Lieutenants Arm ergreifend, „das hat Ihnen Fritz ja wohl schon gesagt.“

Nein, er wußte noch nichts, er erfuhr es jetzt erst. Er, Zeuge bei der Trauung! Er warf einen melancholischen Blick auf seinen Anzug, ein leichtes Jacket in dunkler Farbe, wie es der Lieutenant bei seinem Civilausflug liebt.

Er stehe in jeder Beziehung zu Befehl des gnädigen Fräuleins und Hellas, aber er wisse in der That nicht, ob er es so wagen könne.

Hella bat ihn, es doch zu wagen. Es komme so viel Ungewöhnliches bei ihrer Hochzeit vor, daß es auf einen Frack mehr oder weniger nicht ankomme. Fritz Vollborn habe einen romantischen Anfall gehabt, eine Hochzeit ganz in der Stille, ohne jedes Aufsehen, fast wie eine Entführung. Sie habe nicht den Muth gehabt, den Lieblingswunsch ihres Bräutigams zu kreuzen.

Welch ein edles Gemüth, dachte Sperber.

Die Romantik dieser Hochzeit war nach seinem Geschmack, er hätte sich die seinige gerade so gewünscht.

Nur bei Fritz Vollborn war ihm die gerühmte Romantik neu; der hielt doch sonst ungemein auf das Hergebrachte und hatte einen Zug nach dem Aristokratischen, den ihm Sperber oft verdacht hatte.

Auch seinen Verspruch mit Hella hatte er in diesem Licht gesehen. Freilich, so freundlich, so menschlich, hätte er beinahe gesagt, hatte er sich diese Aristokratin nicht vorgestellt, diese einfache edle Vornehmheit, die ließ er sich gefallen.

Auch mit Wanda und Curt war Sperber selbstverständlich bekannt gemacht worden. Wanda schüttelte dem Bräutigam der Gouvernante kräftig die Hand, Curt machte die übliche Verbeugung.

Man ließ die Wagen öffnen. In den ersten stieg das Paar und Sperber, in den zweiten Wanda und Curt. „Nach dem Forsthaus!“ rief Vollborn dem Kutscher zu . . .

Das Büffetfräulein hatte ihre Flaschen und ihre Romane verlassen und stand am Fenster, die Vorgänge auf dem Kiesplatz eifrig betrachtend. Das sehe ja aus wie eine Hochzeit, sagte sie. Und als sie hörte, daß es nach dem Forsthause ging, wo der Amtsvorsteher wohnte, wurde ihr Alles klar. Sie erzählte das gleich als vollzogene Thatsache. Am Abend wußten es bereits sämmtliche Souterrains am Wann=

see, daß das Fräulein in der Villa Constanza sich habe heimlich trauen lassen. Frau von Olzen allerdings gehörte zu den Wenigen, die es noch nicht wußten.

Die Finken sangen, die Meisen zwitscherten, der Specht klopfte als Capellmeister ab, dann begann der ganze Vogelchor um so kräftiger. Diesen Hochzeitsmarsch," sagte der empfindsame Sperber, „ziehe er selbst dem im Lohengrin vor. Vollborn hörte und sah nichts als seine Braut, deren Hand er festhielt. Das zarte Parfüm, das von ihr ausging, berauschte ihn. Der ganze Frühling konnte einpacken, was lag ihm an dem, er hatte Besseres.

Der Amtsvorsteher, ein stattlicher Mann mit wallendem Backenbarte kam ihnen an der Thür des Hauses entgegen. Alles war wohl vorbereitet. Der Forstmann wartete geschäftsmäßig, einfach und nicht ohne Herzlichkeit seines Amtes. Mit einer gewissen Schalkheit redete er Hella als der Erste als Frau Vollborn an. Sie war wie alle eben getrauten Frauen überrascht, daß sie von jetzt an auf die in dieser Verbindung ihr ungewohnten Klänge antworten solle, daß sie das bedeute.

Mit einer kleinen beglückwünschenden Rede schloß der Amtsvorsteher, er gedachte des Vaters der jungen Frau, den er persönlich gekannt, als eines treuen

Dieners seines Königs und seines Landes. Zum Schlusse reichte er Hella ein großes Rosenbouquet.

Das also war die Civiltrauung, über die man in ihren Kreisen schon viel gespottet hatte. Hella fand sich angenehm berührt, aristokratisch angeweht. Sie war besonders dankbar, daß nicht auf ihr Gefühl gearbeitet worden war.

So gingen sie hinaus und nach der Richtung von Berlin zu. Die Wagen fuhren langsam nach. Die große Dunstwolke, die am Horizont lagerte; und die auf sie entfallenden Sonnenstrahlen zu einem schmutzigen Gelb verarbeitete, wies hin, wo die große Stadt lag.

„Und nun ein neues Leben!“ sagte sich Hella, den Arm ihres Gatten fester drückend.

Sie ging mit ihm voraus.

Die drei Anderen folgten.

Bei einer Biegung, wo der Kiefernschlag an den Weg herantritt, löste sich aus dem Grün ein Mensch ab, zog seine Ballonmütze und machte einen tiefen Diener vor dem herankommenden Paar.

„Immer noch Christian Striemel,“ sagte er, „wo ich schon wiederholt die Ehre hatte. Ich sehe, Sie kommen von dem Standesaltar. Gestatten Sie mir als dem Ersten, unterthänigste Gratulation . . .“

Vollborn betrachtete sich den Mann. Er war für den Humor der Erscheinung zugänglich.

„Du willst auf unsere Gesundheit trinken," sagte er und griff in die Tasche.

Der Stromer fand sich durch diese Behandlung ermuthigt.

„Meinen Schiller kenne ich: Ach, des Lebens schönste Feier reißt den kurzen Wahn entzwei. Auch bei mir hat er gerissen. Das sehen Sie wohl aus meinen Rockverhältnissen. Lumpenproletarier nennen wir uns auf socialdemokratisch."

Der Stromer wollte sich mit Dank für die gespendete Münze zurückziehen, als Wanda mit Curt und Sperber herankam; da hielt er nochmals an.

„Ich bitte Dich, befreie mich von dem Anblick," sagte Hella, die ganz entsetzt über diese abscheuliche Erscheinung war, die ihr sich überall aufdrängte, sie gleichsam auf Schritt und Tritt verfolgte. Und dann gar an ihrem Hochzeitsmorgen. „Es wird auf Sie gestreift," rief sie ihm zu, um ihn zum Rückzug zu bewegen.

„Det wissen Sie och, junge Frau?" rief der Stromer, „ick sage aber zu die Streifer: Jeh Du rechtwärts, laß mir linkswärts jehen. Da is nich

viel Aussicht auf Begegnen. Und nun Gruß und Bruderschaft."

Er schwenkte die Mütze und war in dem Gebüsch wieder verschwunden.

„Es ist sehr unrecht," sagte Wanda, „daß der Mensch immer noch nicht gegriffen ist. Man sollte ihm seine Strafe nicht vorenthalten."

„Das sagst Du?" rief Curt. „Du sympathisirst ja mit diesen Leuten."

„Gerade weil ich mit ihnen sympathisire," rief Wanda, „wünsche ich die Strafe als den Anfang der Gewinnung der Selbstachtung; ich kann mir keinen schrecklicheren Zustand denken als den eines unbestraften Verbrechers."

Die Falte, die sich auf Hellas Gesicht gezeigt hatte, verlor sich erst langsam, und als bedürfe es dazu einer Anstrengung.

„Alte Jakobstraße 180," rief Vollborn dem Kutscher zu. „An dem Blumengeschäft halten."

Hella hatte die Beschreibung, welche Frau Christine Hidderich, die frühere Jungfer, von der Schönheit ihres Ladens und der Größe ihres Geschäftes zu geben pflegte, stets mit einer gewissen Reserve aufgenommen, dennoch meinte sie im ersten Augenblick, es müsse ein Irrthum sein, als die Wagen

an einem grauen Hause mit herunterfallendem Bewurfe hielten. Es hatte mehrere Läden, von denen der eine noch etwas unter Straßenhöhe lag, so daß man ein paar Stufen zu ihm hinuntersteigen mußte. Zwar kein Keller, aber doch ganz nahe einem solchen. Just dieser war der Blumenladen. Ein paar dürftige Coniferen, die die Treppenstufen flankirten, und eine Platte „Ch. Hidderich" nächst der Eingangsthür ließen keinen Zweifel mehr.

In einem solchen Local sollte Hella ihre Brauttoilette machen! Ihre Empfindung sträubte sich dagegen. Sie stand auf der obersten Stufe und wollte auf alle Gefahr hin umkehren.

Da erschien auch schon unter der geöffneten Thür die alte Christine knixend und mit einem Gesicht, das in Seligkeit geradezu schwamm, es war an kein Entrinnen zu denken. Hella verabschiedete die drei Männer auf eine Viertelstunde und bat, die Wagen wegfahren zu lassen, damit kein Aufsehen entstünde. Dann ging sie resignirt mit Wanda und der alten Christine in den Blumenladen.

Es war dunkel, kühl und feucht und roch betäubend nach Hyacinthen und modriger Erde.

„Die Ehre, das Glück, gnädigstes Fräulein Hella und bei mir noch aufsetzen. Es wird zur Zufriedenheit sein. Hier in der Stube ist Alles vorbereitet."

Eine enge Stube mit einem Alkoven, voll von dem Geruch der Küche, die nebenan lag. Doch da lag auch der Brautkranz und ein Schleier, der hineingeknüpft war. Ein weißes Tuch war über den Tisch gebreitet, ein kleiner Toilettenspiegel darauf gestellt.

Frau Hidderich bat Hella, sich niederzulassen, und begann ihr Geschäft mit flinken Fingern und flinker Zunge. Sie hätte um das Leben gern gewußt, was die vornehme, stolze Hella bestimmt haben mochte, in ihrem Geschäft die Brauttoilette zu machen. Daß es mit den Olzen abwärts ging, das wußte sie ja, aber so weit war es doch noch nicht gekommen. Und sie heirathete ja einen reichen Offizier!

„Das giebt wohl eine Ueberraschung für die gnädige Frau Mama," sagte sie antastend. „Ja wohl? mit der Liebe! Das ist bei uns armen Leuten geradeso."

Sie hatte rasch ihren Roman combinirt. Frau von Olzen hatte im letzten Augenblick ihre Einwilligung zurückgezogen, und nun ging die Verheirathung über ihren Kopf weg.

Hella war es während des ganzen Vorganges, als müsse sie in Thränen ausbrechen. Wanda errieth ihren Geisteszustand.

Sie kniete vor der Schwester hin und nahm deren Hände in die ihrigen.

„Soll ich Dir den Jungfernkranz singen?“ sagte sie scherzend. „Ueber diese Brauttoilette werden wir später noch oft lachen. Und Du wirst glücklich sein. Einen lieben, braven Mann bekommst Du.“

„Wie gefällt Dir denn sein Freund?“ frug Hella, etwas aufgeheitert.

„Ganz gut,“ antwortete Wanda, „aber nicht halb so wie Dein Fritz.“

Jetzt war auch Frau Christine fertig geworden. Bewundernd stellte sie sich vor Hella.

„Sie mögen es nun glauben oder nicht, eine so schöne Braut habe ich noch nicht gesehen.“

Es war in der That etwas daran, was die immer in großen Redensarten einhersteigende Frau Christine sagte. Vielleicht hätte die ganze Kunst der Reiffenstahl die Wirkung nicht hervorgebracht, die gerade von der Schlichtheit der Kleidung ausging. Es war nichts vorhanden, das von diesem reizenden Gesicht ablenkte, das unter dem Myrthenkranz auf den kaum zu bändigenden Haarwellen zwischen dem halbverhüllenden Schleier mit so bewegtem Ausdruck herauslugte.

Jedenfalls war das auch die Meinung von Fritz

Vollborn, der seine Ungeduld nicht mehr hatte bändigen können und jetzt in die Hinterstube hereindrang.

„Gerade wie meine Madonna siehst Du aus," sagte er begeistert. Es war namentlich ein schmerzliches Zucken ihrer Lippen, das diesen Eindruck hervorrief; just wie ihr Herz zuckte. Auch dieses schmerzliche Aufzucken fand er schön. Zum ersten Mal klang ihr ein Wort aus Fritz Vollborns Mund wie Hohn. Wird er sie denn nie verstehen!

Es war hohe Zeit, in die Kirche zu fahren. Nur noch der eine Wagen war da, der andere hatte sich verloren. Curt und Sperber gingen, um sich eine Droschke zu suchen, während die drei Anderen der Kirche zufuhren.

In dem kleinen quadratförmigen Vorraum saßen schon zwei Paare. Der Küster mit wohlgenährtem, glattausrasirtem Gesicht schaute an der Thür nach Vollborn aus, man wartete nur noch auf dies Paar. Auch in diesem Raum war der Geruch, der dem an freie Luft gewöhnten Menschen auf die Nerven fällt, eine Mischung von Ausdünstung und Weihrauch. Als auch die Vollbornsche Heirathsgesellschaft zusammen war, war der Raum voll. Der Küster ging nun den Geistlichen abzurufen, der in der Capelle nebenan zur Beichte saß. In dieser österlichen Zeit war der Dienst

schwer. Die ganze Capelle saß noch voll Schulkindern und Frauen, die erledigt sein wollten.

Mit kurzem Kopfnicken ging der Geistliche durch den Vorraum; er sah müde und überarbeitet aus. Er war klein und schmal mit gelblicher Gesichtsfarbe, schmalen, langen Lippen, die Haare ganz kurz geschnitten, so daß die Ohren weit abstanden. Der Geistliche winkte Fritz Vollborn in die Sakristei hinein. Hella wunderte sich, wie kurz er Vollborn behandelte, dieser aber fand nichts dabei, er war an die Disciplin der Kirche gewöhnt, wie an die der Armee.

Als Fritz Vollborn aus der Sakristei herauskam, sagte er: „Es ist Alles in Ordnung, nur noch meinen Beichtzettel habe ich zeigen müssen.“

Es kam Hella vor, als werde ihr Mann wie ein Kind behandelt; zum ersten Male regte sich die protestantische Erbsünde in ihr. Ihr Vater, der Geheimrath, hatte mit einer heimlichen Neigung zum Katholizismus gekämpft. Er hatte sich mit der Idee getröstet, daß man am Besten in der Religion verharre, in der man geboren sei, das sei Schickung. Aber von der katholischen Religion und dem katholischen Cultus war in seinem Hause immer mit besonderer Verehrung gesprochen worden. So hatte Hella es leicht gefunden, allen Wünschen ihres Bräutigams

über Trauung und Kindererziehung sich zu fügen. Jetzt fühlte sie sich gereizt.

Sie betrachtete sich die beiden Paare, die ihr gegenüber an der Wand saßen, es war ein Commis, ein Israelit, der sich hatte katholisch taufen lassen, um ein polnisches Mädchen heirathen zu können und der nach Amerika ausweichen wollte, und ein Arbeiter mit seiner Braut, die sich beeilen mußten, sollte die Trauung noch vor der Kindtaufe stattfinden.

Der Geistliche hatte jedenfalls einen Wink erhalten, das Vollbornsche Paar mit besonderer Rücksicht zu behandeln. Diesem Wink verdankten sie es, daß sie allein und zuerst an den Altar gerufen wurden.

Sie kniete mit Fritz Vollborn vor dem Priester nieder.

Der feierlichste Moment ihres Lebens! . .

Aber das Fremdartige der Umgebung und des Cultus ließen keine Erhebung bei ihr aufkommen. Die Ausstattung des Raumes erschien ihr flitterhaft und doch ärmlich, das Chorhemd des Priesters war nicht mehr frisch und zerknüllt. Die an sich so sinnvolle Form des Cultus im Ringesegnen und Anstecken ging ihr in ihrer Unbekanntschaft mit dem Gebrauche verloren. Sie wiederholte mechanisch, was man ihr vorsagte, es wurde ihr erst leichter, als der Priester geendet hatte.

Sie sah auf Vollborns Gesicht und las dort tiefste Ergriffenheit und feierlichen Ernst. Die Gelübde ewiger, unwandelbarer Treue, unlöslicher Verbindung, die er eben geleistet hatte, waren der Ausdruck dessen, was in ihm jede Fiber beseelte. Die Verklärung, die über seinem Gesicht lag, frappirte sie, und wiederum kam er ihr fremd und unverständlich vor.

Das Paar wollte sich entfernen. Der Priester winkte ihnen noch zu bleiben. Er hatte sich eine kleine Rede präparirt, noch ehe er von der Trauung Vollborns wußte; sie war eigentlich für den Gebrauch des jüdischen Commis eingerichtet, der in social-demokratischem Geruch stand und bei dem die Aufrichtigkeit der Bekehrung sehr fragwürdig war. Die beiden wartenden Paare waren in die Capelle hereingetreten, und der Priester dachte, er könne seine kleine Rede auch für das Seelenheil von Vollborn und Hella nutzbar machen.

„Wir leben in einer Zeit," sagte er, „in der die Welt sich bläht, als hätte sie etwas Neues gefunden, mit dem sie die Heilswahrheiten der Kirche vernichten könne; aber es ist immer noch dieselbe Thorheit, die schon so oft an dem Felsen der Kirche zerschellt ist. Lügenpropheten sind zu allen Zeiten aufgestanden, in allen Jahrhunderten haben sich solche gezeigt. Die

Einen wollten es immer besser wissen, wie die Anderen; aber es ist von Keinem etwas geblieben. Nur die Kirche allein steht vor wie nach aufrecht.

Heute sind Propheten am Werk, die predigen das Wohlleben ist Gott, lasset uns um uns greifen, Alles an uns ziehen und es uns wohl sein lassen. Ist nun das Fragen der im Glauben Schwachen richtig? die zehn Gebote belehren darüber. Lasse Dich nicht gelüsten nach Deines Nächsten Gut und dessen, was sein ist, Du sollst nicht stehlen. Wer an diesen Stein stößt, dem wird er auf den Kopf fallen. Der Unbußfertige mag aber immer nur in seiner Sünde hingehen. Hat er die Kirche nöthig oder sie ihn? Das wird er ja erkennen in den Stunden, denen Keiner entgeht, das bedenket bei Zeiten. . . .

Und nun lasset uns beten."

Das war nun die Trauung, die sie sich so köstlich ausgemalt hatte, wie ein schimmerndes Bild auf Goldgrund. Kein Wort der Erhebung, kein Ton, der das Herz traf, sie erhob und tröstete. Der graue Werktag hatte sich auf sie gesenkt.

Und dann das Hereinziehen der zehn Gebote. Hat sich denn die ganze Welt gegen sie verschworen!

Der Cooperator, mit dem Fritz Vollborn gestern gesprochen, war ein Seelenkünstler, vielleicht wäre es

ihm Hella gegenüber gelungen, sie in ein Verhältniß zu der Kirche zu bringen, der sie so nahe getreten war. Der Priester, der sie traute, war ein Handwerker in der Seelenkunst, an so feines Material wie Hella nicht gewöhnt.

Er ließ die beiden anderen Paare herantreten. Müde und gleichgiltig begann er die Ceremonie mit ihnen . . .

Hella verließ die Kirche, grollend, daß sie sie je betreten hatte. Heruntergezogen, entwürdigt kam sie sich vor — Alles hatte beigetragen, dies Gefühl in ihr zu erregen.

Und wiederum hatte Vollborn nichts gemerkt. Keine Spur von Theilnahme für ihre Empfindungen. Fremd und fast feindlich betrachtete sie ihn.

Das war nun der Anfang der Ehe! einer neuen Existenz!

Beim Herausgehen wechselte sie mit Wanda einen Blick, in dem sich die beiden Schwestern seit Langem wiederfanden.

„Nun mein! auf ewig mein!" jubelte Vollborn. „Jetzt nach der Lindenstraße, Kinder. Dort giebt es eine Ueberraschung . . ."

XXXII.

Schneider Samuel.

Rahel wußte ein Haus nächst dem Neuen Markt, in dem Mädchen ihres Standes und Stammes Aufnahme fanden. Dorthin hatte sie sich gewendet, nachdem sie von Frau Lizzy aus dem Hause gewiesen worden war.

Einen Tag blieb sie auf ihrem Zimmerchen ganz für sich. Sie war wie betäubt. Sie mußte sich erst an ihren neuen Zustand gewöhnen. Noch eben lebte sie in behaglicher Sicherheit dahin, mit fröhlichen Aussichten für die Zukunft. Und nun auf einmal war sie von dort verstoßen, wo sie sich so sicher verankert glaubte, verhöhnt, verachtet, verfolgt, eines Verbrechens beschuldigt. Was konnte ihr noch Alles bevorstehen! Ihre ganze Existenz erschien ihr zusammengebrochen.

Aber sie war zähe. Nach und nach kam sie wieder zu sich. Das Bewußtsein des ihr angethanen Unrechts kam über sie, erfüllte sie ganz.

Nein — sie wird die ihr angethane Schmach nicht auf sich sitzen lassen. Daran wird sie alle ihre Kraft setzen. Zuerst muß sie mit ihrem Verlobten in's Reine kommen.

Sie nahm die Pferdebahn und fuhr nach dem Belleallianceplatz, in der Nähe desselben war die Wohnung ihres Vetters und Verlobten Samuel gelegen.

Dorthin wendete sie sich.

Durch das bei Tage stets offene Hausthor gelangte man über Höfe, voll von Lastwagen und Waarenkisten, umgeben von Magazinen, nach dem hintersten Hofe, den ein hoher Bau fast wie eine Fabrik anzusehen, abschloß. Es dröhnte und rasselte aus dem Bau heraus.

Eine Maschine war in Thätigkeit, die ihre Kraft im Hause vertheilte und deren Benutzung man gleichzeitig mit der Wohnung vermiethete.

Rahel stieg die Treppen hinauf, schmutzige ausgetretene Stufen von zerbröckeltem Cementstein. Sie mußte unterwegs manchmal zur Seite treten, um Männer vorbei zu lassen, die mit großen Packen die Treppen herunterkamen, oder Arbeiter, die rascher wie sie vorwärts wollten. Denn sie ging langsam und wie zögernd. Die Aufregung der Tage hatte sie körperlich

mitgenommen, mehr noch bewegte sie der Gedanke an die Unterredung, die sie jetzt vor sich sah.

Schon wurden die Gaslichter auf der Treppe angezündet. Als sie aber in Samuels Zimmer kam, arbeitete man daselbst noch bei Tageslicht. An den kleinen, schief in das Dach eingebauten Fenstern saßen zwei gebückte Gestalten in Bärten und Hängelocken, die die letzten Tagesstrahlen für sich abzufangen bemüht waren.

Samuel selbst stand an dem Tisch, der den Rest des kleinen Raumes füllte, und schnürte ein Packet.

Er fuhr erstaunt auf, als er das Mädchen eintreten sah.

„Rahel,“ rief er, „Du kommst zu mir? auf so eine Zeit? Das lebt nicht. Wie geht's Dir? Was hast Du? Du hast was.“

„Ich muß mit Dir sprechen, Samuel,“ sagt Rahel, „es leidet mich nicht mehr.“

„So sprich,“ sagte Samuel, „und setz' Dich.“ Er schob ihr einen Stuhl hin . . .

Der Packen mußte heute Abend noch weg, und er fuhr fort, daran zu schnüren.

„Ich wußte nicht, daß Du Männer auf diesem Zimmer hast. Laß jetzt Deinen Pack und komm mit

in Dein Nebenzimmer. Was ich zu sagen habe, leidet keinen Zeugen, es ist wichtig, sehr wichtig."

„Im Nebenzimmer sitzen auch zwei drinnen," sagte Samuel, an seinem Pack weiter schnürend.

In der That hörte man das Geklapper großer Nähmaschinen von dort her.

„So komm' mit in die Küche," sagte Rahel.

„Da ist auch Einer drin, Rahel," sagte er stolz bescheiden.

„Du hast ja eine ganze Fabrik, Samuel," rief Rahel erstaunt.

„Man macht, was man kann," sagte Samuel.

„Bei Schwetzinger und Cie.," fuhr er fort, „streiken sie, da habe ich eine Lieferung Mäntel in Untercommission genommen. Ich verdiene nicht viel, dabei aber komme ich in's Geschäft.

„Und wo kann ich ein vertrautes Wort mit Dir reden?" frug Rahel ihren Bräutigam, der im Eifer über den aufgehenden Stern seines Geschäfts selbst das Anliegen seiner Braut vergaß.

„Nebenan der Tischler hat schon Feierabend gemacht; da können wir eintreten."

Der Tischler nebenan arbeitete in Sargbrettern für den jüdischen Ritus. Es roch nach frischen

Hobelspänen, eine Erquickung nach der Stickluft der Schneiderstube.

Auf einem halbfertigen Sargkasten sah man eine Anzahl geleerter Bierflaschen und fettige Stullenpapiere.

Rahel war an das Fenster getreten. Es sah über Gärten und Gartenhäuser weg. Ein großer Streifen Abendroth zog sich noch über die abschließenden Dächer. Samuel blieb an der Thür stehen, als wolle er sich nicht weiter, als absolut nöthig, von seinen Leuten und seinem Pack entfernen.

„Weißt Du was Neues, Samuel," sagte Rahel — ich bin eine Diebin."

„Rede nicht," rief Samuel, „was soll der Witz!"

Aber er sah an ihrem Gesicht, daß es sich hier nicht um einen Scherz handeln konnte.

Er ging auf sie zu und ergriff Rahels Hand.

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen. Ein Unglück ist vorgefallen. Nun, sag' ich: rede."

Rahel erzählte, was sie wußte; und daß die Juweliere sie schließlich an ihrem Hut und dem Mantel, den er ihr geliefert hatte, erkannt haben wollten.

„Giebt es mehr solcher Mäntel in Berlin?" frug sie eifrig.

„Ein Unglück, ein Unglück," rief Samuel. „Aus so einem Haus fort und zur Diebin gemacht! Ja,

solche Mäntel giebt es. Warum soll es nicht geben! Modell Nr. 71. Wer es machen will, macht es. Nicht wahr, das ist gut," forschte er eifrig, „da kann es auch jemand Anderes gewesen sein, in so einem Mantel."

„Nein, es ist nicht gut, Samuel," sagte Rahel. „Wenn es nur einen solchen Mantel geben würde, so hätte jemand Anderes meinen Mantel angezogen, und ich hätte meinen Verdacht. Aber so — jetzt weiß ich mich nicht mehr aus. Ich habe es mir ausgedacht, ich gehe auf das Gericht. Das Gericht soll es untersuchen."

„Gott soll hüten," rief Samuel, „auf das Gericht! Daß sie Dich gleich einstecken und Dich behalten auf viele Monate. Und wenn sie Dich nicht verurtheilen, bleibt's doch auf Dir sitzen, daß Du in Untersuchung warst und im Gefängniß. Auf das Gericht! Mein Vater selig sagte: Wenn Du einen Herrn vom Gericht siehst auf tausend Schritt, geh' noch tausend Schritt weiter weg! Und Du sagst, Du willst auf das Gericht gehen! Das laß mich nicht mehr hören."

„Wenn ich nicht auf das Gericht gehe, was soll ich machen," rief Rahel, „daß meine Unschuld ans Licht kommt! Mögen sie mich einstecken. Was frag' ich darnach. Mit unserer Heirath ist es doch vorbei."

„Warum vorbei?“ rief Samuel erschreckt.

„Weil ich die Aussteuer aus dem Lobenstein’schen Legat nicht bekomme, auf die wir heirathen wollten, und dann, weil Du ein Mädchen nicht heirathen kannst, das im Verdacht von Diebstahl steht.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Samuel, „vielleicht könnte ich es doch,“ setzte er zögernd hinzu.

„Nein, Du kannst es nicht, und wenn Du wolltest, will ich nicht. Aus Mitleid will ich nicht geheirathet sein.“

„Red’ nicht so,“ rief Samuel. „Morgen ist auch ein Tag, Dich heirath’ ich oder Keine. Und Du versprichst mir, daß Du nicht auf’s Gericht gehst! Versprichst Du das?“

„Nicht ehe ich weiter mit Dir geredet habe, gehe ich hin, das will ich versprechen. O, ich unglückliches Mädchen,“ rief sie, und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen.

Samuel trat auf sie zu und umfaßte sie.

Sie sahen schweigend in das jetzt verglimmende Abendroth und in die lau in die Gärten herabsinkende Nacht.

Dort unten nächst dem Pavillon im Park wandelte auch ein Paar mit verschlungenen Armen. Man konnte sie in der Dämmerung nicht genau erkennen.

„Sind die da unten glücklich," sagte Samuel, auf das Paar deutend. Einen Augenblick war es ihr, als ob sie in der Frau Hella von Olzen erkannte und in dem Mann Fritz Vollborn. Aber wie sollten die dahin kommen! Sie hatte sich wohl getäuscht.

„Laß mir Deinen Mantel da," sagte er beschwichtigend zu Rahel, „Du brauchst ihn ja doch nicht bei dem Frühlingswetter. Ich werde ihn ansehen, und wenn ich ihn ansehe, fällt mir vielleicht was ein. Und dann verzweifle nicht. Denn ist ein Gott — und es ist ein Gott — so ist er gerade für solche Fälle. Denn wozu brauchte man sonst einen Gott? . . .

Und damit schieden sie.

XXXIII.

Das Hochzeitsmahl.

Rahel hatte aus dem Dachfenster Samuels doch richtig gesehen, als sie unten im Park in der Abenddämmerung in dem wandelnden Paare Hella und Vollborn zu erblicken glaubte. Denn dort lag das Gartenhaus, in welchem Vollborn sein junges Glück genießen wollte.

Einer der wenigen Parks, die dort noch übrig geblieben sind. Er gehört einer Baugesellschaft, die eine Straße durchlegen wird: das Gartenhaus ist von großen alten Coniferen umstanden, dem Stolz früherer Besitzer, als noch reiche und vornehme Leute hier ihre Sommerwohnung hatten.

Die Portiersfrau und der Aufwärter aus dem nahen Restaurant waren in Erwartung der Hochzeitsgesellschaft in dem Salon des Gartenhauses beschäftigt, die Tafel zu decken.

Die Portiersfrau war die Untervermietherin der Wohnung. Sie hatte strohgelbes Haar, das über die Stirn kurz verschnitten war, und trug sich mit einer schäbigen Eleganz. Das war auch der Grundzug der Möblirung, die sie auf Versteigerungen sich zusammen gekauft hatte.

Nicht allzunah und in guter Beleuchtung gesehen nahm sich der Salon noch ganz leidlich aus. Dunkle Sammettapeten, bunt gemusterte Fauteuils und Teppiche, goldene Spiegel und eine Stutzuhr auf dem Kamin.

Leute von mehr Welterfahrung als Fritz Vollborn hätten indessen den zweideutigen Charakter, den die Vermietherin und ihre Wohnung trug, alsbald durchschaut, ihn hatte die romantische Abgeschiedenheit der Wohnung gepackt, der Gedanke, hier ganz allein mit Hella zu weilen. Alles Andere hatte er übersehen.

„Also die Corinna Rodstock ist abgezogen," sagte der Aufwärter, während er die Servietten in wunderbaren Falten aufstellte. „Sie hat lustig hier gewirthschaftet."

Es sei ihr nicht mehr fein genug gewesen, meinte die Portiersfrau, sie habe ihre Mutter kommen lassen, die habe über Alles die Nase gerümpft.

„Eine wirklich vorzeigbare Mutter hat die Corinna," frug der Aufwärter skeptisch; „es wird wohl eine

plattirte sein. Jedenfalls sei das eine neue Nummer bei ihr und bedeute was. Die Rodstock wolle sich wohl verheirathen?"

Die Portiersfrau gab ein freches Lachen zurück. „Mit wem?" sagte sie, „sie hat ein ganzes Assortiment von Liebhabern zur Auswahl. Die neuen Miether aber," fuhr sie fort, seien ein wirkliches Paar und kämen direct aus der Kirche hierher.

„Kann ja sein," sagte der Aufwärter, „auch so etwas kommt vor. Aber das möge sie ihm nicht übel nehmen, wer in ihre Wohnung ziehe, bei dem klebe es irgendwo. Vielleicht sei das junge Frauchen den verehrten Eltern ausgerückt und nun spielten sie Verstecken, bis eines Tages das Nestchen ausgehoben würde."

Es war noch hoch am Nachmittag, und sogar noch etwas Sonnenschein lag im Garten. Nichtsdestoweniger zündete der Aufwärter die Kerzen an, und die Frau ließ die Jalousien herunter. Fritz Vollborn hatte es so angeordnet; er hatte sich immer vorgestellt, daß sein Hochzeitsmahl bei Licht stattfinden müsse. Diese Phantasie wollte er jetzt verwirklichen.

„Da sind sie," sagte die Portiersfrau.

Die kleine Gesellschaft kam in diesem Augenblick auch wirklich die Allee herauf, die nach dem Gartenhaus führte.

Mit gesenktem Kopfe und müdem Ausdruck ging Hella am Arm ihres Gatten dahin, der sie mit unsäglicher Zärtlichkeit leitete. Die linke Hand Hellas hielt die beiden Hände Wandas fest, als fühlte sie in ihnen einen letzten Halt.

Nun hörte man sie auf der Treppe . . .

„Da sind wir,“ jubelte Fritz Vollborn, als er die Thür des Salons aufriß. Er überblickte das Arrangement der Tafel, Alles schien zu seiner Zufriedenheit zu sein.

Da begann Hella an seinem Arm zu schwanken.

„Luft,“ schrie sie, „oder ich ersticke.“

Die Frau und der Aufwärter rissen rasch die Fenster auf, ein Windhauch schlug herein und peitschte auf die Kerzen, daß sie hoch aufflackerten. Der dumpfe Geruch von Moschus und altem Cigarettenrauch, der das Zimmer gefüllt hatte, begann sich zu verziehen.

In seiner Angst hatte Fritz Vollborn nach einer Weinflasche gegriffen und ein großes Glas voll geschenkt. Er reichte es Hella hin, die es an den Mund setzte und langsam den Inhalt in sich hinunter zog. Ihre Augen begannen zu leuchten.

„Bei unserer Hochzeit wollen wir lustig sein, nicht wahr, Fritz?“ rief sie mit sonderbarem Lachen.

Ob sie nicht erst einen Augenblick ruhen wolle? fragte Fritz Vollborn besorgt.

„Nein, nein," sagte Hella hastig. „Nicht allein will ich sein. Nun zeigt, ob Ihr auch lustig sein könnt." Sie maß das Zimmer mit einigen Schritten, die Hände lebhaft bewegend. „Ich bin es, ich bin es," rief sie.

Die Portiersfrau und der Aufwärter warfen sich Blicke zu. Beide sahen dann Curt fragend an, er erschien ihnen bekannt, offenbar von der Rodstock her. Aber da Curt sich vollständig fremd stellte, so waren sie in ihrem Geschäft viel zu gut gezogen, als daß sie ein Wiedererkennen hätten merken lassen, das nicht erwünscht schien.

Curt musterte den Salon, als wolle er vergleichen, wie es jüngst ausgesehen und wie jetzt. Mit einem sardonischen Lächeln murmelte er, den Kopf hin und herschüttelnd:

„Also hier wollen sie sich niederlassen. Komisch bleibt es, was man nicht Alles erlebt . . ."

Die Fenster mußten Hellas wegen aufbleiben, auch als man sich zu Tisch setzte. Es waren nur fünf Couverts bestellt worden. Der Aufwärter hatte aber sechs gelegt. Das gab einen Posten mehr auf

die Rechnung; er wußte, bei solchen Gelegenheiten wird nicht so genau controlirt.

So blieb, als sich die Gesellschaft setzte, ein Platz leer.

„Für wen ist denn der Platz?" frug Curt — er hatte auf der Zunge zu sagen — er möge wohl für Corinna Rodstock sein. Allein er unterdrückte noch rechtzeitig seine freche Bemerkung. Und so fuhr es ihm heraus: Ob man vielleicht noch Dr. Cranius erwarte.

Für Hella und Fritz Vollborn war das ein Wort, als wenn Curt Banquos Geist angekündigt hätte. Fritz Vollborn sah vor sich und biß die Lippe.

„Weg mit dem Gedeck," rief er heftig, als läge in dessen Dasein schon etwas Feindseliges.

Hella zeigte plötzlich ein großes Interesse für Koblenzer Wohnungsverhältnisse und ließ sich darüber einen Vortrag vom Lieutenant Sperber halten.

Die Aufforderung Hellas zur Fröhlichkeit hatte indessen offenbar nicht viel genützt. Wanda sah Hella forschend an. Sie konnte sich in ihr hastiges lautes Wesen nicht finden. Fritz Vollborn kämpfte fortwährend mit einer freudigen Rührung und der Sorge, ob für Hellas Wohlbefinden irgend etwas noch gethan werden könne. Curt wandte sich ausschließlich dem Diner zu. Nur Sperber ließ sich aus der Stimmung

nicht bringen, die er für die auf Hochzeiten vorschriftsmäßige hielt und die nach seiner Auffassung in zwei Capitel zerfiel. In ein pathetisches beim Braten und ein humoristisches beim Dessert.

Für Beide hatte er in seinen Coblenzer Mußestunden schon Vorarbeiten gemacht, die er nun glücklich verwerthen konnte. Er hätte nicht Sperber, der Regimentsdichter, sein müssen, wenn nicht Alles in Versen zugegangen wäre.

Sperbers erster Toast war ganz Gefühl. Er pries darin die Liebe als das höchste Glück, das diese Erde „spendet“ und unser Leben rosig „überglüht“, mit passenden Ausgängen auf „sendet“ und „Gemüth.“ Die Ehe schilderte er als den sicheren Hafen, von dem aus der Schiffer aller Stürme spottet. Die Frage, ob es in diesem irdischen Leben Engel giebt, erklärte das Gedicht durch einen Blick auf die junge Frau im bejahenden Sinne als endgiltig gelöst.

Hella maß Sperber mit einem forschenden Blick. Aber es war sein heiliger Ernst, dieser großspurige Enthusiasmus, und nun kam er Hella unsäglich kindisch vor. Ein leichter Reflex davon fiel langsam auf seinen Freund Vollborn und begann darauf zu haften.

Nach einiger Zeit kehrte Lieutenant Sperber, wie

er sich ausdrückte, die heitere Seite der Weltgeschichte hervor. Er citirte Fragmente eines komischen Epos, welche das Leben des Bräutigams im Dienste von Mars und Amor zu beschreiben bestimmt waren, nachdem er zuerst dem Mercur entlaufen war; — Fritz Vollborn sollte nämlich zuerst, den für unverbrüchlich gehaltenen Traditionen seines Stammes entsprechend, Kaufmann werden. Eingehend ließ sich die in Knittelversen einherstampfende Dichtung Sperber's über die Schwierigkeiten aus, die sich der Verlobung Vollborn's entgegengestellt hatten. Er recitirte: „Ja verloben das ist schwer — lieben Leute — hin und her — wird dabei der Mensch gedreht — ob er auch zu lieben geht. Also liebt er manches Jahr — endlich war die Liebe gar — und Helenen kam es an — daß sie Fritzchen lieben kann.“

Von der Wirkung dieser Verse hatte sich Sperber viel versprochen. Aber auch sie versagten auf dieser sonderbaren Hochzeit. Curt murmelte etwas wie: Drei Jahre in den Rauch gehängt. Nur Wanda wandte dem Dichter ein freundliches Ohr zu. Sie kämpfte immer mit den Thränen, die ihre Grundsätze doch als einen auf seelische Schwächlichkeit deutenden Nervenreiz verwarfen. Der magere Humor Sperber's erlöste sie doch von dem Thränendrang, und sie war

ihm dankbar dafür. Ja, sie lachte hell und laut über den Peitschenschlag, den Sperber gegen die Verschleppungspolitik in Liebessachen geführt hatte. Sie stand auf und gab erst Hella, dann Vollborn einen Kuß. Schließlich reichte sie Sperber kräftig die Hand.

Wanda befrug Sperber antheilsvoll nach seiner Braut, der Gouvernante. „Es sei noch gar keine Aussicht zum Heirathen, wenn er beim Militär bleiben wolle," erwiderte Sperber, „er überlege es sich stark, ob er nicht abgehen und um eine Civilversorgung sich bemühen wolle."

„Ein schwerer Entschluß," sagte Vollborn; „das mußt Du Dir doch sehr überlegen; was mich betrifft, ich kann es mir gar nicht denken, daß ich nicht mehr Soldat sein sollte. Das gehört zu meinem Leben."

Ja, wenn er so weit wäre wie Vollborn, sagte Sperber. Der sei ihm um mehrere Jahre in der Anciennetät vor und werde riesig bald Hauptmann werden.

„Hörst Du, Hella," sagte Vollborn: „Frau Hauptmann, das macht sich noch besser als Frau Lieutenant."

Und sein Gesicht strahlte bei dem Gedanken an diese Möglichkeit. Denn Hauptmann und Compagniechef zu sein, erschien ihm als das, was zu seinem

vollständigen Glück höchstens noch mangeln könnte. Hella seine Frau Hauptmann in jedem Sinn! Darauf mußte angestoßen werden.

Ehe die Gesellschaft auseinander ging, schrieb Hella noch einen Brief an ihre Mutter.

„Theuerste Mama! Ich habe den großen Schritt im Leben gethan und bin Fritz Vollborns Frau. Daß Du aller der Aufregung und Anstrengung enthoben warst, die ein solcher Tag mit sich bringt, das war mir der einzige Trost dafür, Dich heute entbehren zu müssen. Ich küsse Deine Lippen und Deine Hände! Deine treue Tochter Hella Vollborn.“

Den Brief an die Mutter nahm Wanda mit, die sich von der Schwester kaum losreißen konnte. Curt war schon verschwunden, als Sperber aufbrach. Dieser versprach alsbald die Verlängerung des Urlaubs zu betreiben und zu telegraphiren.

Er könne sich fest darauf verlassen, sagte Sperber, daß er den Urlaub bekomme. Der Oberst habe vor mehreren Kameraden Vollborn sehr gelobt.

Gerade ein Offizier, wie er sie gern habe, tüchtig und doch kein Streber, er mache Alles gründlich, so solle er auch gründlich Hochzeit machen können. Einen solchen Offizier zum Mann zu haben, darauf dürfe Frau Hella stolz sein.

Sperber nahm Abschied, dann gingen Curt und Wanda. . .

Endlich waren Vollborn und Hella allein.

Er zog sie zärtlich an sich, und wie er ihr schmeichlerisch die süßesten Kosenamen gab, da warf sie sich mit einem Mal an seine Brust. Er fühlte das Zucken und Beben ihres Körpers, während ein Strom von Thränen ihren Augen entstürzte.

„Hella, mein Leben," frug er erstaunt. „Bist Du nicht glücklich?"

„Vielleicht," sagte sie, ihre Thränen zu bemeistern suchend, „werde ich es werden, Deinetwegen möchte ich es werden." Und sie preßte auf's Neue ihr Haupt an seine Brust.

Thränen, so hatte Vollborn einmal gelesen, vielleicht auch von seinem Freunde Sperber gehört, sind der Maienregen, unter dem die Knospe der Liebe am schönsten aufbricht. Daran hielt er sich, und er that seiner Seligkeit keinen Zwang mehr an . . .

Einen Augenblick ließ Vollborn Hella allein, um noch einige Anordnungen zu treffen.

Sie stand an Kamin und blätterte halb gedankenlos in einem Haufen Visitenkarten und Photographien, die die frühere Bewohnerin hier zurückgelassen hatte und die in einer Ecke des Kaminsimses geschichtet lagen.

Sie kehrte eine Photographie um und zuckte zusammen, als ihr das Gesicht Reßmanns mit dem halb spöttischen, halb melancholischen Zug um Lippen und Augen daraus entgegenschaute.

Er hier und überall! Mit einer hastigen Bewegung schob sie die Photographie unter den Untersatz der Stutzuhr auf dem Kamin.

Da kam Vollborn singend aus dem Nebenzimmer heraus, in dem er sich einen bequemen Rock angezogen hatte. Er schloß sie mit stürmischer Zärtlichkeit in seine Arme . . .

XXXIV.

Die Cigarre.

Die zweite Woche nach der Hochzeit ging zu Ende.

In dem kleinen Salon des Gartenpavillons saßen Hella und Fritz Vollborn am Frühstückstisch. Der Frühstückstisch spielt in der Phantasie aller jungen Paare eine besondere Rolle. Er hat so etwas intimes, ein leiser Abglanz von dem, was den Morgen in der Natur so bezaubernd macht, scheint über ihm zu liegen. Immer wieder, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, preßte Vollborn Hellas Taille fester und zog sie an sich. Sein Glück erschien ihm immer noch überwältigend, kaum faßbar.

„Hast Du bemerkt, mein süßes Goldkind,“ sagte er schmeichelnd zärtlich zu seiner Frau, „es ist unser eigenes Service, von dem wir frühstücken.“

Kanne und Kännchen von mattem Silber mit einer japanischen Guirlande, Tablet, Löffel und Messer

in gleichem Stil. Dazu schwere englische Tassen, die ein Gefühl wohlgemessener Fülle vermitteln.

Fritz Vollborn hatte sich am Tage vorher einen Augenblick fortgestohlen und den Einkauf gemacht, den er an die Stelle des abgescheuerten Alfenids und der dürftigen Tassen der Wirthin setzte.

„Schön, ganz außerordentlich schön," sagte Hella zerstreut.

„Es macht mich glücklich, wenn es Dir gefällt, auch das Schönste ist ja nicht schön genug für Dich."

Und er sah sie bewundernd an.

Sie trug ein Morgencostüm im Matrosenschnitt von weißer Wolle, um den großen umgelegten Kragen ein rothseidenes Tüchelchen geknüpft, der feine weiße Hals bis tief nach unten frei, das dichte Haar nur flüchtig aufgesteckt und in dicken schweren Flechten herabsinkend. Noch blauer als sonst leuchteten die blauen Adern unter der mattweißen Haut hervor.

Sie überließ ihm ihre Hand, und während er sie festhielt und von Zeit zu Zeit seine Lippen darauf preßte, entwickelte er ihr, von dem Kaffeeservice, ansteigend bis zum Tischservice, zum Frühstückszimmer, zum Speisezimmer das System, in welchem er ihre Einrichtung sich dachte. Er hat darüber sehr viel nachge-

dacht, er wird ihr alle Mühe abnehmen, nur soll ihr unübertrefflicher Geschmack ihn leiten.

Das Alles dringt wie ein fernes Tönen an das Ohr der jungen Frau, denn ihre Gedanken nehmen, sobald sie in Bewegung gesetzt sind, nur eine Richtung, immer nur eine, in das graue Gebiet der Sorgen.

An den Strahlen des Glückes, die von ihrem Gatten ausgingen, suchte sie sich zu sonnen, denn in ihr selbst war es dunkel. Die ungeheure Bewegung, die sie erfaßt hatte, hat sie beinahe wie willenlos von einem Ereigniß dem anderen zugeworfen.

In den ersten Tagen nach der Hochzeit hat diese Bewegung noch in ihr nachgefluthet. Jetzt ist eine dumpfe Betäubung über sie gekommen; hat sie das Alles selbst erlebt? Wie durch eine Wolke sieht sie die Vorgänge der letzten Wochen. Wenn das Alles nur ein Traum gewesen wäre, ein beängstigender, böser Traum. Aber nein, es ist fraglose Wirklichkeit.

Und das glückliche Antlitz ihres Gatten erscheint ihr wie ein bitterer Hohn auf das, was sein wird, was vielleicht morgen sein wird.

Wie konnte sie das Alles nur thun. Zuerst den Diebstahl und dann diese Ehe.

Und Fritz Vollborn spricht dabei immer zu. Worte wie eichengeschnitzt und persischer Teppich und

Berliner Porzellan dringen an ihr Ohr. Sie faßt jetzt kaum ihren Sinn, und wenn sie ihn faßt, lächelt sie bitter.

„Ich glaube, Du hörst kaum, was ich sage," so meinte endlich Fritz Vollborn, „es ist wohl unrecht von mir, daß ich Dich jetzt mit solchen Dingen behellige. Wir sollten uns nur der schönen Gegenwart freuen . . .

Er nimmt eine Cigarre.

„Ich muß mir die Füße etwas vertreten. Ich werde im Garten eine Cigarre rauchen. Nicht wahr, Du bleibst am Fenster und giebst mir von Zeit zu Zeit einen Wink?"

Nur in den Garten wollte Fritz Vollborn für einige Minuten, für so lange, als ein ungeduldiger Raucher zu einer Cigarre braucht. Aber er nützte die Gelegenheit zum Abschied aus, als wollte er auf Tage und Monate verreisen; wieder und wieder kehrte er zu Hella zurück, küßte und herzte sie; dann verließ er sie mit einem langen Blick, der sich kaum von ihr losreißen konnte.

Die Thür schloß sich.

Hella sprang auf.

Ihr Gesicht war ein anderes — in einem Augenblick verwandelt, als hätten alle Muskeln und Nerven auf den Moment gespannt, in dem sie diese Stellung

einnehmen durften, die einzige ihnen natürliche — die des Ueberdrusses, der Angst, der Verzweiflung. Sie lief in dem kleinen Zimmer auf und ab.

„Ich vergehe, ich kann nicht mehr," rief sie. „Das Lügen, das Heucheln von Glück, o welche Last — daß sie so schwer ist, das hätte ich nicht geglaubt. Ich unterliege. O, welche Qual, welche Angst! Ruhe wollte ich haben, Ruhe um jeden Preis. Und das habe ich nun erreicht!"

Sie stahl sich in die Nähe des Fensters und warf einen Blick hinaus, so daß sie von Fritz Vollborn nicht gesehen werden konnte.

Da ging er mit dem behaglichen Gesicht eines Rauchers, der nach langer Entbehrung die ersten Züge der Cigarre thut. Denn in den ersten Tagen nach der Hochzeit hatte er das Rauchen überhaupt gelassen.

Jetzt sah er den Ringen nach, die er hinaus blies, und die die Sonne bläulich anmalte. Ganz dick und kräftig kamen sie heraus, dann begannen sie sich langsam zu zerfasern — jetzt und noch ein kleines Wölkchen und dann auch das verschwunden. Er schaute auf den Ring an seinem Finger, sein Trauring.

Der ist solider, dachte er.

Dann warf er einen Blick nach dem Fenster, ob Hella sich nicht oben zeigte. Nein, sie war nicht da.

Noch einen Gang die Allee herauf und herunter will er machen, dann wird sie die Ungeduld nach mir sicher an das Fenster treiben. Die Aufregungen der letzten Zeit haben sie doch recht angegriffen, dachte er. Wie gut, daß sie hier die vollkommenste Ruhe genießt.

Wie Hella Fritz Vollborn nach der Allee gehend erspäht hatte, eilt sie mit einem Sprung in das Schlafzimmer, für einige Minuten ist sie sicher ungestört. Dort steht ihr Koffer immer verschlossen. Den Schlüssel läßt sie nie von sich. Jetzt zieht sie ihn heraus, öffnet den Koffer hastig und beginnt in ihm herumzukramen. In dem untersten Gefach liegt ein Portefeuille, darin sind die Banknoten, die noch vom Verkauf der Perlen übrig geblieben sind. Noch ein ansehnlicher Pack.

Warum zieht es sie immer nach diesem Anblick zurück?!

Papiere wie andere, wie sie sie schon unzählige Male in der Hand gehabt. Aber diese so ganz besonders.

Das Symbol ihrer That!

Durfte sie es thun? durfte sie es nicht? An diesem unendlichen Hirngespinnst arbeiten ihre Nerven unausgesetzt. Sie hat dafür immer noch nicht das letzte Wort gefunden, — er war doch ihr Schmuck, von dem sie nur einen kleinen Theil sich genommen.

Aber daß sie es ihm nicht verheimlichen durfte, was sie gethan, das lehrte sie jede Minute! jede Miene von ihr ist eine Lüge, jedes Wort ein Betrug.

O wie sie sich verachtet, sich und ihr ganzes Leben.

Und auch er, der sich so täuschen läßt, was liebt er denn eigentlich an ihr? Ihr Lärvchen, ihre Toiletten, ihren Gesellschaftston; im Innern ist sie ihm ja so fremd, so unbekannt, als läge sie statt an seiner Seite hundert Meilen weit. Mag er sie noch so dicht in seine Arme schließen! Eine Puppe für ihn. Weiter nichts. Wenn man eine Puppe kauft, so untersucht man doch ein klein wenig, was drinnen ist. Die kleinsten Kinder machen es so; sie bohren ein Löchelchen; wenn sie gesehen haben, daß Häcksel herausläuft, so wissen sie doch, woran sie sind.

Aber er! Nicht den kleinsten Versuch hat er gemacht, ihr Inneres zu enträthseln, ihre Seele zu entlasten.

Wie kindisch ist ihr das Alles, das Frühstücks-service und die Ausstattung und die Einrichtung, Alles das, womit er sich beschäftigt und sie beschäftigen will.

Wird er es je erfahren, was sie ihm verheimlicht? Dem Verdacht ist sie schon einmal entgangen — er ist auf Rahel niedergegangen. Also die leidet jetzt für sie. Den Gedanken an Rahel läßt sie rasch fahren,

wenn er sie jetzt auch eisig überlaufen hat. Aber das Alles kann nicht halten; eine Stimme, die sie nicht zurückdrängen kann, ruft in ihr: es kommt heraus, es will an's Licht!

Was wird dann aus ihr werden?

Wieder schlüpfte sie an das Fenster. Fritz Vollborn hat das Ende der Allee erreicht und kommt zurück.

Er kommt so rasch, dachte sie, vielleicht hat er etwas gehört, erfahren. Aber nein! Sie sieht immer noch das gleichmäßig in Glück strahlende Gesicht. Um so furchtbarer wird der Umschlag sein, wenn er es weiß.

Was wird er thun?

Wenn er sie schlüge, an den Haaren raufte, sie zur Thüre hinausschleifte — geschähe ihr dann mehr als Recht? so denkt sie weiter. Sie findet eine Beruhigung mitten in ihrer Angst, daß er es thun könnte — es wäre etwas wie eine Sühne — das Lügen und Heucheln wäre dann vorbei. Und doch fühlt sie eine unsagbare Angst bei dem Gedanken. Sie preßt die Arme zusammen, als wollte sie sich ducken, als wollte sie um Gnade flehen.

Die Banknoten hat sie noch in der Hand; rasch damit in das Portefeuille und in das Unterste des Koffers. So rasch wie damals, als sie die Perlen nahm.

Wie schnell ihr das Alles von der Hand geht, als hätte sie nie etwas Anderes getrieben.

Und jetzt wieder das Gesicht der glücklichen Frau. Sie seufzt, wie wenn sie eine schwere Last auf sich nehme. Sie tritt vor den Spiegel. Wer ist denn das, die ihr aus dem Glas entgegenschaut? Ist das Hella? Dieser fest verkniffene Mund, diese Muskelzerrungen auf der Wange und um das Auge.

Sie fährt mit der Hand über das Gesicht, die Muskeln zu strecken und zu glätten. Und in der That, es taucht wieder unter der feinen Hand auf als ein ganz anderes. Selbst ein halbes Lächeln weiß sie darauf zu setzen. Nun ist ihr Gesicht vorbereitet. Fritz Vollborn kann kommen. Die Komödie kann wieder losgehen.

Er blieb indessen länger aus, als sie nach seiner Gangart schließen konnte. Wie ihre Blicke ihn vom Fenster aus suchen, sieht sie ihn zusammen mit dem Postboten stehen. Offenbar ein eingeschriebener Brief, der Vollborn übergeben wird. Mit dem Bleistift des Postboten unterschreibt Vollborn die Empfangsbescheinigung.

Mit gleichgiltiger Miene reißt er das Couvert ab. Sie sieht, es ist versiegelt. Nun faltet er den Bogen auseinander und wirft einen Blick hinein.

Da muß etwas sehr Erregendes darin stehen. Er ballt die Hand, als wolle er zuschlagen. Er stampft mit dem Fuße auf. Dann liest er nochmal, als traue er dem nicht, was er gelesen hat.

Wie sie voll in sein Gesicht sehen konnte, sah es bleich und verstört aus.

Dann weiß er Alles! hallte es in ihr.

Jetzt kam er zögernd die Treppe herauf.

Sich, so gut er konnte, zu einem leichten Ton zusammennehmend, sagte Vollborn, er müsse einen Ausgang auf eine Stunde machen, ob sie ihm Urlaub geben wolle.

In seiner eigenen Verwirrung bemerkte Vollborn das sonderbare Vibriren der Stimme seiner Frau nicht, als diese fragte:

„Du hast einen Brief erhalten?“

„Ja,“ antwortete er, „aus Koblenz von Franz Sperber, dem Phantasten.“

Aus Koblenz — von Sperber — wiederholte sich Hella. Das kann doch sie nicht betreffen. Commiß- und Regimentssachen.

Und sie zuckte die Achseln.

Diesmal war der Abschied, den Vollborn nahm, ganz kurz und hastig. Er lief mehr, als er ging, die Allee hinauf, dem Hofe und dem Straßendamm zu.

XXXV.

Rauch.

Wo Rauch ist, da ist Flamme . . .

Als Sperber auf der Rückfahrt im Coupé der Bahn saß, kam ihm die Hochzeit, die er eben mitgemacht hatte, doch recht wunderlich vor. Er begann es sich zurecht zu legen, wie er den Kameraden das verständlich machen könne, und was die Damen des Regiments zu fragen haben würden. Und je länger er daran dachte, um so schwieriger erschien ihm Alles.

Zunächst war ihm allerdings von Vollborn noch Schweigen auferlegt worden. Daran hielt er sich. Er wartete Tag für Tag auf eine officielle Anzeige von dem Vollzug der Trauung. Aber sie blieb aus. Dagegen begannen allerhand Gerüchte durcheinander zu schwirren, immer eines sonderbarer als das andere. Und das verlegene Schweigen, das Sperber allen

Fragen über Vollborn und seine Heirathsverhältnisse entgegensetzte, machte die Sache nicht besser.

Vollborn verschob die üblichen Veröffentlichungen von einem Tag zu dem andern. Er mußte doch erst seiner Mutter die große Nachricht mitgetheilt haben, ehe es in die Zeitung kommen konnte. Diesen Brief jedoch zu schreiben, fand er immer schwieriger. Dann überlegte er sich, es sei doch wohl das Beste, wenn er mit seiner Hella der Mutter persönlich die Meldung brächte. In einer großen Rührung würde dann Alles in die Reihe kommen. Mit der Reise mußte man doch ein paar Tage warten; Hella fühlte sich angegriffen, unwohl, zu jeder Anstrengung unfähig. Das werde bald vorübergehen, tröstete sie ihn. Und er fand sich leicht in den Aufschub. Mit dem ersten Schritt aus seinem Liebesasyl, das wußte er, war die entzückende Idylle, in der er schwelgte, zu Ende, hatte Hella aufgehört, für ihn allein zu existiren.

„Was geht uns die Welt an,“ sagte er, „Du bist mir Leben und Welt und Alles! . . .“

Die Welt aber begann ihr Recht, Alles zu wissen, stärker und stärker geltend zu machen. In Wannsee hatte das Gerücht von der Entführung und heimlichen Trauung Hellas von Olzen, das das Cognacfräulein in Bewegung gesetzt hatte, rasch die Souterrains

durchzogen und war, getragen durch die Aufwartefrau, endlich auch zu Frau von Olzen aufgestiegen, noch ehe Wanda am Hochzeitstag aus Berlin zurückgekehrt war.

Frau von Olzen sprang auf. Das seltsame Benehmen ihrer Tochter am gestrigen Abend, das Fehlen ihrer Kinder heute combinirte sie sich schnell — sie eilte nach Hellas Zimmer. Sie sah die Schublade des Schreibtisches offen stehen und leer, die Spinden ausgeräumt, in dem Kamin ein Häufchen von Papierasche. Ueberall die Spuren einer hastigen Abreise. Ja, es war so! Hella heimlich entfernt, heimlich vermählt. Ein Zittern überkam sie, ihre Glieder versagten den Dienst, sie wäre zu Boden gestürzt, hätte die Aufwartefrau sie nicht aufgefangen. Sie lag eine Zeitlang bewußtlos, die geängstete Aufwartefrau rief sich noch die Köchin und die Portiersfrau zu Hilfe. So fand Wanda die Mutter bei ihrer Rückkunft. Als Frau von Olzen endlich zu sich kam, wußte Wanda sie mit ihrer sicheren und liebevollen Ruhe nach und nach zu beruhigen. Aber der Stoß wider ihr Nervenleben war ein gewaltiger, der noch lange nachklingen mußte. Und nun klang es wie bittere Ironie, als Wanda ihr aus Hellas Brief vorlas, die Trauung sei heimlich vollzogen worden, um die Aufregungen des Tages von ihr fern zu halten.

Eine Woche ungefähr nach Hellas Verheirathung traf in Wannsee ein Brief der Comtesse Clara ein, worin sie um weitere Details bat über die Zeit, zu der die Trauung stattfinden sollte. Die Brautführerinnen seien in ihren Vorbereitungen nun so weit fertig.

Wanda brachte diesen Brief zu Hella. Diese erschrak. Sie begriff die Größe des Fehlers, nicht wenigstens alsbald die Comtesse von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt zu haben. Rasch setzte sie sich zu einem Briefe nieder, der das Unterlassene so weit wie möglich gut machen sollte. Sie schrieb:

„Meine liebe goldene Clara! Was wirst Du sagen, wenn Du die Unterschrift dieses Briefchens liest? Frau Fritz Vollborn — dahinter steckt die ehemalige Hella von Olzen. Kannst Du mich verstehen, wenn ich dem heißen Wunsche meines Lieblings nach einer stillsten Hochzeit nicht widerstehen konnte? Und die Rücksicht, die mir der Zustand von chère maman auflegt, die körperlich und geistig die höchste Schonung verlangt? Ja, Du kannst mich verstehen, Du engelhaftes Gemüth — wer sollte es, wenn nicht Du?

Denke, was es mich gekostet hat, auf Dein und unserer Freundinnen Begleitung zum Altar zu verzichten. Ich habe im Stillen darum geweint. O, es

wäre zu schön, zu herrlich gewesen. So durfte es nicht sein! Sobald ich kann, fliege ich zu Dir und erzähle Dir Alles, Alles. Deine Hella Vollborn, geborene von Olzen.

Tausend Küsse."

Sie wollte den Brief zerreißen, als sie ihn kaum beendigt hatte. Von Anfang bis zu Ende wieder nur eine Lüge! Aber sie bezwang den Ekel, der sie vor dem Briefe, vor sich selbst, vor der Welt erfaßt hatte, und sandte den Brief ab.

Der Brief Hellas an Comtesse Clara war dem berühmten Schneeball zu vergleichen, der eine ganze Lawine entfesselt. Die Comtesse fand das Benehmen Hellas geradezu unpassend; wenn gar nichts Anderes, hätte sie das von hoher Seite gezeigte Interesse an ihrer Hochzeit zurückhalten müssen. Und in welche Lage hatte Hella sie, Comtesse Clara, als die Unternehmerin des Brautzuges gebracht. Das hätte sie von einer Freundin nie erwartet. Es blieb ihr jetzt noch übrig, die elf jungen Damen zu benachrichtigen und zwar so rasch wie möglich, damit sie sich nicht durch die Anschaffung des Costüms in seegrüner Seide ridicülisiren möchten. Sie schrieb elf Billetchen, in denen sie ihren Freundinnen kurz anzeigte, daß die Vorbereitungen zur Trauung Hella von Olzens durch den

ihr heute zu ihrer Ueberraschung mitgetheilten Vollzug der Trauung gegenstandslos geworden seien.

Betrachtungen daran zu knüpfen, ersparte sie sich aus vielen Gründen; die Empfängerinnen der überraschenden Botschaft konnten dies schon allein besorgen und besorgten es mit verständlichem Eifer. Das Verhalten Hellas war unbegreiflich, rücksichtslos, es mußte etwas dahinter liegen, das es galt, herauszubringen.

Darin stimmten Alle überein. Einige der jungen Damen hatten zufällig Bekannte in Coblenz; sie beeilten sich, dorthin zu schreiben, Erkundigungen einzuziehen, ob man über die sonderbaren Vorgänge bei Hellas Hochzeit irgend etwas wisse. In dieser Weise drang die erste Kunde nach dorten, und das Schweigen Sperbers auf die Fragen, mit denen man ihn bestürmte, wurde nun erst recht auffallend.

Der Boden für die junge Frau begann sich dort zu unterminiren. Das klare einfache Gemüth der Comtesse Clara ließ sich an den Gründen genügen, welche ihr Hella für die rasche Hochzeit angegeben hatte, so wenig sie dieselben überzeugend fand. Und nachdem der erste Unmuth vorüber war, wandte sie ihr Mitgefühl der Freundin zu. Sie ahnte irgend ein Unheil. Das war aber keineswegs bei den anderen Freundinnen der Fall und bei denen, die aus zweiter

Hand die Mittheilungen erhielten. Der Fall Hellas von Olzen gestaltete sich in der Welt, in der man klatscht — eine durch alle Etagen der Gesellschaft reichende, geheimnißvoll verbundene Sippschaft — zu einer Tagesneuigkeit. Schon fingen in dem Rauch die Funken an sich zu zeigen.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn Fräulein Ludmilla nicht unter den Ersten von der sonderbar überhasteten Verheirathung gehört hätte. Sie brachte dieselbe alsbald in Verbindung mit den Vorgängen in Villa Lobenstein — wie, das wußte sie noch nicht recht. Nur das Eine war ihr klar, daß man dort etwas vor ihr versteckt hielt. Grund genug, es unter allen Umständen zu enthüllen.

Fräulein Ludmilla gehörte zu der gefährlichen Menschenklasse der Frühaufsteher, sie wußte aus Erfahrung, daß man am ehesten hinter die Geheimnisse von Häusern und Menschen gelangt, wenn man sie im Negligé überrascht.

Nach diesem Princip organisirte sie ihren Ueberfall bei Frau Lizzy. Um einen Vorwand war sie nie verlegen. Die gebräuchlichsten hielt sie mit Recht für die besten; ein Bazar für das Heimathshaus der Künstlerinnen und eine Bitte an Frau Lizzy, unter die Protectorinnen des Bazars sich einreihen zu lassen.

Frau Lizzy wollte eigentlich Niemand sehen; seit langer Zeit war ihr nichts so nahe gegangen wie die Vorgänge der letzten Wochen. Dabei reihte sich Aerger an Aerger und Kummer an Kummer.

An diesem Morgen hatte sie einen Brief von den Juwelieren erhalten, in welchem ihr die Herren Roß und Laub erklärten, daß sie ohne jedes Zugeständniß und nur zur Vermeidung von Weitläufigkeiten die Perlen noch fünf Tage zur Verfügung von Frau Reßmann halten wollten, sofern diese ihnen die Auslagen wiedererstatte. Nach Ablauf dieser Frist würden sie anderweitig darüber disponiren.

Frau Lizzy sah ein, daß sie ohne einen Rechtsanwalt nicht fertig werden würde. Sie überlegte sich gerade, an wen sie sich wohl statt Doctor Cranius, der für sie außer Frage trat, wenden wolle, als Fräulein Ludmilla dicht auf den Spuren des anmeldenden Franz in das Zimmer drang, so daß von einer Abweisung nicht mehr die Rede sein konnte.

Fräulein Ludmilla schoß auch alsbald ihre Frage wie einen Pistolenschuß auf Frau Lizzy los.

„Was sagen Sie zur Hochzeit Hellas?“

Hella verheirathet? das erste Wort, das Frau Lizzy davon hörte! Die am nächsten zur Sache stehen, erfahren sie gewöhnlich am spätesten. Das

gab ihren Gedanken alsbald eine andere Richtung. Ihre Ueberraschung entging Fräulein Ludmilla nicht. Sie drängte den Triumph zurück, eine solche Nachricht in das Haus gebracht zu haben.

„Die ganze Stadt spricht davon,“ rief sie.

Die Stadt sprach noch von vielem Anderen. Sie sprach von den hohen Brotpreisen und dem Mangel an Arbeit, von dem jüngsten Mord und der Hungerrevolte im Osten. Von der Existenz einer Hella von Olzen wußte in diesem ungeheuren Menschenmeer nur eine kleine, wie ein Oelfleck isolirt darauf schwimmende Schicht. Aber dieser Fleck schwamm oben. Und es war ganz natürlich, daß Fräulein Ludmilla ihn mit der ganzen Stadt verwechselte, denn sie schwamm mit auf diesem Oelfleck, und ihre Augen reichten nur wenig über den Rand desselben hinaus.

Was sollte Frau Lizzy dazu sagen? Sie mußte sich erst fassen. Zuerst und zuletzt fühlte sie den Vorgang als einen schweren Verstoß gegen sich. Sie, eine Olzen, mußte die Vermählung ihrer Cousine von einer Dritten zufällig hören. Alsbald auch brachte sie diesen Vorgang mit den Ereignissen in Zusammenhang, die sie die Tage über ausschließlich beschäftigt hatten.

Wo aber war die Brücke, die hinüber leitete? Sie konnte sie immer nur in Reßmann sehen.

Sie hatten sich seit dem Vorgang mit den Juwelieren nur im Vorübergehen gesehen, sich möglichst vermieden. Aber die Niedergeschlagenheit des ganzen Wesens, die sich neuerdings an ihm gezeigt hatte, konnte Frau Lizzy doch nicht entgehen. Das Herumlaufen in seinem Zimmer und die leidenschaftlichen Ausrufe. Also das war es gewesen, was ihn so außer sich brachte, — die Nachricht von Hellas Vermählung. Jetzt wurde ihr blitzartig Alles klar, das Herumtreiben Reßmanns Nachts in der Halle oben nächst Hellas Schlafzimmer, die auffallende Art, in welcher er sich in der Perlenangelegenheit für Hella eingelegt hatte, und jetzt seine Aufregung bei Hellas Verheirathung. „Das also war es," wiederholte sie sich. Wo hatte sie doch ihre Augen gehabt!

Wiederum erschien sie sich düpirt — diesmal von Hella und Reßmann gemeinsam; die gaben mit Rahel, der Diebin, ein schönes Dreigespann ihrer Vertrauten ab. Instinctiv verband sich damit der erste wieder leise auftauchende Zweifel an Rahels Schuld.

Das Alles überdachte sie unter Fräulein Ludmillas forschendem Blick, nachdem diese ihr „Was sagen Sie dazu?" auf sie abgefeuert hatte.

„Ich weiß von dem ganzen Handel nichts," sagte Frau Lizzy scharf, „wenn Jemand etwas darüber weiß, so ist es Reßmann."

Das war eine Spur, die Fräulein Ludmilla mit Begier ergriff.

Sie suchte, darauf weiter vordringend, noch mehr Terrain zu gewinnen. Frau Lizzy zeigte sich aber ganz unzugänglich. Sie fühlte Fräulein Ludmillas auf sie gerichtete Augen wie Nadeln, die ihr in die Nerven drangen. Warum sollte sie sich in ihrem eigenen Hause geniren lassen? Das fiel ihr gar nicht ein. Sie entschuldigte sich mit Migräne und ging in das Nebenzimmer.

Da stand nun Fräulein Ludmilla, aber ihre Beute hatte sie ja schon in Sicherheit. Reßmann anzugehen, wie Frau Lizzy ihr höhnisch gerathen hatte, wagte sie nicht, den Mann fürchtete sie. Doch bei Franz, dem Diener konnte sie vielleicht noch anlanden. Als dieser sie hinausgeleitete, sah sie sich nach Rahel um. Wo war denn diese, die man sonst immer in der Nähe der Frau Lizzy sah? Franz gab auf die Frage darüber eine Antwort pantomimisch, aber doch deutlich genug. Er erhob die rechte Hand nach der Thür, wie wenn Jemand hinausgewiesen wird, machte dann

mit der linken die um sich greifende Geberde des Gripsens und legte dann zwei Finger auf den Mund.

Ludmilla hatte jetzt eine Fülle von Material; aber eine Lösung des Räthsels war das doch nicht, noch schwirrten Rahel, Hella, Reßmann, Vollborn in der Sache durch einander. Ihre Phantasie fand sich mächtig angeregt, und sie trug sich mit den merkwürdigsten Combinationen. Bei ihrer Mahlzeit im Restaurant gesellte sich ein Reporter zu ihr, der Ludmilla als eine ausgiebige, wenn auch nicht immer ganz genaue Quelle hatte schätzen lernen. Auf das Letztere kam es ihm indessen nur in beschränktem Maße an. Ludmilla ergriff mit Begierde die Gelegenheit zu einer vollen Entladung. Es dauerte nicht lange, so hatte der Reporter Notizbuch und Bleistift in der Hand und componirte die folgende Notiz, die man Abends im Kleinen Blatt las:

„Eine Ueberraschung eigener Art ist unseren höheren Gesellschaftskreisen zu Theil geworden. Während man sich in denselben mit Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit beschäftigte und zwölf junge Aristokratinnen sich als Brautfrührerinnen costümiren ließen, ergab es sich plötzlich, daß das junge Paar sich heimlich hatte trauen lassen und aus der Stadt verschwunden ist. Ueber die Motive dieses Vorganges cursiren Ge-

rüchte, deren Wiedergabe wir uns versagen, die aber vielleicht noch in der einen oder in der anderen Weise die Gerichte beschäftigen werden."

Als der Journalist das niedergeschrieben hatte, kümmerte er sich um Hella von Olzen nicht mehr, als wie um den Mann im Mond.

Der Localredacteur ließ die Notiz unter eine Reihe ähnlicher laufen; sie war pikant und in ihrer unbestimmten Fassung ganz unangreifbar. Am folgenden Tag dachten Beide schon nicht mehr daran. . .

Aber das Signal zur entscheidenden Katastrophe in Vollborns jungem Glück war damit gegeben.

Und aus dem Rauch schlug die Flamme hoch heraus . . .

XXXVI.

Das Medaillon.

Nicht blos als Erinnerungszeichen hatte Samuel, der Schneider, sich den Mantel Rahels in seinem Atelier aufgehängt, er dachte daran, selbst etwas zu componiren, er hatte eine Idee, wie der Kragenschnitt so ausgeführt werden konnte, daß es noch nach mehr aussehe und doch weniger Stoff erforderte. Er hatte ein Gefühl dafür, was dem Publicum im Osten imponirt, ganz instinctiv war das für ihn vorhanden. Der Modegeschmack, den man in Berlin, selbst in Wien und Paris cultivirt, ist doch noch zu westlich einfach; etwas gebauschter und doch wieder zusammengezogener, und dann die Knöpfe ganz anders gesetzt, das ging ihm im Kopfe herum, verfolgte ihn bis in seine Träume, raubte ihm den Nachtschlaf.

Manchmal sah er im Halbschlaf das neue Modell vor sich ausgebreitet, er brauchte es blos nachzuzeichnen. Wenn er sich aber ermunterte und zugreifen wollte,

so war es wieder verschwunden, ihm unter den Händen zerronnen.

Jetzt aber fuhr er von seinem Lager auf. Es war schon gegen Morgen. Jetzt hat er es, nun auch gleich festgehalten! Als etwas ganz Neues, Originelles hat es sich in seiner letzten Erscheinung in seinem Hirn festgelegt.

Rasch zündete er sich ein Licht an, und wie er aus dem Bett gesprungen war, begann er mit Kreide auf dem Tisch die einzelnen Stücke aufzuzeichnen. Es fehlte ihm ein Zusammenhang. Er nahm Rahels Mantel von der Wand, breitete ihn aus, verglich nochmals die Maße. Da fühlte er in einer der hinteren Taschen etwas Hartes, was ihn beim Ausmessen störte.

Er griff in die Tasche. Ein kleines Kästchen von Pappe.

Was konnte das sein? Er trat mit dem Kästchen an das Licht und öffnete es.

Eine kleine Photographie eines Offiziers lag darin, und wie er sie heraushob, zeigte sich darunter ein Medaillon von fein ciselirtem Golde.

Wie kam Rahel zu dem Medaillon? Die Photographie gab ihm alsbald die Antwort. Der Offizier hat es ihr geschenkt, ein Medaillon mit einem Portrait ist kein gewöhnliches Geschenk, kein Trinkgeld. So

etwas schenkt man seinem Mädchen, seiner Geliebten. Er begann zu zittern. Die Gedanken an das Modell zerflatterten. Es war ganz klar! Rahel hat ihn betrogen, mit diesem schönen Offizier hat sie ihn betrogen. O, die Falsche!

Immer hatte Samuel mit einer Eifersucht, die er nicht zurückzudrängen vermochte, auf den unausgesetzten Verkehr gesehen, den Rahel mit dem männlichen Dienstpersonal im Reßmann'schen Hause haben mußte. Sie hatte ihm ja selbst von den Versuchen von Franz, dem Diener, erzählt, ihre Gunst zu gewinnen. Ihre Erzählung, wie sie seine Bewerbung zurückgewiesen, hatte ihm geschmeichelt. So ein schöner, herrschaftlicher Diener, immer in weißer Cravatte, frisch rasirt und die Haare fein gestrichen, sauber und adrett wie aus dem Ei geschält, feine weiße Hände und die Nägel immer in Ordnung. Und er in schmieriger Arbeitsjacke, versessen, die Hände grob und schwielig. Dem hat sie ihn, Samuel, vorgezogen. Das war ein Triumph, den er beibehielt; wenn er an sie dachte und an ihre Liebe, da fiel ihm auch der unglückliche Nebenbuhler ein, wie er mit langem Gesicht abzog, von ihm, Samuel, aus dem Feld geschlagen.

Und da hatte er vergnügt und schadenfroh vor sich hin gelacht.

Jetzt aber gestaltete sich ihm die Sache ganz anders. Natürlich weist sie den Diener ab, wenn sie den Herrn zum Liebhaber hat. Man weiß ja, wie solche Offiziere sind. Sie geniren sich nicht, nehmen einem armen Kerl sein Mädchen. Gewissen haben sie ja nicht.

Und wenn sie schon so schlecht ist, einen braven Menschen betrügt, so hat sie ja wohl auch den Diebstahl begangen. O, das ist schrecklich, schrecklich!

Wie verrückt läuft er im Zimmer herum, schreiend gesticulirend. Er störte den Nachbar Tischler, der in einem Verschlag schläft, nur durch eine dünne Wand von ihm geschieden, so dünn, daß man regelmäßig dessen tiefe Schnarchtöne hindurch hörte. Jetzt wird dieser durch das Geschrei Samuels aus seiner Ruhe gestört. Die Schnarchtöne hören auf. Dagegen hört man den Tischler zornig wider die Wand klopfen. „Willst Du gleich Ruhe geben, verfluchter Schneider!“ tönt die Stimme des Tischlers, „oder ich komme und nehme Dir Maß mit Deiner eigenen Elle.“

Da beruhigte sich Samuel nothgedrungen; auf den Wuthausbruch folgt kalte Bosheit. Er setzt sich hin und schreibt einen spitzen, höhnischen Brief an Rahel, mit dem er Mantel und Medaillon zurückschicken will.

Dann liest er den Brief. Den soll er an Rahel schicken? Nein, das kann er nicht. Er zerreißt den Brief und fängt an, vor sich hin zu weinen.

Und dann fängt es an, in seiner Brust sich für Rahel zu regen.

Hören muß ich sie doch, was sie zu sagen hat. Sie war doch sonst ein ordentliches Mädchen und soll nun so schlecht geworden sein. Sie ist so klug, sie wird sich herauszureden versuchen, wirft er sich ein. Ist sie klug, bin ich auch klug, antwortet er sich. Diese Selbstbewunderung, die bei Samuel eine große Rolle spielt, behält das letzte Wort, sie und die Liebe zu Rahel; sie sind seine beiden mächtigsten Instincte.

In der Mittagszeit empfing Rahel eine Botschaft von Samuel, sie möge nach Feierabend zu ihm kommen. Einer der Arbeiter mit gedrehter Locke richtete die Commission aus; eine gesunde Bewegung für den Mann, denkt Samuel, und es kostet weder Zeit noch Geld.

Um was es sich handelt, wußte der Belockte Rahel nicht zu sagen, aber seine Auskunft über Samuels Befinden auf ihre Frage klang wenig verheißend. „Es geht ihm, es geht ihm gut, es geht ihm nicht gut". Mehr sagte der vorsichtige Mann nicht.

Als Rahel Abends zu Samuel kam, waren die Schneiderzimmer schon leer. Die Männer sollten nicht Zeuge werden von der Auseinandersetzung, die jetzt erfolgen mußte. Denn wieder hatten Zorn und Eifersucht die Oberhand bei ihm gewonnen. Samuel führte Rahel in den Küchenraum, er lag in der Ecke und hatte keine Nachbarn.

„Rahel,“ rief Samuel, „Du hast gesagt, aus unserer Heirath kann nichts werden, jetzt sag' ich's auch.“

„Das habe ich mir so gedacht,“ antwortete diese, „ich kann's nicht verlangen.“

„Es ist nicht deshalb,“ sagte Samuel; „aber wiedergeben wollte ich Dir etwas, das ich gefunden habe von Deinem Offizier.“

Dabei sah er sie an, als wären seine Augen die Nadeln einer Maschine, die sich in ein Stück Zeug einbohren wollen.

Verwundert schaute Rahel den Schneider an.

„Was redest Du von einem Offizier? Ich weiß von keinem Offizier.“

„So will ich Dir ihn zeigen,“ rief Samuel außer sich, er hob ein Tuch in die Höhe. Darunter lagen neben einander die Photographie, das Medaillon und das Kästchen.

Aber auch dieser Coup erregte nur die Neugier Rahels. Sie nahm die Photographie in die Hand.

„Es ist der Bräutigam von Fräulein Hella von Olzen,“ sagte sie. „Was soll ich damit? Wie kommst Du dazu?“

„In Deinem Mantel habe ich das gefunden, was da liegt. Sag' mir Alles, Rahel, es ist das Beste, vielleicht ist es nicht so schlimm, wie es aussieht.“

Rahel erwiderte nichts. Sie nahm das Medaillon und betrachtete es prüfend, dann drehte sie das Pappkästchen nach allen Seiten. Auf dem Inneren des Deckels klebte eine Marke: Roß und Laub las sie, Juweliere, Fabrik von Goldwaaren, Spandauerstraße. Sie besann sich, dann sagte sie:

„Roß und Laub, dorthin hat die Diebin die Perlen gebracht, und jetzt sage ich, wer das Medaillon gehabt hat, der hat auch die Perlen gestohlen und verkauft.“

„Also Du gestehst es zu?“ schrie Samuel erschreckt.

„Sei nicht dumm, Samuel,“ sagte Rahel ernst, „Du hast gesagt, wenn ein Gott ist, so ist er für solche Fälle. Und nun sage ich, es ist ein Gott.“

„Rede deutlich, ich verstehe Dich nicht,“ rief Samuel.

„Die Photographie redet,“ sagte Rahel, „da brauche ich nichts zu sagen. Und jetzt weiß ich für gewiß, Hella von Olzen hat die Perlen gestohlen.“

„Dann muß das Medaillon gleich auf die Polizei,“ rief Samuel hitzig.

„Hast Du vergessen, was Du gesagt hast über Gerichte und Polizei? Und jetzt willst Du selbst hingehen, daß sie Dich gleich dortbehalten, denn Du hast ja jetzt das Medaillon.“

„Das ist wahr,“ seufzte Samuel. Er wollte rufen: nimm es an Dich. Aber er unterdrückte die schlechte Regung. „So sag' Du, was sollen wir machen?“ fuhr er fort.

Er sah sie mißtrauisch an. Ihre Klugheit imponirte ihm. Aber wenn sie so klug ist, so wird es ihr um so leichter, ihn zu betrügen.

„Nun weiß ich, was ich machen werde,“ rief Rahel. „Ich werde zu Hella von Olzen gehen, und Du mußt mit. Da wird die Wahrheit an den Tag kommen.“

„Muß ich mit?“ sagte Samuel, den jedes Hinaustreten aus seiner Schneiderstube ängstlich stimmte.

„Ja, das mußt Du,“ sagte Rahel bestimmt.

„Muß ich, so muß ich,“ antwortete Samuel, sich unterwerfend.

Wird sie aber Hella von Olzen treffen? Und wo? Sie hat eine unbestimmte Angst, daß diese der Situation irgend wie ausgewichen ist. Sie weiß genug von der großen Welt, in solchen Fällen reist man. Wenn das mit Hella der Fall ist, so bleibt ihr keine Hoffnung.

Es duldete sie nicht länger.

„Ich gehe mich erkundigen," rief sie. „Schließe das Bild gut ein."

Und damit war sie ohne Abschied aus dem Zimmer.

Wo aber sich erkundigen? Der beste Platz ist bei Reßmanns, aber wie? Das Reßmannsche Haus ist ihr verschlossen, und dort sind ihr Alle feindlich gesinnt. Bis auf Hecht; es ist zwar ein stiller Mensch, aber er hat die Ohren offen, und was die Anderen dort wissen, weiß er auch. Sie kennt den Keller nächst der Fasanenstraße, wo er Abends hingeht, seine Pfeife raucht und mit den Gärtnern, seinen Collegen, das Geschäft bespricht.

Dorthin wandte sie sich sofort.

Als sie an der Villa Lobenstein vorbeikam, krampfte sich ihr das Herz zusammen. Dort ist sie eine Ausgestoßene. Franz und das Mädchen stehen an der Thür, sie hört sie lachen und scherzen. Jedenfalls ist die Herrschaft aus — Frau Reßmann ist natür-

lich in Gesellschaft oder im Theater und amüsirt sich. Und sie!!

Sie drückt sich auf der anderen Seite der Straße an die Mauer, hüllt sich tief in ihren Shawl und huscht vorbei.

Aus dem Keller läßt sie sich Hecht herausholen. Der Gärtner war nicht im Mindesten erstaunt, Rahel zu sehen. Es war, als hätte er sie erwartet.

„Was Neues, Jungfer Rahel?“ frug er.

„In meinem Mantel“, sagte sie, „habe ich etwas gefunden, das Hella v. Olzen gehört.“

„Das stimmt,“ sagte Hecht ruhig.

„Wo ist Fräulein Hella jetzt?“ fragte Rahel hastig. „Weiß man im Hause etwas davon?“

„Man spricht im Hause von nichts Anderem.“

„Und was sagt man?“

„Verheirathet hat sie sich heimlich mit ihrem Offizier. Und fort ist sie, Niemand weiß wohin.“

Sie hatte so etwas erwartet. Aber doch traf es sie wie ein Schlag.

„Dann ist Alles aus,“ rief sie wild.

„Immer noch nicht,“ sagte Hecht in unerschütterlicher Ruhe. Er sah sie an, ob sie noch eine Frage hatte. Als dies nicht der Fall war, nickte er ihr zu, that einen Zug aus seiner Pfeife und kehrte in den

Keller zurück, wo die Collegen sich über Chrysanthemum unterhielten, und wie man die Pflanzen, die man sich gegenseitig zuwies, zu verrechnen habe.

Ganz gebrochen schlich Rahel den Weg zurück, den sie voll von Entwürfen hergeeilt war.

Wie man sich in der Verzweiflung an das Kleinste anklammert, so kam ihr das Paar in das Gedächtniß, das sie jüngst Abends aus dem Fenster der Tischlerwerkstatt neben Samuel in dem Dämmerungsschatten des Parks gesehen hatte.

Sie wußte, daß dort im Gartenhause Corinna Rodstock gewohnt hatte. Die Einladungen an sie hatte sie ja oft genug geschrieben. Das gab ihr einen Anhalt.

Heute war es zu spät, um Erkundigung dort einzuziehen. Das muß sie auf morgen früh verschieben. Dann steht Alles mehr offen, man kann sich, ohne Argwohn zu erregen, erkundigen und umsehen.

In der Nacht schloß sie kaum die Augen. Am anderen Morgen, als der Bäcker, der Milchmann umgingen, war sie an dem Hause der Lindenstraße. Von denen ist nichts zu erfahren, sagte sie sich. Keine Intelligenz. Da bog der Postbote in das Thor ein.

„Haben Sie einen Brief für die Jungfer von Frau Lieutenant Vollborn?“ sprach sie den Boten an

„Für das Mädchen nicht, aber für den Herrn Lieutenant. Ich muß ihn selbst abgeben. Es ist ein Einschreibebrief.“

Dann ging er über den Hof dem Garten zu.

Also dort wohnten sie! . . .

Sie blieb in der Nähe, trieb sich auf dem Trottoir herum, hielt sich vor den Auslagen der Läden des Kaufmanns. Schon wurde der Schutzmann, der in der Nähe postirt war, auf sie aufmerksam. Da sah sie einen Herrn in Cylinder und elegantem Ueberzieher, ein Stöckchen in der Hand, rasch aus dem Thor heraustreten. Er machte ein finsteres Gesicht.

Es war Fritz Vollborn.

Rahel erkannte ihn alsbald.

„Jetzt ist es Zeit,“ rief sie. Sie eilte nach dem Bau, wo Samuel wohnte, und stürzte die Treppen hinauf.

„Mach Dich fertig, Samuel,“ rief sie ihm zu. Wir gehen zu Hella.“

Samuel warf einen betretenen, unzufriedenen Blick auf seine Werkstatt und die Arbeiter.

Aber er versuchte keine Widerrede; dazu kannte er Rahel und ihre Willensstärke zu gut. Seufzend machte er sich zum Ausgehen bereit.

„Du zwingst, was Du willst," sagte er. „Aber Du mußt es verantworten."

Sie ergriff ihn bei der Hand, zog ihn zur Thür hinaus, die Treppen hinunter. So rasch, daß er auf seinen kleinen, wenig ausgiebigen Beinen kaum folgen konnte, eilte sie mit ihm nach der Lindenstraße, bog in den Hof ein und stand fast athemlos vor dem Gartenhause.

XXXVII.

Die Rivalen.

Der Brief, den Sperber an Fritz Vollborn geschrieben hatte, und der diesen in so sichtliche Aufregung setzte, war folgenden Inhalts:

„Lieber Freund! Daß Du Urlaub hast, habe ich Dir bereits telegraphirt, der Oberst hat ihn Dir ohne Weiteres bis Sonnabend nach Ostern bewilligt. Für die entzückende Aufnahme, die ich bei Deiner Frau fand, meinen gehorsamsten Dank. Ich kann nur sagen; was für eine Frau — eine Schönheit ersten Ranges und die feinste Weltdame in jedem Zug. Ein Glück, um das Dich die Götter beneiden könnten. Wie wirst Du jetzt darin schwelgen in Deinem romantischen Pavillon — auch auf Deiner Hochzeit war Alles so eigen, so romantisch. Nun aber kommt etwas Unangenehmes, was ich Dir nicht ersparen kann. Ich habe, wie wir ausgemacht haben, über Deine Ver=

heirathung nichts gesagt und möchte wissen, wie ich mich jetzt zu verhalten habe. Denn es sind hier allerlei dumme Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, die, nimm es mir nicht übel, sich auf Deine geliebte Frau beziehen. Es sei nicht Alles klar, sie müsse sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, weshalb sie auch aus dem Hause ihrer Cousine Reßmann ausgewiesen worden sei. Was es sei — ein Verhältniß zu Herrn Reßmann oder sonst etwas, — habe ich nicht herausbringen können. Denn Du kannst Dir denken, daß mir Niemand etwas zu sagen wagt, — er würde schlecht ankommen — sei er, wer er sei. Hinten herum aber, merke ich, wird allerhand gemunkelt. Und, meine ich, es müßte aus dem Reßmann'schen Hause kommen, Frau von Bahnsen hat einen Brief aus Berlin bekommen, und auch die kleine Ratzkow. Es muß allerhand Klatsch über Euch darin gestanden haben. Unsere Damen stecken die Köpfe zusammen und zischeln. Jedenfalls mußt Du hier reine Luft schaffen, ehe Du mit Deiner einzigen Hella hier einziehst, damit dem Engel nicht irgend ein Affront geschieht. Sie darf natürlich nichts davon ahnen.

Es sind das ja Alles Abgeschmacktheiten. Du wirst schon das Richtige thun, um sie aus der Welt zu schaffen. Auch hinter den Oberst müssen sich die

Klatschbasen gesteckt haben. Es lag so etwas in dem Ton, in dem er heute von Deinem Urlaub sprach.

Wenn sich immer nur dieselben Leute sehen, wie in unserem Regiment, da kommen solche Sachen heraus: wenn wir nur erst Hella hier haben, so wird doch etwas neuer Geist hineinkommen.

Nimm das jedoch Alles nicht zu schwer und rechne in Gut und Bös auf Deinen Freund Sperber.

Meine liebe Braut Anna sendet Deiner Frau und Dir innigste Glückwünsche."

„O, welche Schändlichkeit," rief Fritz Vollborn, als er den Brief gelesen hatte, mit dem Fuße stampfend. „Aber sie sollen mich kennen lernen, Klarheit muß in die Sache, volle Klarheit."

Wer hat ihm das angestiftet? Cranius? Oder der hämische Reßmann? Aus dem Reßmann'schen Hause scheine das zu kommen, hat Sperber geschrieben. Dahin will er zuerst eilen.

Die Eifersucht gegen Reßmann, die Vollborn in seinem Herzen zurückgedrängt hatte, nach dem Schwur, welchen ihm Hella in Wannsee geleistet, drang auf einmal hervor, als hätte sie gerade aus ihrer Ruhe und Vergessenheit eine gewaltige Kraft gesogen. Hier hat er doch einen faßbaren Gegenstand für den un=

endlichen wüthenden Grimm, den er in seinem Herzen verspürt.

Der Kutscher, der ihn nach der Fasanenstraße bringt, kann ihm nicht rasch genug fahren. Unterwegs las er den Brief Sperbers wieder und immer wieder, und immer auf's Neue fühlte er es, wie wenn eine eisige Hand sein Herz zusammendrücke, daß er aufschreien möchte vor Schmerz.

Daß Hella eine solche Kränkung werden konnte! Von ihren nächsten Angehörigen! Und jetzt wurde es ihm roth vor den Augen, als wenn er Blut sähe und Blut sehen müsse. Er fühlt, daß er zum Wildesten den Entschluß finden wird.

Es wird ihm schon eine Erleichterung sein, wenn er ihm gegenüber steht, ihm. Immer deutlicher wird es ihm, daß er — Reßmann — der eigentliche Feind ist.

Reßmann war auf seinem Zimmer mit der Ordnung von Papieren beschäftigt, als ihm die Karte von Fritz Vollborn gebracht wurde.

Er las sie mit einem triumphirenden Lächeln. So oder so mußte jetzt die Katastrophe kommen; er war entschlossen, sie bis zum Aeußersten auszunützen.

„Sehr angenehm," rief er Franz zu.

„Alsbald hereintreten lassen."

Reßmann hatte sich beim Eintritt Vollborns erhoben, und jetzt standen sich die beiden Männer gegenüber.

Ein eigenes Bild.

Beide zum Kampf miteinander entschlossen und jeder in seiner Art.

Es war doch etwas Löwenmäßiges in Fritz Vollborn, als er in das Zimmer trat, die Erregung wie aus allen Poren ausströmend, mit starkem festem Auftritt, die eine Hand etwas vorgestreckt wie eine Pranke, die den Gegner fassen will.

Und dann die kühle Rückhaltung Reßmanns. Das Auge des Gegenüber suchend, wie es der Fechter thut, der dem Gegner den ersten Stoß überläßt. Auch hielt sich Vollborn nicht mit den conventionellen Einleitungen auf, die dem Beginn eines Gesprächs vorauszugehen pflegen. Er sah es Reßmann an, daß dieser auf Alles vorbereitet war, was er irgend zu sagen hätte.

„Ich bin jüngst Zeuge gewesen einer Kränkung, die meiner Frau — es handelt sich jetzt um meine Frau —" er sagte das mit Betonung, „in Ihrem Hause widerfuhr . . ."

Reßmann zuckte unmerklich, als Vollborn Hella so bezeichnete. Er griff aber schnell in den Satz Vollborns ein, den dieser offenbar noch nicht zu Ende gebracht hatte.

„Sie sprachen von meinem Haus — das ist ein doppelter Irrthum. Denn einmal bin ich in diesem Hause nie etwas Anderes gewesen, als der Mann meiner Frau, und dann mache ich Ihnen gegenüber kein Geheimniß daraus, daß ich stark damit umgehe, auch auf diesen Titel zu resigniren.“

„Nichts destoweniger,“ rief Vollborn, „müssen Sie sich gefallen lassen, die Verantwortlichkeit für das zu tragen, was von hier ausgeht.“

„Die Verantwortlichkeit, die ich übernehme, wähle ich mir selbst aus,“ sagte Reßmann ruhig, „eine andere lasse ich mir nicht zuweisen. Beantworten Sie mir die eine Frage: „Hat sich Hella über eine Kränkung von meiner Seite beschwert?“

„Einer solchen Beschwerde bedurfte es nicht, wo die Thatsachen so deutlich sprechen,“ sagte Vollborn scharf.

Reßmann wußte jetzt, was er wollte. Von ihren Beziehungen, von ihrem gemeinschaftlichen Geheimniß hatte sie Vollborn nichts gesagt. Der Grund, auf dem er bei ihr weiter bauen wollte, war noch unerschüttert.

„Und darf ich um eine Aufklärung darüber bitten,“ fuhr er laut fort, „was diese Thatsachen sagen — was sie besonders gegen mich sagen?“

„Gerüchte, welche den Ruf meiner Frau antasten, gehen direct von diesem Hause aus," rief Vollborn.

„Sie werden mir nicht den Vorwurf machen wollen, daß ich der Infamie fähig wäre, Gerüchte gegen Hella zu erfinden und auszutragen."

Reßmann wählte mit Absicht den starken Ausdruck Infamie. Er sollte ihm das Recht geben, die Unterhaltung jeden Augenblick auf ein anderes Gebiet zu übertragen. Die Antwort, die er erhalten werde, hatte er sich im Voraus berechnet, und so erfolgte sie auch.

„Warum sollte ich das nicht!" rief Vollborn, begierig den Anhalt ergreifend, um seinen aufgesammelten Zorn in der Bestätigung des beleidigenden Wortes zu entladen.

„Wohl," sagte Reßmann, „davon werden wir später reden. Zunächst aber muß ich verlangen, daß Sie sich über Thatsachen von mir unterrichten lassen, die Sie gar nicht oder nur sehr ungenau kennen."

Die beiden Männer standen noch immer.

Mit einer Handbewegung lud Reßmann Vollborn ein, sich zu setzen. Als dieser darauf nicht reagirte, ließ sich Reßmann in einen Fauteuil gleiten.

„Wie Sie wollen," sagte er. „So gestatten Sie mir wenigstens, mich zu setzen. Was ich Ihnen zu sagen habe, wird uns direct in die Sache führen.

In diesem Hause ist ein Diebstahl begangen worden an einem Schmuckgegenstand meiner Frau. Meine Frau that mir die Ehre an, mich für den Dieb zu halten."

„Ein Stück aus Ihrer Familiengeschichte," rief Vollborn höhnisch, „das mich glücklicherweise nichts angeht."

Mit hämischem Mitleid sah Reßmann auf Vollborn.

„Das Sie nichts angeht?" wiederholte er. „Das ist wirklich großartig." Und für sich setzte er hinzu: „Jetzt verstehe ich Alles. Aber der Plan war zu kühn, er bricht zusammen."

Dann fuhr er fort: „Was ich sage, geht Sie mehr an, als Sie irgend ahnen. Der Verdacht, daß ich die Perlen genommen hätte, war natürlich falsch. Aber Ihr Vetter Cranius kann Ihnen erzählen, daß ich nichts that, um ihn von mir abzuwenden, weil ich ihn leichter tragen konnte, als Andere, auf die er sonst mit Nothwendigkeit fiel. Es war nicht meine Schuld, daß es herauskam: nicht ein Mann hat die entwendeten Perlen verkauft, es war eine Frau. Es war auch nicht meine Schuld, daß einer der Juweliere die Frau, welche ihm die Perlen verkauft hatte, in Hella von Olzen, in Ihrer Frau, erkennen wollte."

„Märchen," sagte Vollborn; aber es kam ihm doch vor, als fange das Zimmer an zu schwanken. Er preßte die Lehne des Stuhles, an der er sich gewaltsam hielt.

„Natürlich, das sage ich auch. Die Thäterin wurde auch alsbald festgestellt — es war Rahel, die Jungfer meiner Frau."

Vollborn athmete erleichtert auf.

„Um so schändlicher ist die Verleumdung, die meine Frau mit diesen faulen Geschichten in Verbindung bringt."

„Wiederum einverstanden," sagte Reßmann. „Ich habe nur das Eine beizufügen, daß es gerade Ihr Vetter Cranius ist, der immer noch und trotz aller Beweise an der Behauptung festhält, daß Hella die Thäterin sei."

„Das ist der offenbare Wahnsinn von ihm," schrie Vollborn.

„Wir sind einiger, als Sie sich dachten," fuhr Reßmann ruhig fort. „Wenn Sie sich nun das Alles zusammennehmen, das Suchen im Hause nach den entkommenen Perlen, die Hin- und Herreden der Juweliere, die Entfernung Rahels aus dem Hause als der muthmaßlichen Diebin, so können Sie sich nicht wundern, daß darüber gesprochen wurde. Ich habe

das gegen Niemand gethan, aber ich begreife das. Dem unbestimmt umherflatternden Gerücht, das ohne einen Halt vielleicht verschollen wäre, haben Sie den Halt gegeben."

„Das wagen Sie mir zu sagen?" rief Vollborn drohend.

„Ich werde es Ihnen sogar beweisen," fuhr Reßmann ruhig fort. „Ihre überhastete heimliche Ehe hat gerade so viel Sensation gemacht, wie es bedurfte, um überall nach Motiven zu suchen. Der Diebstahl hier konnte nicht unbeachtet bleiben, man hat ihn mit Ihrer Ehe in Beziehung gebracht. Ich gestehe es zu, Unsinn, aber man hätte es im Voraus berechnen können."

„Eine odiöse, alberne Unterstellung!" rief Vollborn entrüstet. „Um so odiöser, als die ganze Perlengeschichte für mich nicht existirt."

Hier war der Punkt, auf dem Reßmann seinen Gegner erwartete.

„Wenn es das nicht war, weshalb Sie Ihrer Heirath diese Form gaben," sagte er, „so war es ein anderer Grund. Welcher das war, darüber brauchen wir Zwei uns nicht erst auszusprechen — das scheidet einer gewissen Dame wegen vielleicht am besten selbst aus unserem Gespräche aus."

Er war aufgestanden, und ihre Blicke begegneten sich feindlich und unversöhnlich . .

„Und nun stelle ich an Sie die förmliche Frage, ob Sie das Wort Infamie, das Sie am Beginn unseres Gespräches in einen Zusammenhang mit mir brachten, aufrecht erhalten wollen oder nicht?“

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt,“ stieß Vollborn hervor.

„Unter diesen Umständen werden Sie mir die Bezeichnung der Wohnung, in der Sie Ihr junges Glück hegen, nicht vorenthalten wollen,“ rief Reßmann.

Vollborn nannte seine Adresse in der Lindenstraße, die sich Reßmann notirte.

Reßmann schaute Vollborn mit einem Blick höhnischen Triumphes nach. Er hatte Alles in dem Gespräch erreicht, was er bezweckt hatte; er hatte Vollborn die That Hellas vorgeführt, ohne jeden Anschein, sie zu beschuldigen; er hielt einen Ehrenhandel mit Vollborn in der Hand, den er nach Belieben zurückhalten oder vorwärts treiben konnte. Er hatte die Eifersucht Vollborns zu heller Flamme angeblasen, der Rückschlag davon konnte ihm bei Hella nur nützlich sein. Wie spielend hatte er Vollborn das Geheimniß seines Aufenthaltes entrissen; nun wird er auch Hella zu finden wissen.

In dem Gartenhaus, das Corinna Rodstock bewohnte, wie sonderbar.

Aber diese Erinnerung war ihm peinlich. Nein, das Gefühl, das er für Hella hatte, war doch ein ganz anderes; das Aufflammen eines jugendlichen Idealismus, dessen er sich längst unfähig geglaubt hatte. Und die Gestalt Hellas, die ihm so erschien, enthielt geradezu etwas Berauschendes für ihn.

Aber auch Vollborn verließ das Zimmer Reßmanns mit einer grimmen Befriedigung. Das war ihm gleich bei der Lesung des Briefes von Sperber klar geworden, daß es aus der Situation, die sich darin abzeichnete, nur den Ausgang über ein Duell gab. Er hätte es suchen müssen, wenn es sich ihm nicht wie von selbst dargeboten hätte, mit irgend Jemand, vielleicht gar mit einem Kameraden, und nun fand er sich dem verhaßten Reßmann gegenüber. Das war in all der Widerwärtigkeit doch noch Glück.

Wie er durch den Vorgarten auf die Straße eilte, schoß er an Frau Lizzy vorbei, welche die Gartenarbeit inspicirte.

Er grüßte kurz, und Frau Lizzy, beleidigt, wie sie war, hatte keinen Grund gefunden, ihn anzusprechen und zurückzuhalten.

Auch rief Hecht, der Gärtner sie in diesem Augenblick an und ersuchte sie, auf ein Beet zu treten, das er eben umgegraben und kunstgemäß glatt gearbeitet hatte.

Er bewachte sonst seine Arbeiten sehr eifersüchtig, diesmal aber drängte er darauf, daß sie sich neben ihn stellte, damit sie entscheiden könne, ob ihr sein Plan gefiele.

Die Eindrücke ihrer niedlichen Füßchen blieben wie Modelle in dem feingelockerten Boden zurück.

„Ich zertrete Ihnen ja Ihr ganzes Beet,“ sagte Frau Lizzy.

„Fußstapfen und Fußstapfen ist ein Unterschied,“ sagte Hecht. „Wenn Jungfer Rahel nur auf ein Beet trat mit zwei Tritten, hatte sie es niedergetreten, aber so niedliche Füßchen wie die von der gnädigen Frau — mit einem Harkenstrich sind sie weg.“

Wie kam er denn auf Rahel? Jetzt fiel ihr sein Abschied von der Hausdiebin ein, den sie vom Fenster aus mit angesehen hatte.

„Du hältst es wohl immer noch mit Rahel?“ sagte Frau Lizzy erbost. „Du weißt doch, was sie gethan hat. Du mußt doch auch gesehen haben, wie sie mir am Tag nach dem Balle die Sachen forttrug.“

„Ich habe einen Mantel gesehen und Fußspuren auf dem Weg," sagte Hecht langsam. „Der Mantel gehörte zu Rahel, aber die Füße gehörten ihr nicht. Das muß ich kennen. Denn jahraus jahrein harke ich Fußspuren um."

„Und wie waren denn die Fußspuren?" fragte Frau Lizzy.

„Es waren keine Suppenteller, wie sie Rahel tritt. Es ist eine Dummheit, was ich sagen werde, aber die gnädige Frau darf es mir nicht übel nehmen. Es waren Füßchen, just wie sie die gnädige Frau eben getreten hat."

„Also bin ich's gewesen," rief Frau Lizzy spöttisch, „die damals die Sachen forttrug."

„Ob es die gnädige Frau war oder nicht, das muß die gnädige Frau selbst wissen. Ich kann nur sagen, das habe ich gesehen und das nicht."

„Das sagst Du jetzt erst?"

„Es hat mich früher Niemand gefragt."

Also wäre es Rahel doch nicht gewesen. Wiederum hatte Lobenstein Recht behalten. Wer denn sonst? Es gab darauf nur eine Antwort. Es war nur eine Person in der Welt, die einen Fuß wie sie hatte. Sie hatten den gleichen Schuhmacher und die gleiche Nummero.

Also doch Hella!

Und Rahel hatte sie Unrecht gethan.

Es überlief sie heiß.

Sie frug Hecht, ob er die jetzige Adresse Rahels wisse — ja, er wußte sie, er hatte beim Auszug der Jungfer gehört, wie sie Straße und Nummer den Ausziehleuten angab, und konnte sie Frau Lizzy nennen. In der Rosengasse 72.

Frau Lizzy ließ anspannen und fuhr nach dem ihr von Hecht bezeichneten Haus.

XXXVIII.

Banderole.

Als Vollborn die Villa Lobenstein verließ und sich wieder in seine Droschke setzte, hatte er keine Ahnung, daß in diesem Augenblick mit der Mittheilung von Hecht an Frau Lizzy die letzte Stütze für Hella zusammengebrochen war. Vollborn glaubte den Knoten gefunden zu haben; er fuhr unwillkürlich an die Stelle, wo sonst sein Degen hing, als wolle er ihn in sausendem Hieb zerhauen. Er fühlte sein Schicksal in seiner Hand, und das giebt dem Mann immer Sicherheit; das alberne Märchen, das man an seine Frau heften wollte, wird er schon mit Säbel oder Pistole gründlich vernichten, wohin es sich auch flüchten möge. Das Duell mit Neßmann wird er unter allen Umständen festhalten. Es wird allen Denen eine Warnung sein, die an diesen Klatsch rühren möchten.

Fritz Vollborn hielt es für richtig, in der Lage, in welcher er sich befand, sich mit seinem Schwager

Curt zu benehmen. Nicht als hätte er von ihm irgend einen Rath oder eine wirksame Unterstützung erwartet; für Cartellträger und Zeugen dachte er sich an Berliner Kameraden zu wenden; das Ehrengericht seines Regiments wird ihm die Erlaubniß zum Duell sicher bereitwilligst gewähren. Aber er muß Curt doch im Allgemeinen davon in Kenntniß setzen, wie er den Fall anzufassen gedenkt, eine gewisse Gemeinsamkeit der Taktik will er mit ihm festhalten.

Vollborn wußte genug von den Lebensgewohnheiten Curts, um sicher zu sein, ihn in dieser Stunde in einem Frühstückslocal zu treffen. Er hatte ihn in dieser Hinsicht Lackmayer und Reesen nennen hören; er fuhr daher direct am Delicatessengeschäft vor. Auf sein Befragen antwortete der Kellner, daß Herr von Olzen allerdings da sei; er sei aber mit dem Chef im Comptoir beschäftigt, sein Hut hänge noch dort an dem Nagel.

Vollborn setzte sich neben den Platz, den man ihm als den von Curt bezeichnete, nahm einen Rahmen mit aufgespannten Zeitungen in die Hand und begann gedankenlos darin zu blättern.

Zufällig haftete sein Blick auf einer Notiz einer bereits vor einigen Tagen erschienenen Nummer, Jemand hatte sie mit dem Nagel am Rand angekratzt,

die Seite war mit Rothwein betrieft und mit Fettflecken versehen. Man konnte daraus schließen, daß die Notiz bereits eine größere Anzahl Gäste bei dem Frühstück angenehm unterhalten hatte.

Es war die Notiz, die unter Ludmillas Vermittelung in das kleine Blatt gelangt war.

Er las. Schon nach der ersten Zeile wurde es ihm klar, daß er gemeint sei, er und Hella. Die Buchstaben begannen vor seinen Augen zu tanzen. Auf alle Art von Gefahren hatte er sich methodisch trainirt, indem er die Möglichkeit derselben zu einem stehenden Gedanken bei sich gemacht hatte. Seinen Nerven durfte er vertrauen, sie würden ihn bei keiner Gefahr im Stiche lassen. Aber hier vor diesen vier Zeilen Druckerschwärze fühlte er den Muth entsinken.

Er muß sich gewaltsam wieder aufrichten.

Also so weit schon ist die Verleumdung gediehen! Wie wird er den Schurken, der ihn aus dem Hinterhalt getroffen, herausziehen.

Auf den Redacteur mit der Hetzpeitsche losgehen, das ist sein erster Gedanke.

Doch das wäre seiner unwürdig, und dann — er erinnert sich — derartige Selbsthilfe hat schon oft einen schlimmen Ausgang genommen. Er möchte das Blatt zerreißen, in hundert kleine Fetzen zerpflücken,

aber es existiren ja noch zehntausende des gleichen Papieres.

In fieberhafter Erregung erwartete er die Rückkunft Curts aus dem Comptoir.

Die Rückkunft verzögerte sich aber von Viertelstunde zu Viertelstunde. Die Conferenz war offenbar eine sehr eingehende.

Seit der Hochzeit Hellas war Curt von Olzen kaum mehr nach Wannsee gekommen.

Er hatte sich in einem respectablen Gasthof einquartiert und vertheilte seine Zeit zwischen der englischen Cousine Joseph Lobenstein und Corinna Rodstock.

Wenn er bei der Cousine anlanden könnte, dann wäre er allerdings aller Sorgen entledigt. Ein unbestimmter Glanz zahlloser Sovereigns umleuchtete sie; sie war zwar keine Erbin in des Wortes verwegenster Bedeutung, aber für deutsche Begriffe doch noch eine kolossale Partie. Neßmann freilich hatte ihn gleich an dem Abend, wo er die Bekanntschaft der Cousine machte, schon vor allen sanguinischen Hoffnungen gewarnt.

„Diese Halbengländerinnen sind eine verzweifelt gefährliche Sorte," sagte er. „Sie kommen nach Deutschland, um mit Offizieren und jungen Männern mit klingendem Namen zu flirten. Denn zu Hause

ist das für sie nicht da. Diese Wesen tragen einen goldenen Panzer, der nur mit einer Diamantspitze durchgestoßen werden kann. Regelmäßig heirathen sie dann zu Hause einen Vetter, der zu fünfundzwanzig Jahren einen Kahlkopf und klapprige Beine hat. Vorher aber wollten sie sich amüsiren. Gieb Acht, daß es nicht auf Deine Kosten geschieht."

Curt hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß er diese Diamantspitze finden werde, aber er war trotz der schnell hergestellten Vertraulichkeit mit der Cousine noch nicht weiter als am ersten Tag. Seine kühnsten Anspielungen nahm sie mit freundlichem Lächeln auf, sie ließ sich von ihm die Hände drücken, und die Küsse, die er darauf drückte, nahm sie mit entzückender Harmlosigkeit hin. Das war aber auch Alles.

Ganz anders stand er zu Corinna Rodstock. Die Künstlerin hatte beschlossen, sich zu verheirathen; insoweit hatte der kleinbürgerliche Zug, den sie in sich trug, gut durchgeschlagen. Auf diese Sinnesänderung deutete auch, wie der Aufwärter im Gartenhause richtig herausgefunden, die plötzliche Erscheinung einer Mutter neben Corinna, und zwar einer ganz authentischen, keiner plattirten, nachgeahmten. Sie hatte dies theure Wesen aus dem kleinen sächsischen Städtchen, wo sie

vegetirte, nach Berlin kommen lassen, sie mit dem Titel Frau Räthin ausgestattet und sich dadurch in die Lage versetzt, ihrer Operation die höhere Familienweihe zu geben. Das etwas anrüchige Logis im Gartenhaus hatte sie verlassen und sich in einem soliden Hause in solider Gegend etablirt.

Als sie sich überschlug, wen sie wohl mit der Ehre betrauen könnte, ihr einen zweiten Namen zu geben, hatte sie sich die Kategorien genau überlegt, unter denen sie wählen könnte. Einen Collegen von Metier zu nehmen, lehnte sie ab. Reussirt dieser besser als sie, so hat sie jemand, der sie verdunkelt. Ist er unbedeutender, so findet sie an ihm einen ewig unzufriedenen und neidischen Rivalen. Ein solid bürgerlicher Mann, selbst ein Bankier ist nicht ihre Sache, er würde sie vorzeitig in das Philisterthum herabziehen. Aber es giebt auch eine männliche Halbwelt, feine Leute, mit denen es sich gut leben läßt, etwas Stand und Name verschlägt nichts.

Unter diesem Gesichtspunkt hatte sie sich Reßmann zurückgelegt. Er gefiel ihr, ausnehmend gefiel er ihr. Daß er verheirathet war, betrachtete sie als kein ernstliches Hinderniß, die Ehe konnte gelöst werden. Und wenn er ihr einmal auch entschlüpfen wollte, so wird sie verstehen, ihn festzuhalten. Sie hat Energie für

Zwei und wird ihn so zu zähmen wissen, wie sie ihn will und braucht. Sie betrachtet die musculösen Hände, die sie besitzt, und sie scheinen ihr zu bestätigen, daß diese Hände nicht leicht etwas fahren lassen, was sie halten wollen.

Aber trotz Allem ist ihr Reßmann aus der Hand gegangen. Bei dem Diner im Reßmann'schen Hause hat er sie mit empörender Nichtachtung behandelt, seine Besuche hatte er vollständig eingestellt, nicht einmal ihre Briefe beantwortet er.

Da war ihr auf demselben Diner Curt von Olzen begegnet. Gegen Reßmann allerdings sehr minderwerthig, aber jünger; er bringt einen klingenden Namen mit. Frau von Olzen-Rodstock oder von Rodstock-Olzen, das klingt recht erfreulich. Zu dressiren wird er jedenfalls leichter sein als der hartnäckige verschlagene Reßmann. Zunächst hatte sie ihn herangezogen, um vielleicht die Eifersucht, die erkaltete Leidenschaft Reßmanns zu beleben, aber wenn sie diesen aufgeben muß, kann er doch immer noch als ein Ersatz gelten.

Curt hatte auf einen leichten Erfolg gerechnet. Allein durch ein klug verbundenes System von gewähren und versagen weiß sie ihn immer mehr zu reizen. Und die Waage, welche bei ihm zwischen der

englischen Cousine und Corinna schwankte, beginnt sich schon bedenklich auf ihre Seite zu neigen.

Bei dieser doppelten Werbung waren beträchtliche Ausgaben nicht zu umgehen. Die Cousine und Corinna durchschauten die Verhältnisse Curts viel zu gut, um nach dieser Richtung irgend besondere Anforderungen zu stellen. Aber er ist sich doch selbst etwas schuldig, und schon die Bouquets in die beiden Quartiere sind für ihn ein beträchtlicher Posten.

Da muß denn natürlich Lackmayer heran. Auch heute führte er eingehende Verhandlungen mit ihm; in seiner Darstellung erschien die Cousine ganz nahe dem entscheidenden Japunkt. Lackmayer stand der Angelegenheit noch immer skeptisch gegenüber, aber eine gewisse Beachtung schenkte er ihr doch. Die Ausritte, die Curt mit der Cousine unternimmt, führen immer an dem Geschäft Lackmayer und Reesen vorbei, und es läßt sich nicht verkennen, daß die Aussichten Curts auf ein ansehnliches Darlehen sich rasch gesteigert hatten.

Aber da war die unglückliche Notiz in dem kleinen Blatt dazwischen gefallen und hatte Lackmayer stutzig gemacht. Ein Skandal in der Olzen'schen Familie kann Alles in Frage stellen. Zunächst hatte er das schon beinahe zugestandene Darlehen zu Fall gebracht.

In der Conferenz, die Curt eben mit Lackmayer abhielt, war er eifrig bemüht, die Nichtigkeit des Klatsches darzulegen, der sich an Hellas Heirath hing. Er werde natürlich auch nichts dagegen thun, und sein Schwager ebensowenig. Darüber lacht man am besten und wartet den folgenden Tag ab. Dann kommt irgend etwas Anderes, und Niemand denkt mehr an das Gequassel von Gestern.

„Gut," sagte Lackmayer, rasch auf das Argument Curts eingehend. „Warten wir den folgenden Tag ab. Haben Sie eine irgend bindende Zusage von der englischen Dame?"

„Soll ich Ihnen ein Protokoll über unsere Liebesschwüre vorlegen," rief Curt spöttisch.

Lackmayer kramte in seinen Papieren. Die Banderole des Banknotenpackens fiel ihm in die Hand, die jüngst Hella im Comptoir hatte fallen lassen.

„Warum soll ich denn gerade die Ehre dieses Geschäfts genießen," sagte Lackmayer, „die Olzen haben ja noch andere sehr potente Geldmänner zur Verfügung."

„Wäre für die Adressen dankbar," antwortete Curt.

„Da habe ich gerade eine hier, die Banderole, die Ihre Frau Schwester hier ließ, als sie mir die Abschlagszahlung machte. Roß und Laub, Juweliere

in der Spandauerstraße, tausend Mark. Daran ist nichts zu leugnen, das Geld hatte sie von diesen."

„Von den Leuten höre ich zum ersten Mal," sagte Curt. „Meine Schwester kann ein so signirtes Packet auch von jemand Anderem haben, dem es die Firma übermacht hatte. Von dem, was Sie uns zukommen lassen, Lackmayer, können wir doch nicht leben. Sie sitzen ja auf ihrem Geld wie ein Pechflaster."

„Nöthig hätte man so etwas allerdings," antwortete Lackmayer.

Heute war das Geschäft nicht mehr zu machen: Nur zu einem ganz unbedeutenden Vorschuß ließ sich Lackmayer herbei.

Stillschweigend vertagten Beide die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag.

Dann begab sich Curt mit den paar erbeuteten Goldstücken in der Tasche klimpernd in das Probirzimmer.

Er war erstaunt, seinen Schwager darin zu finden. Noch erstaunter über das verstörte Gesicht, das dieser machte.

Schweigend reichte er Curt das Blatt hin.

„Da lies," sagte er.

„Das da?" sagte Curt verächtlich, „das habe ich schon wieder vergessen. Abgeschmackter Klatsch. Wer wird sich darum kümmern."

„Du nimmst die Sache sehr leicht,“ antwortete Vollborn finster.

„Die Notiz geht nicht allein; es werden Gerüchte herumgetragen, die für Hellas Ehre im höchsten Grade nachtheilig sind. Sie führen alle auf das Reßmann'sche Haus zurück. Ich komme soeben von dort. Ich habe mit Reßmann eine ernste Auseinandersetzung gehabt, eine sehr ernste.“

„Mit Reßmann,“ rief Curt. „Das ist ja ein ganz famoser Kerl. Mit dem sich dabei auflegen, heißt wirklich das Pferd beim Schwanz aufzäumen.“

„Er wird Gelegenheit finden, mir gegenüber zu zeigen, wie weit er ein famoser Kerl ist,“ rief Vollborn finster.

„Das heißt so viel,“ rief Curt wild, „Du willst einen Skandal aufrühren, willst unsere Familie compromittiren, unser Aller Stellung in die Luft sprengen. Ich sage Dir im Ernst, das laß sein.“

„Und ich sage Dir, daß Du den Ernst der Sache nicht begreifst. Du weißt vielleicht, daß man den Namen meiner Frau, Deiner Schwester, mit einem Diebstahl im Reßmann'schen Haus in Verbindung zu bringen gewagt hat und mit dem Verkauf der gestohlenen Perlen durch ein Frauenzimmer bei Roß und Laub, den Juwelieren der Spandauerstraße.“

„Hölle und Teufel," rief Curt. „Gestohlen und bei Roß und Laub verkauft? Hört' ich recht?" Das war der Name, der auf Hellas Banderole gestanden hatte. Es begann in ihm schrecklich zu tagen. „Roß und Laub," wiederholte er, als könne er sich verhört haben.

„Ja das ist der Name," rief Vollborn, „ich habe ihn mir gut gemerkt; denn bei solchen Dingen muß man sich an die Details halten, wenn man das Lügengespinnst zerreißen will. Und jetzt sehe ich, daß Du meine Aufregung theilst."

Glücklicherweise waren die Frühstücksgäste bereits fort, die Beiden allein in der Stube, denn der Kellner erschien nur, wenn man klingelte.

Curt lief in dem Raum auf und ab.

„Es ist, um verrückt zu werden," rief er. „Du hast Recht, hier muß energisch eingegriffen werden. Was hast Du zunächst vor?"

„Ich gehe zu Dr. Cranius," sagte Vollborn, „das ist auch Einer von denen, die die Schändlichkeit eingerührt haben. Dort werde ich hören, wo das Alles hinaus soll."

„Höre," sagte Curt. „Man muß die Sache ernst nehmen, mit dem höchsten Ernst — aber auch vorsichtig, damit man nicht gerade den Skandal heraus=

fordert, den man löschen will. Cranius kann viel nützen oder schaden, je nachdem er sich stellt."

„Sei ruhig, ich werde mich rein sachlich verhalten, aber, das schwöre ich Dir, ohne jede falsche Schonung. Man wird mich kennen lernen," schrie er wüthend, und jetzt nahm er wirklich das Blatt, zerriß es in Fetzen und stampfte sie unter den Füßen.

„Wenn ich sie so Alle hätte!" rief er schäumend.

„Der Narr wird Alles verderben," sagte Curt zu sich. Laut setzte er hinzu:

„So geh zu Cranius, wenn es denn sein muß. Ich fahre zu Hella, dort treffen wir uns."

„Gut," rief Vollborn; „aber zu ihr kein Wort."

„Natürlich," meinte Curt mit höhnischem Lächeln.

Und sie gingen Beide ihren Weg.

XXXIX.

Zerrissen.

Das Mädchen, das Hella aufwartete, kam und meldete, daß ein Fräulein mit einem jungen Menschen sie zu sprechen wünsche. Hella hatte nicht nöthig, zu fragen, wer es sei, sie hatte vom Fenster aus Rahel im Garten herankommen sehen.

Was ihr Rahel vorbringen wird, kann sie sich schon denken.

Die ewige Geschichte mit den Perlen. Nein, die ist ihr schon über.

„Sagen Sie, daß ich nicht zu sprechen bin," rief sie dem Mädchen zu.

Wie Rahel nur ihre Wohnung herausgebracht hat. Diese Leute stöbern doch Alles aus. Und einen Menschen hat sie auch bei sich, natürlich um mir mehr zu imponiren, so denkt sie. Jetzt erst recht nicht.

Das Mädchen kehrte zurück.

„Die Leute sagen, daß sie sich nicht abweisen

lassen könnten. Sie müßten Sie sprechen in einer sehr wichtigen Angelegenheit."

„Und ich werde mich von ihnen nicht zwingen lassen. Ich kann und will sie nicht sehen."

Abermals kehrte das Mädchen zurück und erzählte, der Mann habe gehen wollen, das Mädchen aber gesagt, sie werde im Garten warten, bis die gnädige Frau Zeit für sie fände. Da hat auch der Mensch gesagt, nun werde er auch bleiben. Jetzt sitzen sie Beide auf der Bank vor dem Haus.

„Das ist ja eine wahre Belagerung," rief Hella, „aber jetzt sollen sie gerade nichts ausrichten."

Sie nahm ein auf dem Tisch liegendes Buch und suchte sich hineinzulesen. Es ging nicht. Gedanken, die sie nicht los werden konnte, drängten sich zwischen sie und die Lettern. Stärker und stärker meldete sich der Gedanke an Rahel, die unten im Garten saß — eine förmliche Belagerung hatte sie gesagt. Aber unerträglicher noch waren die Gedanken, die sie von innen belagerten. Sie hat doch das Mädchen in den Verdacht des Diebstahls gebracht, gewiß hat Frau Lizzy sie fortgeschickt, und sie kommt, um sich bei ihr zu beklagen.

Ihr Gewissen, das bis jetzt stumm gewesen, bekommt plötzlich eine Sprache. Es ruft: „Rahel, Rahel."

Hella warf sich auf das Sopha und versuchte zu schlafen.

Auch versank sie wirklich in eine Art von Halbschlaf, aber das Bild des wartenden Paares schreckte sie daraus empor.

Sie sprang auf und ging an's Fenster.

Vielleicht sind sie fort. . . .

Nein, da sitzen sie immer noch. Der Mensch läßt den Kopf auf die Brust sinken, er ist im Sitzen eingeschlafen. Rahel sieht starr vor sich hin, ihre Augen sind verweint, zehn Jahre älter sieht sie aus.

Wenn die Zwei noch da sind bei der Rückkehr Vollborns, das wäre schlimm. Unter allen Umständen müssen sie fort, da ist es am Ende doch noch besser, daß sie einen Augenblick heraufkommen, dann ist man sie wenigstens los.

Wie sie schon dem Mädchen Befehl geben wolle, die Zwei heraufzulassen, entfällt ihr der Muth. Noch eine halbe Stunde will sie warten; vielleicht gehen sie inzwischen.

Sie schaut nach der Stutzuhr: halb zwölf. Langsam schleicht zuerst der Minutenzeiger, er ist, als wolle er nicht vom Fleck. Aber nun geht es schneller und schneller, je mehr er dem unangenehmen Moment naht. Jetzt erinnert sie sich, daß sie Reßmann's

Photographie unter die Stutzuhr geschoben hatte. Sie zieht sie hervor und betrachtet sie prüfenden Auges. Das ist doch Einer, der das Leben kennt, denkt sie, mit dem würde sich eher reden lassen.

An diesem Anblick blieb sie haften, etwas von der Entschlossenheit der Züge schien sich ihr mitzutheilen.

Da hebt die Uhr zum Schlage aus.

„Sag' den Menschen," rief sie dem Aufwartemädchen zu, „wenn sie es durchaus erzwingen wollen, so mögen sie heraufkommen. Aber ich bäte, kurz zu sein, ich bin leidend."

Das Mädchen öffnete die Thür. Rahel und Samuel traten ein. Samuel machte die tiefste Verbeugung, über die er verfügte. Rahel blieb starr und grußlos stehen.

„Wie können Sie sich gestatten, Rahel," sagte Hella mit strenger Miene, „sich mir in dieser Weise aufzudrängen und noch hier diesen fremden Menschen mitzubringen."

„Es ist mein Bräutigam," erwiderte Rahel, „und was wir zu sagen haben, ist wichtig für uns Beide."

„So reden Sie," sagte Hella, indem sie sich setzte und das Paar stehen ließ.

Rahel wollte beginnen, aber Samuel trat vor, er fühlte sich als der überlegene Geist.

„Ich habe etwas gefunden, was vielleicht dem gnädigen Fräulein gehört“

„Was ist das?“ frug sie.

„Haben Sie nicht ein Medaillon verloren?“

Ja gewiß hatte sie ein Medaillon verloren, das mit Vollborn's Photographie, das ihr schon manche Sorge bereitet hatte. Sie hat es aber über Anderem beinahe vergessen. Sie war schon im Begriff, die Frage zu bejahen, aber ein gewisses Zwinkern im Auge Samuels machte sie vorsichtig.

„Ich habe manches Medaillon,“ sagte sie, „zeigen Sie mir Ihren Fund!“

„Kennen Sie das?“ rief er, indem er das Medaillon aus der Tasche zog; oben darauf lag leicht angeheftet das noch nicht hineingeschobene Bildchen von Vollborn.

Von diesem Coup versprach sich Samuel viel; er hoffte damit gar Rahel zu imponiren. Aber es schlug gänzlich fehl.

„Das Bild glaube ich zu erkennen, es wird das meines Mannes sein; das Medaillon gehört nicht mir.“ —

Samuel stand betreten da.

„Wo haben Sie das Bild und das Medaillon her?“ fragte Hella scharf.

„Ich habe es selbst in Rahels Mantel gefunden," sagte Samuel.

„Und ich bin sicher, ich habe es nicht hineingesteckt," schob Rahel dazwischen.

„Bei Ihnen mag sich Manches zusammenfinden," rief Hella. „Nur begreife ich nicht, warum Sie sich mit diesem Mann zu mir drängen, um mir zu erzählen, was Sie in Ihrer Manteltasche Alles herumtragen."

„Das Medaillon ist bei Roß und Laub gekauft," rief Rahel; „wer es in die Manteltasche gesteckt hat, hat auch die Perlen dort verkauft. Ich war es nicht, das Bild zeigt klar, daß Sie es waren."

„Das ist ja eine feine Combination," sagte Hella höhnisch. „Wer den Mantel und das Medaillon hat, der hat auch die Perlen verkauft. Das sind Beides Sie. Eine Photographie kann sich leicht verschaffen, wem jedes Zimmer offen steht."

„Genug," rief die jetzt heftig erregte Rahel. „Ich sage Ihnen auf den Kopf zu, Sie haben die Perlen genommen und verkauft. Wenn Sie es leugnen — gut — gehen wir Beide vor das Gericht. Es mag uns Beide dort behalten — es wird finden, wo das Verbrechen steckt."

Der ängstlich gewordene Samuel zupfte heftig an Rahel, das Medaillon hielt er immer noch in der Hand.

Rahel aber blieb stehen, aufgerichteten Hauptes, Hella mit festen Blicken messend.

„Eine unerhörte Frechheit,“ rief Hella, ihre ängstliche Erregung hinter einem Zornesausbruch verbergend. „Augenblicklich verlassen Sie das Zimmer.“

In diesem Augenblick trat Curt herein; er kam von der Zusammenkunft mit Vollborn in Lackmayers Probirstube.

„Sieh diese Menschen an,“ rief Hella, „sie dringen mit Gewalt in mein Zimmer, sie beschimpfen und bedrohen mich hier.“

Curt trat ungestüm auf Samuel zu, der bei dem Vorstoß des kräftigen jungen Mannes erbebte.

„Was wollen Sie hier?“ rief er ihn an. „Hinaus!“

„Verzeihen Sie,“ stammelte Samuel, „aber wir haben hier doch das Medaillon gefunden.“

„Dann her damit!“ rief Curt, das Medaillon aus der Hand Samuels reißend.

Samuel und Rahel sahen ihn erschreckt an.

„Was ist es mit dem Medaillon?“ wandte sich Curt an Rahel.

„Das Bild meines Mannes ist darauf geheftet," sagte Hella, „das gehört nicht in Rahels Hände. Mit dem Medaillon mögen sie machen, was sie wollen."

Curt nahm das Bild ab und wollte es Hella reichen. Diese wies es zurück.

„Zerreiß es!" rief sie, „es ist besudelt."

Curt zerriß das Bildchen.

„Und hier habt Ihr Euer Medaillon," sagte er, Samuel dasselbe in die Hand drückend. „Jetzt marsch, hier ist die Thür."

Samuel wollte das Medaillon wieder in seine Tasche stecken. Rahel aber bemächtigte sich rasch desselben.

„Sie lassen Alles auf mir sitzen," rief sie, vor Hella hintretend. „Sie wollen nicht mit mir vor Gericht gehen. So ruf' ich Sie vor Gottes Gericht, Sie stolze, ungerechte Frau. Er wird Sie demüthigen. Und hier liegt Ihr Medaillon."

Sie ließ das Medaillon auf den Boden gleiten.

Dann zog sie Samuel hinter sich durch die Thür.

„Ich ertrag's nicht mehr," rief Hella, sich auf den Stuhl zurückwerfend und die Hände vor das Gesicht pressend. „O diese Angst!"

„Du hast es gethan," sagte Curt tonlos.

„Ja, ich hab's gethan," sagte Hella, „woher weißt Du es?"

„Du hast Lackmayer aus einem Banknotenpacket von Roß und Laub bezahlt und die signirte Banderole dort zurückgelassen.“

„Und er, weiß er es?“ Sie nannte Vollborn.

„Nein, er weiß es nicht.“

„Was wird er thun, wenn er es erfährt?! Wird er mich schlagen?“

„Er sollte es wagen, Hand an Dich zu legen,“ rief Curt. „Das fehlte noch.“

„Ich hätte es verdient,“ sagte sie dumpf. „Er weiß es nicht, sagst Du — aber er hat doch etwas erfahren.“

„Nur unbestimmte Gerüchte.“

„Und wie nahm er sie?“

„Er gerieth in fürchterliche Wuth gegen Deine Verleumder.“

„O, er wird mich schlagen,“ rief sie von Neuem, „ich weiß es gewiß.“

„Das ist jetzt die reine Thorheit. Nur Muth, es ist noch nichts verloren, wenn Du fest bleibst.“

„Vor Gericht sollen wir gehen,“ fuhr Hella fort. „In das Gefängniß — da wäre ich doch sicher vor ihm. Da fände ich doch endlich einmal Ruhe, Ruhe . .“

Eine Zeit lang schwiegen die Geschwister, dann begann Curt:

„O Hella, warum hast Du das gethan!“

Hella sprang auf.

„Das fragst Du, der Du mich Tag und Nacht gepeinigt hast um Geld, um das verfluchte Geld.“

Ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. „Höre, Curt,“ rief sie, „ich habe noch Geld, viel Geld, noch dreitausend Mark können es sein. Willst Du sie?“

Curt zögerte mit seiner Antwort. „Dreitausend Mark, ein Schatz. Aber —“

Hella schlug eine helle Lache auf.

„Du möchtest gern, aber Du wagst nicht,“ rief sie. „Ich habe es doch gewagt!

Komm, laß uns gehen, laß uns gehen, ich kann ihn nicht mehr sehen. Oder höre! Bring mir Wanda, ich will Wanda sprechen. Heut ist der Tag, wo sie in's Café am Bahnhof geht und die Zeitung liest.“

„Ich kann Dich jetzt nicht allein lassen,“ rief Curt besorgt.

„Geh' gleich,“ schrie Hella heftig, „oder ich gehe selbst, und Du wirst sehen, wohin.“

Sie drängte Curt zum Zimmer hinaus.

„Wanda,“ sagte er, „die fehlte gerade noch.“

Aber er ging doch, um sie zu holen.

XL.

Reßmanns Abschied.

Hella hatte sich, als sie Curt weggeschickt hatte, in den äußersten Winkel des Zimmers einen Stuhl gezogen, dort saß sie, das Gesicht der Wand zugekehrt — wie die Flucht eines Kindes, das Strafe fürchtet, vor sich und vor der Welt.

Sie merkte nicht, daß die Thür sich leise öffnete und ein Mann hereinschritt. Erst als eine Hand leise und sanft über ihr Haar strich, fuhr sie auf.

Er!

Mit hastig fragendem Blick schaute sie sich um.

Nein, er war es nicht — Vollborn — es war Reßmann, der vor ihr stand.

Sie erhob sich und trat ihm gegenüber.

Er vermied ihren Blick, er wollte ihr Zeit lassen, sich zu sammeln.

„Sie hier, Reßmann," sagte sie mit fliegendem Athem, „was suchen Sie hier? Wollen Sie mich auch verfolgen?"

„Ich komme, um zu fragen, ob Sie die Hilfe und den Rath eines Freundes gebrauchen.“

„Warum Sie kommen, das kann ich Ihnen sagen!“ rief Hella. „Sie wollen sehen, ob der arme kleine Vogel nun so im Netz verstrickt ist, daß man ihn greifen kann. Warum nicht,“ fuhr sie fort, „greift doch Jeder in der Welt nach dem, was er haben kann.“

„Der Vogel, von dem Sie sprechen, ist nicht so verstrickt, daß er nicht mit einem Aufflug das Netz zerreißen kann. Sie brauchen nur zu wollen und Sie sind frei.“

Er sah sie sanft und mit bittendem Ausdruck an.

„Ich habe nur wenig Zeit vor mir. Reden Sie rasch und bestimmt. Was soll ich thun?“ frug Hella.

„Was Ihrer hier wartet, wenn Sie bleiben,“ antwortete er, „brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie mögen hoffen, mit Vollborn fertig zu werden — er wird in wilder Wuth sich aufbäumen.“

„Ja, das wird er,“ sagte sie dumpf.

„Er wird sich vielleicht beruhigen wollen, aber die Welt wird das nicht thun. Es sind schon zu viel Menschen in Ihre That hineingezogen. Da ist Lizzy, da ist Rahel, Cranius, die Juweliere, Jeder von ihnen hat Ihr Schicksal in der Hand. Und Sie wissen, wie sich die Gesetze zu einem solchen Falle stellen.“

„Ich weiß es," flüsterte Hella. „Erinnern Sie sich, Reßmann, auf Ihrem Diner, an den Toast, den der Spiritist auf Vollborn und mich ausbrachte. Wie er plötzlich erblaßte, grau, rief er, eine graue Mauer — ein Thor, das sich öffnet — an das Thor denke ich oft — jetzt — weiß ich, wo es hinführt — es ist das Gefängnißthor."

„So fliehen Sie es. Fliehen Sie es mit mir."

„O nein, Reßmann, ich fürchte es nicht mehr, nein, es winkt mir. Wie heißt es in dem Schubertschen Lied? Das kommt mir nicht aus dem Sinn. Komm her zu mir, Geselle, hier findest Du Deine Ruh! Ruhe! Ruhe! weiter nichts — ich habe sie überall gesucht! Vielleicht ist sie hinter jener grauen Mauer. Nein, die fürchte ich nicht."

„Die Mauern sehen trostlos aus" — hub Reßmann nach einer Weile wieder an — „das Innere ist noch trostloser. Nicht beruhigt wird dort der Mensch, entwürdigt wird er und gebrochen."

„Ich habe schlecht gehandelt gegen Vollborn, schlecht gegen Rahel — ich werde es vergessen können, wenn ich leide," sagte Hella.

„Hella, fassen Sie sich, Sie sind niedergedrückt," rief er flehend. „Die Ereignisse der letzten Zeit waren zu viel für Ihre Nerven. So wunderbar sie

sind, auch sie mußten nachgeben. Nehmen Sie sich die Zeit, zu sich zu kommen. Fassen Sie Ihren Entschluß in vollkommener Freiheit, im Besitz aller Ihrer Kräfte."

„Und wo finde ich Kraft und Freiheit, wo?"

„Ich werde Sie nach einem Asyl bringen," fuhr er fort, „wo Sie sich selbst angehören, Sie sich allein. Ich werde Sie nicht einmal begleiten, wenn Sie das vorziehen, nur überwachen werde ich den Plan. Von dort aus entscheiden Sie sich."

„Gut ausgedacht," rief Hella, „aber ich durchschaue den Plan. Der erste Schritt aus diesem Hause liefert mich in Ihre Hand, unausbleiblich und unrettbar."

„Und wäre das so furchtbar, so unerträglich für Sie, daß Sie das härteste Schicksal dem vorziehen, Sie müssen fühlen, Hella? daß ich Sie immer geliebt habe, immer! nur habe ich es früher nicht so gewußt, wie ich es jetzt weiß, wie es mein ganzes Leben durchglüht."

„Sie haben mich verstanden, Reßmann, während der Andere — dafür danke ich Ihnen," sagte sie leise „Ich habe Sie immer gefürchtet, und ich sehe mit Recht. Für das Leben voll Abenteuer, in das Sie mich hineinziehen wollen, bin ich nicht gemacht — ich kann es nicht führen — ich will es nicht — lieber

ein stiller Winkel, in dem ich allein verende. Es ist überflüssig, Reßmann, sich bei meinem Schicksal aufzuhalten, ich bin mit ihm fertig. Daß ich Vollborn, den Armen, Bedauernswerthen, hintergangen habe — das ist schrecklich, das drückt mich zu Boden."

„Sie glauben Vollborn zu Gefallen zu sein, wenn Sie bleiben," sagte er. „Das Gegentheil ist der Fall; Sie werden ihn völlig verderben. Er ist katholisch, nicht wahr? Sie sind katholisch getraut? So ist er durch unlösbare Ketten an Sie geschmiedet. Denn seine Kirche gestattet die Trennung nicht. Sie allein können diese Ketten zerreißen, wenn Sie sich entfernen, wenn Sie völlig vor ihm verschwinden, dann mag er zu seinem Regiment zurückkehren und seine Soldaten drillen, das ist ihm doch das Höchste. Ist es nicht so?"

„Er ist Soldat mit Leib und Seele."

„Also — Sie sagen es ja selbst — scheiden Sie aus seinem Leben, und er hat wenigstens seinen Stand gerettet. Und dann noch Eins. Es ist ein Gesetz unter Männern, zu Frauen nicht von ihren Ehrenhändeln zu sprechen. Aber auf dem Punkte, wo wir stehen, schweigt jedes Gesetz. Vollborn ist von einer wüthenden Eifersucht auf mich geplagt. — Er hat sie, wie ich auf Ihrem Gesicht lese, Ihnen gut verborgen. Ohne jede Provocation von meiner Seite hat er mir

eine jener Beleidigungen in das Gesicht geworfen, für die es unter Männern nur eine Lösung giebt. Wenn Sie mir befehlen, dem Duell auszuweichen, werde ich Ihnen gehorchen, auch dies Opfer bringen — das Opfer meiner Ehre — denn für Sie wird mir Alles möglich — selbst dies. Aber es wird nicht durchführbar sein; wie ich ihn jetzt kenne, wird er mir den Degen in die Hand zwingen, wenn ich ihn nicht freiwillig ergreife. Wir werden uns auf dem Kampfplatze gegegenüberstehen, es wird mir nicht möglich sein, ihn zu schonen. Er oder ich — so wird es heißen. Ich werde mich vertheidigen müssen, und ich besitze eine unglückliche Sicherheit. Sein Fall ist gewiß. Er wird sich in sein Schicksal stürzen — abwenden kann ich das Alles nur, wenn ich mich entferne — ich bin bereit, es zu thun, mit Ihnen Hella — die ich allein, die ich mit ganzer Seele liebe, anbete. Ja, ich vergöttere Sie, Hella — und jetzt mehr als je — jetzt, wo Sie das gewöhnliche Weib weit hinter sich liegen haben — wo Sie auf der Höhe des Schicksals stehen — jetzt rufe ich Ihnen zu: Kommen Sie zu mir. Retten Sie ihn und retten Sie mich, indem Sie sich selbst retten."

„Quälen Sie mich nicht, es ist unmöglich," rief Hella dumpf.

„Unmöglich! ist es das Gemurmel jenes Priesters und sein Weihespruch, der Ihnen die Freiheit des Willens weggezaubert hat. Sind Sie damit zur Sklavin seiner Formeln geworden?"

„Nein, das ist es nicht. Ich bin schon mit so Vielem in der letzten Zeit fertig geworden, es ist etwas ganz Anderes. Sagen kann ich es Ihnen nicht, aber Sie, so scharfblickend und fein, Sie können es nicht ahnen? Ich bin ja Vollborns Frau gewesen — und doch, warum sollte ich es nicht sagen — ich bin vielleicht schon die Mutter seines Kindes . . . Und nachdem ich das gesagt habe, gehen Sie wohl? Nicht wahr?" sagte sie mit rührend flehendem Tone. „Jetzt gehen Sie!"

Er zögerte.

„Wenn Sie mich nicht verachten, so gehen Sie!" rief sie jetzt gebieterisch.

Lautlos zog sich Reßmann zurück.

XLI.

Cranius.

Im Vorzimmer des Büreaus von Cranius saßen schon eine Anzahl Personen, die auf den Augenblick warteten, wo sie vorgelassen werden würden. Darunter auch Samuel in seinem Sabbatrock und Rahel im schwarzen Kleid, einen Schleier über dem Gesicht.

Sie wollte nichts von der Welt sehen, und die Welt brauchte ihr auch nicht den Gram von dem Gesicht zu lesen, der mit dicken Lettern darauf geschrieben stand.

Es kamen immer noch einige Personen, die sich zu den Wartenden setzten. Der Büreauchef vertröstete sie, es werde nicht mehr lange dauern, sie würden bald gerufen werden, der Rechtsanwalt habe noch Niemand bei sich, er werde gleich anfangen. Aber es rührte sich nichts.

Aus dem Nebenzimmer, in welchem die Schreiber saßen, kamen und gingen halbwüchsige Gestalten. Wenn

die Thüre sich öffnete, hörte man das Knarren der Federn und das Rascheln der Papiere, so still war es. Nur hier und da tönte die knarrende Stimme des Büreauchefs, wenn er einen Boten abfertigte oder einem der hin und herschlürfenden Schreiber eine Anweisung gab.

An den Wänden bauten sich Regale auf, in denen zahllose Papierpäcke lagen. So viel Menschenschicksal, soviel Leidenschaft, Zwist und Geldgier — wilde Gewässer, nun alle gesammelt, gefaßt und in den Canälen von Rechtsausführungen dahinrieselnd; als wäre das Alles nur gewesen, um den Paragraphen des Landrechts als Beispiele zu dienen und dunkle Rechtsfragen aufzuklären.

Der aber, der die Seele des ganzen Getriebes war, Doctor Cranius, saß in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch und ließ die Arme über die Sessellehnen herunterhängen, als ob es ihm jetzt einerlei sei, wie jene wilden Wasser verlaufen mögen, und ob die kunstvollen Canäle sich verstopfen oder nicht. Was ihn beschäftigte, ihn eben ganz absorbirte, das war der Fall Vollborn.

Unter der Maske des derben Cynikers trug er doch ein Herz, wenn er es auch nur selten zu Worte kommen ließ. Für Vollborn aber regte es sich. Er

gehörte zu seinem Stamm, und dann interessirte ihn der Mann, weil er so anders war. Ein so blindes Vertrauen in dieser Welt voll Tücken und Fußangeln, wo jeder Schritt zum Verderben führen kann. Er hatte so klar in seinen Fall hineingesehen, ihm so deutlich die Gefahren gewiesen. Aber Vollborn wollte nicht sehen, nicht hören, der eigensinnige Narr. Und doch hätte er ihn beinah beneidet, um seine Fähigkeit glücklich zu sein. Denn von dieser Kunst verstand Cranius bei all seiner Klugheit nichts, und wenn er einen Proceß für einen Clienten noch so glänzend gewonnen hatte — Höhenpunkte seines Daseins — dann sah er erst recht die schwachen Seiten der Sache. Seine eigene Geschicklichkeit und Klugheit kam ihm unheimlich vor. Er verfluchte sich und sein Metier.

Seine Menschenkenntniß und sein Instinct hatten ihm von vornherein Hella als die Schuldige im Perlendiebstahle bezeichnet. Als er aber das Netz über sie gerade zusammenziehen wollte, hatte das Schwanken in der Aussage der Juweliere sie doch entschlüpfen lassen. Dann hatte sein skeptischer Verstand sich der Angelegenheit bemächtigt, es waren ihm doch wieder Zweifel gekommen, denn er kannte aus Erfahrung das Trügerische aller Beweise. Er hatte zwar noch Vollborn gedroht, er werde den Vorgang genau nach

Hause an seine Mutter berichten. Aber damit hatte er doch gezögert und es endlich unterlassen. Was sollte er sich dazwischen drängen, es konnte trotz Allem anders sein.

Dann war rasch die Heirath erfolgt. Der unerschütterliche Glaube von Vollborn an Hella hatte ihm, wie er sich auch dagegen wehrte, imponirt. Instinct gegen Instinct — warum sollte der Vollborns nicht einmal der richtige sein? Hatte sich doch in so manchen Fällen, wo er seine Meinung mit so viel Nachdruck verfochten hatte, hintennach seine Auffassung geändert.

Jetzt aber hatte er einen Brief von Vollborns Mutter erhalten voller Angst und Bestürzung. Zuerst war ihr die Heirath ihres Sohnes in Begleitung von allerlei widerwärtigen Anhängseln durch das Stadtgespräch kund geworden. Sie hatte nicht daran geglaubt, bis einige wenige halb verlegen klingende Worte ihres Sohnes sie davon benachrichtigten. Was bedeutete das Alles? Auf Cranius hatte sie doch ihr Vertrauen gesetzt gehabt. Und von ihm hatte sie nichts gehört. Sie bat dringend, sie zu beruhigen, sie aufzuklären.

Wenn er nach Düren schreiben könnte, es sei äußerlich Alles in Ordnung, und im Uebrigen müsse man sich bei dem unerschütterlichen Glauben Vollborns an seine Frau beruhigen — es wäre ihm das Liebste

gewesen. Er besann sich auf eine Form, die dieses Vollborns Mutter auf die für ihn am wenigsten verantwortliche Weise vermitteln sollte, als ihm gemeldet wurde, daß Rahel und Samuel im Clientenzimmer warteten und ihn zu sprechen begehrten.

Er überlegte, ob er sie überhaupt anhören und sie nicht lieber kurzer Hand fortschicken wollte. Denn daß sie wegen des Diebstahls kamen, war ihm nicht zweifelhaft; er hatte sich eben mit einem non liquet — es ist nichts klar — einigermaßen abgefunden. Und nun diese Störung, die die fatale Sache wieder in Fluß bringen konnte . . .

Aber er mußte sie doch hören. Es ging nicht anders. Das war er sich selbst und seiner Base in Düren schuldig.

„Lassen Sie den Menschen und das Frauenzimmer hereinkommen,“ rief er dem Boten zu, der, vor dem Gewaltigen in Angst, sich eben an der Thür zeigte. „Warum machen Sie nicht rascher,“ schnaubte er.

Es war ja Rahel bei dem Auftritt mit den Juwelieren nicht entgangen, daß Cranius nach ihrer Seite neigte, ihre Schuld nicht annahm. So hatte sie gehofft, als nach ihrer Zusammenkunft mit Hella die letzte Aussicht auf Rettung ihr zusammenbrach, von ihm einen Rath, eine Stütze zu bekommen. Sie hatte

den immer nur störrig sich zeigenden Samuel gezwungen, sie zu begleiten.

„Es hilft nichts und hilft nichts,“ sagte er, „bei die Advocaten kostet es nur Geld, aber Du zwingst es wie immer.“

Wieder war er mit tiefem Knixen und Dienern eingetreten. Rahel folgte ihm, sich innerlich Muth zusprechend, denn auch sie fühlte ihre Energie schwinden.

Der Eindruck, den Samuel bei Cranius machte, war ein entschieden ungünstiger. Dieses kriechende Unterwürfigkeit heuchelnde Wesen war ihm widerwärtig und verhaßt.

„Was ist? Was bringen Sie?“ schnob er Samuel an.

Samuel war sensitiv, aber zäh. Er war es gewöhnt, angeschnaubt zu werden.

„Verzeihen Sie, Herr Justizrath,“ begann er.

„Bin nicht Justizrath,“ rief Cranius.

„Ich bin nur ein armer Schneider und rede ich wie es versteh'. Nehmen Sie es nicht für ungut. Ich hab' etwas gefunden, was Rahels Unschuld klar macht.“

Und er erzählte den Fund des Medaillons und des Bildes von Vollborn im Mantel von Rahel.

„Zeigen Sie her,“ sagte der aufmerksamerwerdende Cranius.

Die Beiden sahen sich an.

„Nun wird's bald," rief Cranius ungeduldig.

„Wir haben es nicht mehr," sagte Samuel entschuldigend. „Der junge Herr, wo der Bruder ist zu Frau Hella, hat das Bildchen zerrissen."

„Und das Medaillon?"

„Sie hat es ihr vor die Füße geworfen, im Zorn, wie sie Alles geleugnet hat," rief Samuel, Rahel vorwurfsvoll anblickend.

„Und warum kommt Ihr denn zu mir," rief Cranius, „wenn Ihr das Alles nicht mehr habt? Das können Ränke und Schwänke von Euch sein. Hört, das kommt mir sehr verdächtig vor — aber für Euch . . ."

„So wollen wir wieder gehen," sagte Samuel geknickt. „Ich hab's Dir gleich gesagt."

Und er wollte Rahel hinausziehen.

„Herr Rechtsanwalt," sagte Rahel, „ich kann nicht sagen, glauben Sie mir. Warum sollten Sie mir glauben! Aber ich sehe wohl, an Ihrem Wort hängt in dieser Sache Alles. Sie sind doch für das Recht da und für die Unschuld. Und wenn Sie versagen, so ist ja Alles nichtig, Sie und das Recht und die ganze Welt!"

Der Zorn Rahels machte bei Cranius einigermaßen gut, was die Unterwürfigkeit Samuels verdorben hatte.

„So sag', was glaubst Du von mir erwarten zu können?" sagte er brummig.

„Lassen Sie uns auf das Gericht kommen. Frau Hella und Samuel und mich. Da wollen wir unsere Hände aufheben, jeder soll seine Sache beschwören. Da wird uns Gott richten."

„Ein sonderbarer Vorschlag," sagte Cranius; „aber ich will Hellas Wort darüber hören, wenn ich es kann. Wenn das Medaillon im Mantel sich gefunden hat — so setzte er für sich hinzu — giebt es der Sache einen anderen Zug. Entscheiden kann das aber auch nicht. Und jetzt geht."

Er ließ sich Samuels Adresse geben.

Da drang Frau Lizzy herein. Sie war, wie sie pflegte, wieder durch das Büreaupersonal durchgebrochen.

„Du hier," rief sie Rahel verwundert zu. „Dich suchte ich eben vergebens bei Dir zu Hause. Ich habe Dir Unrecht gethan, wir Alle haben Dir Unrecht gethan. Du warst es nicht. Ihre Fußspuren haben eine Andere verrathen."

Rahel nahm einen Stuhl und setzte sich. Sie war eine schweigsame Natur, sie mußte sich erst fassen.

Der Uebergang war zu rasch für sie gewesen. Sie starrte Frau Lizzy sprachlos an. Dann begann sie heftig zu weinen.

„Sie haben es von mir glauben können. Sie! den Kummer kann ich nie verwinden, nie.

„Es sprach so viel gegen Dich," sagte Lizzy entschuldigend. „Aber es konnte nicht anders sein, mein Lobenstein hat Recht behalten. Du kannst gleich mit mir nach Hause fahren," fuhr sie fort.

Rahel saß noch immer, und ihre Thränen rieselten weiter.

„So steh' doch auf und küß der gnädigen Frau die Hand!" rief der entzückte Samuel.

Er selbst hatte Lizzys Kleid ergriffen und drückte einen Kuß auf den unteren Saum.

Rahel erhob sich.

„Gott hat es so gewollt," sagte Rahel, „aber für mich war es zu viel. Ich danke Ihnen, Frau Reßmann. Sie thun viel an mir, daß Sie zu mir gekommen sind und sagen mir: Du warst es nicht. Aber mit Ihnen nach Haus fahren, das kann ich nicht. Jetzt kann ich's nicht. Vielleicht kann ich später kommen. Ich weiß nicht. Ich muß jetzt für mich allein sein, ganz allein. Da fällt mir vielleicht ein, was recht ist, was ich thue."

Sie grüßte Frau Lizzy und Doctor Cranius, dann ging sie halb schwankenden Schrittes zur Thür hinaus.

„Wie kannst Du so sein, so stolz zu der guten, vornehmen Frau?“ sagte Samuel vorwurfsvoll. „Und ich hab's Dir ja gleich gesagt: Wenn es einen Gott giebt, so ist er für solche Fälle, und jetzt sag' ich, es ist ein Gott!“

„Ja, es ist ein Gott,“ sagte Rahel feierlich.

Auf der Treppe begegneten sie Vollborn; er stürmte an ihnen vorbei, ohne sie zu erkennen.

Er traf Lizzy mit Cranius in Berathung, wie man sich mit den Juwelieren wegen Zurückerwerbs der Perlen zu stellen habe.

„Du kommst gerade recht,“ sagte Cranius zu dem eintretenden Vollborn. „Es ist leider jetzt kein Zweifel mehr, daß Hella die Perlen genommen hat. Du thust am besten, Du bezahlst den Juwelieren das Geld zurück, giebst Frau Lizzy die Perlen, und wir lassen Gras über die Sache wachsen. Nicht wahr, Frau Lizzy?“

Diese nickte.

„Sehr gut,“ sagte Vollborn, „sehr gut! Häufe Frechheit auf Frechheit. Was habt Ihr für neue Märchen aufgestellt? Laßt mich die doch hören?“

„Die Fußspuren im Garten haben es verrathen,“ sagte Cranius, „daß es Hella war, nicht Rahel, die

in Rahels Mantel am Tage des Verkaufs das Haus verließ, und Dein Bild hat sich in Rahels Mantel gefunden. Das Bild, das Du Hella gabst, konnte nur sie hineinstecken. Das glaube ich fest."

„Was ich jetzt fest glaube," sagte Vollborn voll höhnischen Zornes, „ist, daß die Geschichte mit den Juwelieren nun ganz zusammengebrochen und in das Gegentheil umgeschlagen ist. Da müssen neue Lügen herbei. Fußspuren und ein Bild im Mantel. Kindisches, verruchtes Gerede!" fuhr er los.

„Ja, sitzt nur zusammen, brütet nur Lüge auf Lüge, Phantasie auf Phantasie. An Hellas hohes süßes Bild rührt Ihr doch nicht. Ein Blick von ihr wirft Alles um, was Ihr sagt.

Ich werde mich nach Rechtsmitteln umsehen, Euerer Verleumdung ein Ziel zu setzen."

Damit ging er hastig, wie er gekommen.

„Was sagen Sie nun?" rief Lizzy, Vollborn nachsehend.

„Ein Wahnsinnsfall," murmelte Cranius, „ein Monomane der Liebe!"

„Und doch dauert er mich, er rührt mich, der arme Kerl," sagte Lizzy. „Sie verdient ihn nicht, das leere, stolze Geschöpf. Sie haben Recht, Doctor, wir wollen uns mit den Juwelieren abfinden."

„Wenn es nur nicht schon zu spät ist," sagte Cranius besorgt. „Ich fürchte, die Juweliere haben schon zu viel geredet, und die Polizei hat eine Witterung."

„Das wäre ja mehr als fatal; ein Unglück wäre es," seufzte Frau Lizzy. „Der unglückliche Schmuck! hätte ich nie von ihm gehört!" . .

Vollborn eilte nach dem Gartenhause. Seine Sicherheit war doch nicht ganz so stark, wie er gezeigt hatte. Hellas ängstliche Blicke, die ihm nicht ganz entgehen konnten, hatten ihn nachdenklich gemacht; ein unbestimmter Verdacht regte sich in ihm, so sehr er ihn auch zu verlachen sich bemühte.

Aber ein Blick von Hella wird ihn zerstreuen.

Zu ihr, zu ihr — und Alles wird wieder gut sein.

XLII.

Wanda.

Hella besaß eine große Fertigkeit auf dem Clavier; ihre Stimme war in besseren Zeiten von einem ersten Meister ausgebildet worden. Ihre musikalischen Leistungen hatten immer etwas Glattes, in der Form Aufgehendes gehabt, wie es der Salon liebt. Seit vielen Monaten hatte sie das Clavier nicht mehr geöffnet.

Curt hatte Wanda in der That in dem Café gefunden, wo sie die Zeitung las, und kehrte mit ihr nach dem Gartenhaus zurück.

Die beiden Geschwister liefen mehr, als sie gingen, der Wohnung Hellas zu. Da tönten ihnen stürmische, wilde Klänge aus dieser entgegen. Wanda unterschied eine Schubert'sche Melodie voll schauriger Melancholie und die Stimme Hellas, welche die Worte mehr sprach als sang:

„Eine Straße muß ich gehen, eine Straße muß ich gehen, die noch Keiner, Keiner kam zurück.“

Dann ein paar auf die Tastatur geschleuderte Accorde, ein greller Mißklang . . .

Und in dem Zimmer war es stumm.

Wanda öffnete die Thür.

Hella saß noch immer vor dem geöffneten Instrument und schaute auf die Tasten. Wanda eilte auf die Schwester zu, sie zu umfassen, während Curt ohne Weiteres an das Fenster ging.

Bei Wandas Annäherung sprang Hella auf und streckte ihr beide Hände abwehrend entgegen.

Wanda ließ die Arme sinken.

„Schwester, Schwester!“ schrie sie mit klagender Stimme.

„Curt hat es Dir gesagt?“ frug Hella.

„Ich habe es schon vorher gewußt,“ murmelte Wanda.

„Du?“ sagte Hella, „Du, die so klug bist, was sagt denn Deine neue Lehre zu dem, was ich gethan habe?“

„Die Welt wird mir zu fürchterlich,“ sagte Wanda, „ich kann sie mit meinen armen Gedanken nicht mehr ausmessen.“

„Nein, Du mußt reden,“ rief Hella wild, „denn Du lügst nicht. Bin ich schuldig?“

„Ich weiß nichts als das Eine. Aus seinem eigenen Innern heraus wird Jeder verurtheilt oder freigesprochen. Höre die Stimme in Dir und folge ihr."

„Dann bin ich schuldig, schuldig, schuldig," schrie sie, „ich habe gelogen und betrogen."

„Dann," sagte Wanda sanft, „dann leide und sühne!"

Hella nahm die Hand der Schwester und drückte sie fest.

Wanda schlang die Arme um die Schwester, preßte sie an sich.

„Leide," rief sie, „aber liebe und laß Dich lieben, Du Allerärmste."

Wanda küßte die Schwester und brach in einen Strom von Thränen aus.

Starren Auges sah Hella über sie weg nach Curt, der sich die Lippen beißend immer noch am Fenster stand und manchmal einen halben Blick in den Park warf.

Jetzt sah sie sein Gesicht sich verziehen.

Er kommt! tönte es in ihr.

Ein hastiger Tritt ließ sich auf der Treppe hören.

Sein Tritt, sie kannte ihn wohl.

Eine halbe Minute wartete er vor der Thür, er wollte zu Athem kommen, sich etwas beruhigen.

Die Zeit dünkte Hella unendlich.

So könnte es dem Hinzurichtenden zu Muthe sein, wenn er das schon zum Schlag erhobene Schwert noch erst festgehalten sieht, ehe es todbringend herniedersaust.

„Muß ich ihn sehen?“ wandte sich Hella zitternd an Wanda.

„Ja, Du mußt!“ sagte diese. „Sei muthig, Schwester.“

XLIII.

Aus!!

Vollborns Athem keuchte noch, der Schweiß saß ihm auf der Stirn, er hatte sich in der Aufregung an Cravatte und Kragen gerissen und sie weggezogen, man sah die gespannten Adern des musculösen Halses. Das gab ihm einen besonderen Ausdruck von Wildheit. Er heftete die Augen auf Hella, die vor sich auf die Erde starrte.

Dann blieb er ein paar Augenblicke stumm.

„Hella," stieß er hervor, „sag, daß es gelogen ist, Dir, Dir allein glaube ich. Nicht wahr, es ist erlogen?!"

Und wie bittend sah er sie jetzt an.

Er näherte sich ihr, um ihre Hand zu fassen.

„Bleibe stehen," rief sie heftig.

Sie suchte den Blick Wandas, und wie sich an diesem aufrichtend sagte sie tonlos:

„Es ist Alles, Alles, Alles wahr!"

Er konnte es immer noch nicht glauben. Er mußte sich verhört haben, oder es wurde ein bitterer, grausamer Scherz mit ihm getrieben.

Er suchte eine Bestätigung dafür bei Curt, der wild und finster blickte, dann wandte sich sein Auge auf Wanda.

Diese trat auf ihn zu und ergriff seine Hand.

„Sei milde mit ihr — und sei ein Mann.“

Also wahr! das Unfaßbare, das unsagbar Gräßliche.

„O!“ rief Vollborn mit dem Laut des verwundeten Thieres.

Mit einer sie durchschauernden Neugier verfolgte Hella jede seiner Bewegungen. Was wird er machen?

Er blieb stumm. Er ballte seine Hand.

Jetzt wird er auf sie zustürzen, jetzt wird er sie zerren und würgen.

„Nein, Du darfst nicht, Du darfst mich nicht schlagen. Ich könnte Dir sagen, warum,“ schrie sie heiser.

„Dich schlagen!“ rief Vollborn, die Hände wie verzweifelt zusammenringend. „O, Du Unglückliche.“

Und schon bemühte sich sein Geist, ein Gerüste zu bauen, an dem er das eben zerschmettert zu Boden gestürzte Idol wieder aufrichten könne.

„Du warst nicht recht bei Dir, als Du es thatest. Du warst verstört, Du thatest es im Wahnsinn, nicht wahr, so war es?“ flehte er.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Genug der Lüge,“ sagte sie dumpf.

„So hat Reßmann Dich verführt. Ja, jetzt hab' ich es, er war es, der Dich dazu angestiftet hat, um Dich zu verderben. Sage das, und ich werde Dich verstehen.“

„Niemand ist für meine That verantwortlich als ich, als ich allein,“ sagte sie.

„Dann hast Du mich nie geliebt!“ rief Vollborn verzweifelt.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie dumpf, „jetzt glaube ich es selbst.“

„Dann hast Du Reßmann geliebt — liebst ihn vielleicht noch,“ schrie er auf.

„Mit Reßmann bin ich fertig, ganz fertig.“ Sie machte eine hastige Bewegung mit der rechten Hand, wie wenn sie sich etwas von der Brust risse und es zu Boden schleudere.

Vollborns Auge folgte der Geste Hellas, und als sie vollzogen war, stampfte er mit dem Fuße auf, als wolle er den Hingeschleuderten nun noch zermalmen.

Sein gequälter Geist suchte nach einem Gegenstand für den verzehrenden Zorn, den er in sich fühlte — dazu war Reßmann gut genug — ihr gegenüber aber war sein ganzes Empfinden nur ein wüthender, berauschender Schmerz.

„Genug des Lyrismus," brach jetzt Curt hervor. „Wir müssen suchen zu retten, was noch zu retten ist. „Was soll geschehen?" wandte er sich an Vollborn.

„Ja, Du bist besser als ich," rief Vollborn — „wir wollen sie retten, retten, ihr muß Hilfe werden."

Hella warf Vollborn einen langen Blick zu.

Er saugte diesen Blick förmlich in sich ein.

Aber er verstand ihn nicht. Liebe konnte er darin nicht lesen.

Das Mitleid mit Vollborn hatte den Blick eingegeben, ein bis in's Mark schneidendes Mitleid, aber angekränkelt von einer Geringschätzung, die sie nicht abweisen konnte.

Hätte er aufgestürmt, getobt, gerast.

Hätte er ihr geflucht, nach ihr gestoßen — sie hätte ihn verstanden, vielleicht hätte er sich ihrer hin und her schwankenden Seele bemächtigen können.

Aber diese Unterwerfung, diese aufenthaltlose Uebernahme ihrer Situation verletzte, beleidigte ihre Seele. Ihr Stolz, der vor ihm auf dem Boden ge-

legen hatte, bäumte sich auf. So gering achtete er ihre Existenz, ihre Würde, daß ihr tiefer innerer Fall ihn kaum berührte. Daß es ihm halb gleichgiltig erschien, ob er eine Hella von Olzen neben sich hatte oder eine Lügnerin und Betrügerin, wenn er nur die Puppe behielt, mit der er spielen konnte.

„Mir kann Niemand helfen," schrie sie, „laßt mich, Alle. Ich gehe . . ."

„Du gehst," sagte Vollborn. „Ich habe geschworen, Dich nicht zu verlassen in Glück und Unglück; wenn Du gehst, so gehe ich mit."

„Unser Bund ist zerrissen, ich selbst habe ihn zerrissen," rief Hella.

„Er ist unlösbar," sagte Vollborn bestimmt.

„Nein," sagte Hella, „er ist gelöst, in mir ist er gelöst. Nur für Dich ist er eine Kette, die Du nachschleifst. Auch davon würde ich Dich jetzt befreien, wenn ich jetzt könnte, wenn ich jetzt könnte."

„Dich kann nur der Tod von mir lösen!" rief Vollborn.

„Der Tod! Ich hätte ihn schon gesucht. Aber ich würde mich nicht allein tödten," stieß sie hervor.

Eine Schwäche kam über sie; sie wankte.

Vollborn sprang auf sie zu, er wollte sie in seinen Armen auffangen.

Bei seiner Annäherung aber faßte sie sich. Sie wich vor ihm zurück, es war, als scheute sie jede Berührung mit ihm.

Curt mischte sich wieder ein. Ein überlegenes richterliches Gefühl beseelte ihn, er kam sich gleichsam als Olzen'sches Familien-Oberhaupt vor.

Mit würdevollem Ernst begann er:

„Hella," sagte er, „es ist Zeit, daß Du zu Dir selbst kommst. Du hast Dich und Deine Familie schwer compromittirt. Wie Du das mit Dir und mit Vollborn auszumachen hast, das ist eine spätere Sorge. Heute hängt Alles davon ab, daß wir die Familie vor einem Skandal bewahren. Dafür laß Deinen Mann und Deinen Bruder sorgen; es ist das Wenigste, was wir von Dir verlangen können."

„Ich verstehe," sagte Hella. „Du willst neue Lügen auf die alten häufen. Das Recht auf die Lüge, das Du mir vorgepredigt hast, habe ich ausgekostet — ich will es nicht. Ein Recht auf die Wahrheit habe ich, das will ich ausüben. Darnach dürstet meine Seele. Nichts will ich verbergen. Der ganzen Welt will ich es hinausschreien: „Ich bin eine Diebin, eine Diebin bin ich!"

Sie schrie, daß es durch das Zimmer klang und der Gärtner, der unten im Park die Sträucher beschnitt, verwundert aufschaute.

„Du wirst so lange schreien, bis es die Polizei und das Gericht hört und man Dich beim Worte nimmt," sagte Curt.

„Ja, das will ich," rief Hella wild, „noch mehr werde ich thun. Ich werde Polizei und Gericht selbst aufsuchen. Dorthin gehe ich, ich werde sie zu finden wissen."

„Das wirst Du mir nicht anthun," rief Vollborn flehend und wie außer sich.

„Um Deinetwillen schmerzt es mich. Um Deinetwillen würde es unterbleiben, wenn es das könnte. Aber es muß sein."

„Wenn ich nicht wahnsinnig werden soll, so laßt mich gehen," schrie sie wild.

„Wanda, sprich Du zu ihr," rief Vollborn verzweifelt.

„Muß es sein?" frug Wanda sie ernst und zärtlich.

„Ja, Schwester," antwortete Hella, „das muß sein. Sterben darf ich nicht. Und da ich leben muß, will ich leben, wie ich leben kann. Ich will mein Dasein nicht durch eine ewige Lüge, nicht vom Mitleid der Welt erkaufen. Habe ich den Muth meiner That gehabt, so habe ich auch den Muth für ihre Folgen. Es ist vergebens, an diesem Entschluß zu rütteln. Ich gehe." —

„Du gehst nicht," sagte Curt wüthend, „und wenn ich Dich mit Gewalt zurückhalten muß, Du gehst nicht, sage ich."

Er ergriff sie am Handgelenk, das er schüttelte.

„Laß ihre Hand los," rief Vollborn. „Noch bin ich ihr Mann. Und ich bestimme."

„Auch Du trittst mir in den Weg! rief Curt, dem der Zorn immer höher schwoll. „Gut, so sieh, wie Du mit ihr fertig wirst. Ich verlasse dies Narrenhaus."

Er stürzte aus dem Zimmer, indem er die Thür hinter sich zuschlug.

„Du kannst so von mir gehen und mich zurücklassen, Hella!" sagte Vollborn.

Sie antwortete nicht. Sie griff nach Hut und Ueberwurf.

„Und — und unser Kind," — rief Vollborn. Jetzt brach er in Thränen aus.

„Um seinetwillen gehe ich," sagte Hella sanft. „Mein Geist soll zu einer Stätte der Sühne und der Wahrheit werden, eine Stätte der Ruhe — um des Kindes, das ich trage, halber laß mich!

Und jetzt lebe wohl.

Und verzeihe mir, wenn Du kannst . . ."

„Darf ich Dich nicht begleiten?" sagte er dumpf.

„Wanda geht mit mir,“ antwortete sie bestimmt.

„Und dann — und dann — wenn Alles vorbei ist — kehrst Du zu mir zurück.“

„Es war Dein Unglück, daß Du auf mich getroffen bist,“ sagte sie still vor sich hin, „Deines und meines. Wir hätten uns nie sehen sollen, wir sollten uns nie wieder sehen. Und doch ein Band ist zwischen uns, das, wie Du sagst unlösbar ist.“

„So kommst Du wieder,“ rief er flehend.

„Vielleicht,“ sagte sie.

„Lebe wohl.“

Er konnte sich nicht mehr halten, er stürzte vor ihr hin auf die Kniee, er hielt ihre Hand, er bedeckte ihr Kleid mit Küssen.

Sie rang sich sanft von ihm los, sie hauchte ihm einen Kuß auf die schweißbetrieften Haare, ihre Hand fühlte seine kalte nasse Stirn.

Ein unendliches schmerzliches Mitleiden mit ihm, mit sich, durchzuckte sie.

Dann ging sie die Treppe hinan.

In einer Agonie von Schmerz und Verzweiflung wand sich Vollborn auf dem Boden.

Mit ihr war Alles verschwunden, was ihm das Leben werth machte, sein Glück, seine Ehre, sein Stand.

Nur seine Liebe nicht. Die fühlte er wie einen Gluthstrom durch sich fließen und sein stockendes Herz in wilden Schwung versetzen.

Unlösbar murmelte er vor sich hin, während sein Auge auf den Spuren hing, die ihr Verweilen in dem Raum zurückgelassen hatte.

Ein Monomane der Liebe hatte Cranius gesagt.

Zu Cranius fuhr Hella mit Wanda. Sie erbaten sich seine Begleitung nach Moabit.

Wie sie zu dritt in einer Droschke zweiter Klasse über die Alsenstraße ihrem Ziel zuhumpelten, fuhr eine Carrosse an ihnen vorbei, von zwei stolzen Trakehnern gezogen.

Comtesse Clara Zartveldt saß darin, sie fuhr zu einem Concert bei Hofe.

Sie warf einen raschen Blick auf die Droschke, dann wandte sie das Haupt zur Seite, als hätte sie Hella nicht bemerkt.

* * *

Jetzt, wie Hella aus dem Zimmer des Staatsanwaltes heraustrat und von Wanda Abschied nahm, wurde ein Mensch vorbeigeführt, die Hände auf dem Rücken gebunden.

Er erkannte Hella.

„Sieh da det feine Frölken aus Wannsee,“ rief er. „Vergessen Sie nicht uf det Alubi und Rechtswidrig, det is der Punkt.“

Es war der Stromer . . . .

* * *

Hella wird eine längere Gefängnißstrafe erhalten. Als wahrscheinlich gilt, daß sie vor ihrer Niederkunft begnadigt wird. Vollborn hat als Offizier quittirt und arbeitet in einem kaufmännischen Geschäft.

Bei ihrer Entlassung aus dem Gefängniß wird Wanda jedenfalls Hella am Thor des Gefängnisses erwarten.

Ob auch Vollborn?

Nach Allem, was bis jetzt bekannt ist, muß man es annehmen.

Ende.

In den Fesseln der Schuld

Bd.: 2.

1894